Fanny Lewald

Römisches Tagebuch

1845/46

Library of

Wellesley College.

Purchased from
The Horsford Fund.

No

Fanny Lewald

Römisches Tagebuch 1845/46

Fanny Lewald. 1846

Gemälde von Eliſabeth Baumann-Jerichau

Fanny Lewald

Römisches Tagebuch

1845/46

Herausgegeben von

Heinrich Spiero

Mit 8 Tafeln

Leipzig 1927

Klinkhardt & Biermann

Verlag

COPYRIGHT BY
KLINKHARDT & BIERMANN, LEIPZIG 1927
PRINTED IN GERMANY

134120

PT
2423
L3Z47

BUCHAUSSTATTUNG VON HEINRICH HUSSMANN
LEIPZIG

Einleitung

Das Schicksal, dessen Knüpfung auf diesen Blättern dargestellt ist, hat einst weit über den Kreis derer, die es leben mußten, hinaus in Deutschland Anteil erweckt. Durch viele Denkwürdigkeiten des neunzehnten Jahrhunderts und durch Briefe der Zeitgenossen schreiten Fanny Lewald und Adolf Stahr vereint hindurch, bewundert und gescholten, verstanden und mißverstanden. Den letzten Ursprung und die tiefe Gründung ihrer späteren, Leben und Tod überdauernden Einheit bekennen erst diese, so lange nach beider Tode in den Druck gelangenden Aufzeichnungen.

Es ist keine indiskrete Hand, die das lange Bewahrte — im Einverständnis mit den Familien Lewald und Stahr — ans Licht zieht. Vielmehr hat Fanny selbst dieses Buch zur Veröffentlichung bestimmt, und ihr Gatte hat sie in dieser Absicht bestärkt. Wohl sind es tagebuchmäßige Aufzeichnungen aus jenen italischen Monaten — aber erst zwanzig Jahre später verwob sie Fanny Lewald zu schlüssiger Darstellung und legte die Erinnerungen „dem Manne, der sie mit mir in schmerzvollem Glück durchlitten, als ein Zeichen unserer geliebtesten Erinnerung" auf den Weihnachtstisch. Damals waren Adolf und Fanny bereits zehn Jahre lang in einer Ehe verbunden, deren tiefes Glück nicht zuletzt die noch heute lebenden Enkel aus Stahrs erster Ehe in warmer Erinnerung tragen. Und auf die von der Frau heimlich verfaßte Arbeit setzte der Mann, als er sie tiefbewegt durchgelesen hatte, die Verse:

Unseren Frühling hast du, Geliebteste, heut mir erneuert,
herrlich mit Blüten geschmückt unserer Liebe Gedicht.
Unser seliges Leid, von dir geschildert, erblüht mir
heut in flammender Pracht neu in der Seele empor.

Und er, Stahr, wünschte die Veröffentlichung, erbat sie noch wenige Tage vor seinem Tode. Fanny aber hat in ihren dreizehn überschatteten Witwenjahren die Handschrift wohl druckfertig gemacht und sie dennoch erst den Nachlebenden zur Veröffentlichung überlassen. So tritt sie heute, achtzig Jahre nach den in ihr dargestellten Erlebnissen, hervor und gewährt den vollen Blick auf ein ungewöhnliches, von ungewöhnlichen Menschen mit namenlosem Glück und namenlosem Schmerz in allen Tiefen erfahrenes Schicksal. Der Bericht über diese Tage aber ergreift um so tiefer, da sich den Liebenden an ihrem Ende nicht der schmalste Ausblick in eine glücklich lösende Zukunft eröffnet. Zwei Naturen, nach Anlage und Überzeugung gewöhnt, sich immer ins Rechte zu denken, geraten in einen tiefen Zwiespalt aller gewohnten Empfindung und müssen doch den Urgrund dieses Zwiespalts, je dunkler die Zukunft zu werden scheint, um so mehr, als das täglich sicherer gewußte, höchste Glück ihres Lebens preisen. Was ein späterer Dichter aus verwandtem Schicksal zu unvergeßlichem Vers formte, klingt wie ein immer stärker, schließlich unüberhörbar werdendes melodisches Motiv durch die Geschichte von Fanny Lewald und Adolf Stahr:

Alles Leid ist Einsamkeit,
alles Glück Gemeinsamkeit.

Diesem mit reinem Willen und erschütternder, seelischer Energie erlebten Finden aber gibt der Ort, wo es geschah, für den späten Leser ebenso den besonderen Reiz, wie er dem Paare selbst alles überhöhte und vertiefte. Denn es war Rom, wo sie sich fanden.

Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
plötzlich still verklärt Gestalt sich los,
Größe, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
ruht in ihrer Züge tiefem Schoß.
Welcher Laut hat menschlich je geschallet,
den die Vorzeit hier nicht widerhallet?

So hat einer der größten Deutschrömer, Wilhelm von Humboldt, die ewige Stadt gefühlt und gegrüßt, so offenbart sie sich heute noch, jede Erwartung und Ahnung weit überbietend, dem deutschen Kömmling. Und um wieviel mehr dem von 1845, der noch wie auf Goethes und Winckelmanns unmittelbarer Spur über Ponte Molle durch Porta del Popolo einfuhr. Fanny Lewald erging es, wie, genau zehn Jahre später, Herman Grimm. „Ich selbst habe noch einen allerletzten Schimmer der Abendröte erleben zu dürfen geglaubt, in welcher Goethe Rom erblickte. Ich bin vor zwanzig Jahren noch eingefahren durch die Porta del Popolo, nachdem ich in langer Fahrt Rom näher und näher gekommen war, und habe die letzten Priester und Mönche noch in voller Berechtigung leben und weben sehen, die heute wie arme abgedankte Statisten eines abgebrannten Theaters in den alten Kostümen herumgehen. Heute dringt man, wie durch eine Bresche, durch einen Mauerdurchbruch an ganz anderer Stelle ein und findet sich am Bahnhofe in einem neuen Quartiere mit glatt aufgeschossenen, eleganten Häusern, die ebensogut Berlin, Wien oder einer andern modernen Städt gehören könnten. Von da aus sucht man dann das alte Rom erst auf wie eine abseits liegende Merkwürdigkeit. Früher wurde man gleich ins Herz der alten Stadt geführt und sah sich von ihr umgeben und eingeschlossen."

Damals, in fast eisenbahnlosen Tagen, mochte man sich in Rom aller gewohnten Welt in unabsehbare Ferne entrückt scheinen. Daß vor den Fenstern der Freundin der unablässige Fall

der Fontana Trevi in diese jähe Lebensfügung hineinrauscht, gibt ihr eine unvergeßliche Kadenz.

Und auch das verstärkte für Fanny Lewald und verstärkt für uns Farbigkeit und Fülle dieser Begebnisse, daß ihnen im römischen Rahmen die römische Gesellschaft jener gesegneten Jahre mit allem Takt und aller Teilnahme innerster Vornehmheit beiwohnt, daß Fanny Lewald hier zum erstenmal mit der Erfüllung eines Herzenserlebnisses die ganze Fülle geistig strömender, ihr frei zugetanener Freundschaft bedeutender Menschen zuteil wird.

Sie war vierunddreißig Jahre alt geworden. Zweimal hatte sie schwerlastende Herzenserfahrungen machen müssen. Der junge Pfarramtskandidat Leopold Bock, dem sie sich ohne ausdrückliche Aussprache angelobt, hatte sich, wohl unter dem Einflusse ihres Vaters, von ihr zurückgezogen und war im Begriff einer zweiten Annäherung jung gestorben. Ihr Vetter Heinrich Simon aber, damals im jugendlichen Aufstieg zu glänzender politischer Laufbahn, hatte ihre heiße Neigung nur mit einer treuen, männlichen, bis an seinen Tod dauernden Freundschaft zu erwidern vermocht.

Das alles hatte sie in den engen häuslichen und heimatlichen Verhältnissen durchgemacht. In dem Augenblick ihres unbewußten Eintritts auf die Schwelle der Lebenserfüllung beschritt Fanny zugleich, zum ersten Male ganz auf sich selbst gestellt, die Stufen zu einer neuen Welt.

Sie war Königsbergerin, eine Tochter der Stadt, die als der Ausgangspunkt Gottscheds, Hamanns, Herders, Hippels, vor allem Kants, einer der geistigen Vororte des achtzehnten Jahrhunderts gewesen war. Wohl war ihr mit Immanuel Kants Tode die Krone vom Haupte gefallen, aber schon hatte sie sich mit der romantischen Dichtung Hoffmanns, Werners, Schenkendorfs ein neues Diadem geschmiedet, und eben jetzt rüstete sich, noch unter den Augen Heinrich Theodor von Schöns und Eduard von Flottwells, ein ganzes, hochbegabtes Geschlecht junger Politiker zum

Aufbruch: die Brüder Saucken und Auerswald, Eduard Simson, Graf Fritz Eulenburg, Johann Jacoby, Wilhelm Jordan, Friedrich Albert Dulk. Zugleich trat die Albertus-Universität in eine Zeit neuer Hochblüte.

Von alledem hatte Fanny Lewald ihr bescheiden Teil empfangen. Der einzige in Königsberg verbliebene romantische Dichter, Raphael Bock, der letzte Domherr von Oliva, war ihres Vaters Jugendfreund, dem Theologen Ludwig August Kähler, einem von Goethe geschätzten Dichter, hatte sie nahetreten dürfen, Eduard Simson, dessen Eltern die ihren verschwägert waren, war ihr Schulkamerad gewesen, Jacoby war der Arzt des Hauses. Der verheißungsvolle Julian Schmidt gehörte zu den Kommilitonen ihrer Brüder. Karl von Holtei und Auguste Crelinger waren bei Königsberger Besuchen im Lewaldschen Hause in der Kneiphöfischen Langgasse eingekehrt. Dem Minister Schön hatte sie im Jahre 1843 eine Lebensskizze gewidmet. Auf Reisen mit ihrem Vater und bei ihrem Breslauer Oheim Friedrich Lewald hatte sie Hoffmann von Fallersleben, Meyerbeer, Börne, Spindler, Herwegh, Dingelstedt kennengelernt und in dem letzten Berliner Jahr, zum erstenmal in eigener Häuslichkeit, mit Therese von Bacheracht, Gutzkows Freundin, Freundschaft geschlossen, mit Theodor Mundt, Henriette Hertz, Varnhagen von Ense, Theodor Mügge verkehrt.

Hier in Rom aber war alles anders. Selbst in Berlin war sie, bei einer Verwandten eingemietet, mit ihrem ältesten Bruder verbunden gewesen, und wenn sie bei Henriette Solmar dem Geheimrat Varnhagen vorgestellt ward, so sah er in ihr vielleicht weniger die Schriftstellerin als die entfernte Verwandte. Jetzt aber mußte sie ganz auf sich selbst stehen. Ihre einzige Beglaubigung waren ihre drei Romane: „Clementine", „Jenny" (beide noch namenlos erschienen) und „Eine Lebensfrage"; selbst die Hilfsstellung ihres Vetters August Lewald, der einst in seiner „Europa" ihre ersten Arbeiten hinausgeleitet hatte, fiel hier fort.

In einer Gesellschaft, an deren Spitze Ottilie Goethe und Sybille Mertens standen, galten nur geistiger Rang und geistige Teilnahme, und jeden Weg in das neu zu erschließende römische Wunderland mußte die eigene Persönlichkeit eröffnen. So erleben wir den überwältigenden Hinsturz des Neuen, Großen, jedes Vorgefühl hinter sich Lassenden, erleben zugleich das Glück, sich von den in Rom vereinten Menschen dieses geistigen Ranges mit Wohlwollen, heiterem Sinn und jener unbequemem Zudrängen, wie herrschsüchtiger Überlegenheit gleich fernen Freiheit empfangen zu sehen. Und wir erleben mit Fanny Lewald die langsame Einordnung verwirrender Eindrücke unter der absichtslos lehrenden und führenden, kundigen Hand Adolf Stahrs; Rom ist nicht nur der Ort, es wird in einem großen Sinne auch der Anlaß ihrer Lebensbindung.

Denn wohl war Adolf Stahrs, des einst Gefeierten und heute allzusehr Unterschätzten, Dasein ganz anders verlaufen als das der Freundin. Aber der uckermärkische Pfarrerssohn hatte sich von früh an, seit dem ersten studentischen Semester, unabhängig in geistigem Erwerb und geistigen Kämpfen bewegen können, mit Männern wie Ruge und Echtermeyer die literarischen Kämpfe von Jung-Halle durchgefochten, mit Julius Mosen gegenseitig fördernde Lebensgemeinschaft geschlossen, um dann freilich die Enge Oldenburgs drückend zu empfinden.

Beide kamen aus gebundenen Verhältnissen in eine von der Sehnsucht der Jahrhunderte umwobene Stätte, von der in einem höchsten Sinne das alte, deutsche Rechtswort galt und gilt: Stadtluft macht frei. Die Stadt, die urbs orbis, sollte auch sie freimachen und legte ihnen doch ein Band auf, das kein Tag wieder gelöst hat. Wie sie diese römische Freiheit als charakterstarke Menschen werteten, trugen und schließlich meinten entsagen zu müssen, klingt herzanfassend aus diesen Blättern, darauf die Sonne der Campagna scheint und darüber die Wipfel des borghesischen Gartens im milden italischen Lenzwind schwanken.

Für Fanny Lewald gewann nun freilich die große Erfahrung von Rom noch eine besonders merkwürdige Folie. In ihrem ersten Roman, der 1843 erschienenen „Clementine", hatte sie eine Vernunftehe geschildert. Die Frau dieses Werkes schloß die Heirat mit einem nicht geliebten, viel älteren Manne. In diese Ehe trat ein einst leidenschaftlich geliebter Jugendfreund, schwerer Konflikt brach auf und endete mit der Entsagung der Frau. Ihr dritter, kurz vor der Südreise geschaffener Roman „Eine Lebensfrage" behandelte die unter Umständen sittliche Notwendigkeit der Trennung einer Ehe. Beide Probleme hatte die Schriftstellerin nicht aus eigenem Erlebnis schöpfen und durcharbeiten können. Bei der „Clementine" mochte ihr, wenn wir ihrer Selbstbiographie folgen, wenigstens für die Atmosphäre einer solchen Vernunftehe das unglückliche Geschick einer zur Versorgung verheirateten Tante vorgeschwebt haben, und etwas kam aus Eigenem dazu: gerade im Hinblick auf diese Ehe hatte Fanny die dringende Bewerbung eines ostpreußischen Landrats, trotz wärmster Zusprache ihres geliebten Vaters, ausgeschlagen, nicht weil ihr der zugedachte Gatte zuwider war, sondern weil sie ihn nicht liebte und eben keine Versorgungsheirat schließen wollte. Noch viel ferner war ihren eigenen Erfahrungen der Grundstoff der „Lebensfrage" gewesen; aber merkwürdig genug, die Anregung zu diesem Werk war aus einem Ausspruch jener Halleschen Jahrbücher geflossen, unter deren Hauptmitarbeitern Adolf Stahr stand. Jetzt galt es in innerster Aufwühlung zu eigener schriftstellerischer Beglückung und Befriedigung Ersonnenes im eigenen Daseinskreis zu erleben.

Indem Fanny Lewald und Adolf Stahr in Rom den großen Umschwung ihres Lebens erfuhren — oft mit dem Gefühl von Wanderern auf hohem Grat neben tiefem Absturz — machte dies schicksalvolle Zusammentreffen und Zueinanderleben auch in ihrem literarischen Wirken Epoche. Wohl besaß die Schriftstellerin ein ungewöhnliches, von dem feinen Redakteururteil des Vetters August aus ihren unbefangenen Briefen über den Königsberger Mucker-

prozeß sicher herausgespürtes Talent. Gewiß hatte es von mancher Seite Anerkennung und Aufmunterung, nie aber so rücksichtslos liebevolle, eindringliche, fördernde Kritik gefunden, wie nun von dem Freunde. Immer hatte Fanny Lewald klar und mit eingrenzender Deutlichkeit zu schreiben gesucht; jetzt erst ward sie sich unausweichlicher stilistischer Anforderungen bewußt, von hier an erst schreibt sich ihr auf die Kunstform gerichtetes Studium Goethes her, erst durch Stahr gewann sie ein Verhältnis zur Ästhetik des Romans und der künstlerischen Prosa, wie sich ihr an seiner Hand, aus seinem Munde der Gehalt der antiken Kunst erschloß. Wohl schrieb Gutzkows fast auf den Tag gleichgeborene Altersgenossin auch fürderhin breit, bändereich, erläuternder Betrachtung zugeneigt. Aber sie fand doch auch den knappen satirischen Ton ihrer „Diogena", sie erwies gleich im „Italienischen Bilderbuch" ihr geschärftes und zugleich vertieftes Naturgefühl, die neueroberte Anschauung großer Kunstwerke, fremder Landschaft, anderer Volkheit. In dem ungefügen Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" spürt man eine an den „Wahlverwandtschaften" geschulte, stilsicher meißelnde Plastik bei der Herausarbeitung einzelner Gestalten und Örtlichkeiten. Ein so gegenständlich klar umrissenes Bild, wie das der Johanna Kinkel aus dem Jahre 1858, wie das aus den Erinnerungen dieser Zeit geschöpfte Porträt von Caroline Ungher-Sabatier, wie später das Franz Lißts, erweisen ebenso den in Rom und im geistigen Austausch mit Stahr erklommenen Aufstieg, wie zuletzt Fanny Lewalds Meisterwerk, die „Familie Darner". Gewiß, fast alles von Fanny Lewald Geschaffene hat nur Zeitbedeutung behalten; aber ihr gilt sicherlich das Wort: „Wer der Zeit dient, der dient redlich." Selbst der ihr nichtgeneigte Treitschke rühmt ihre Befähigung zur Kritik und zum sicheren Beobachten — beides hat sie in Rom und durch Stahr üben und vervollkommnen gelernt.

Für Adolf Stahr bedeuten italienische Reise und Lebensumschwung nicht weniger. Erst in Rom ward aus dem Aristoteles-

Forscher und Jahrbuch-Kritiker der Schriftsteller. Die eine Frucht dieser zwölf Monate, das „Jahr in Italien" zeigt bei manchmal scharfer politisch-kritischer Einstellung auf seinen liebenswürdigsten Blättern doch den süßen Sommerhauch des wie mit neuen Sinnen Erlebten; das Buch bezeugt eine Dehnung des Blickfeldes und des Weltbildes. Auch Adolf Stahr, dessen eigene Dichtungen durchschlagender Kraft entbehren, diente der Zeit, und wenn er, wie ich sagte, heute durchaus unterschätzt wird, so beruht das auf fehlerhafter geschichtlicher Einstellung. Ein Buch wie das seine über die Apenninen-Halbinsel hatte damals nicht Dutzende von Vorgängern und eröffnete dem gebildeten Publikum der Zeit wirklich neue Ausblicke. Stahrs zweite Schöpfung aus italischen Tagen und römischem Studium, das Werk „Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten" bedeutete für eine an faßlichen archäologischen Darstellungen und photographischen Hilfsmitteln arme Zeit außerordentlich viel. Mag Christian Daniel Rauchs rühmendes Urteil, da es zu Stahr selbst gesprochen wurde, in diesem Falle nicht für voll genommen werden — es ist schon, trotz Wilhelm Lübkes scharfem Tadel, etwas, wenn Varnhagen an Karl Rosenkranz schreibt: „Ich halte das Buch in hohem Wert und danke ihm viele gute Stunden; es ist mit Kenntnis und Begeisterung abgefaßt und bringt die ganze Kunstwelt der Alten zur erfreuenden Anschauung. Über einzelne Ansichten und Urteile mag man streiten, wie das von jeher geschieht, in diesem Fach von den Zunftgenossen bis zur trockensten Langenweile. Aber das Ganze ist ein erfreuliches Buch, ein Buch, wie wir noch keines haben, und Frankreich und England auch nicht." Und noch elf Jahre nach Stahrs Tode bestätigte Varnhagens Großneffe, der feine Kenner Walter Robert-tornow, Stahrs Lessing-Biographie die lebendige Fortwirkung über ein Vierteljahrhundert hinaus, während Friedrich Theodor Vischer trotz unumwundenen kritischen Einwendungen die „wohlbedachte Ansammlung, Schwellung, Steigerung" des vollendeten Bildes, die wachsende Vertiefung rückhaltlos zu rühmen wußte.

Als Adolf Stahr dieses sein Lieblingsbuch schuf und erscheinen ließ, waren Fanny und er seit Jahren endlich zu dauernder Lebensgemeinschaft verbunden. Nach langen, zermürbenden Kämpfen war unter freundschaftlich förderndem Beistand des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen nach der Trennung von Stahrs erster Ehe im Jahre 1855 zu Berlin die Verbindung des Fünfzigjährigen mit der Vierundvierzigjährigen vollzogen worden. Nichts ehrt dieses nach innerm Sturm und äußerm Streite fest in sich gefügte Eheglück mehr als der Brief, darin Marie Stahr, Adolfs erste Gattin, der zweiten dafür dankt, was diese zu des ältesten Sohnes Alwin Erziehung und Bildung beitrage.

Einundzwanzig gemeinsame Jahre waren Adolf und Fanny Stahr vergönnt. Auf dieses Höhenweges Mitten rundeten sich Aufzeichnungen und Erinnerungen jener Tage am Tiber zu diesem Buche. Am dritten Oktober 1876 war Adolf Stahr in Wiesbaden gestorben; am zweiundzwanzigsten, seinem Geburtstage, schrieb die Witwe eine letzte Zeile und den Namen Fanny Lewald-Stahr unter diese Blätter.

Alles geben die Götter, die unendlichen,
ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Aber auf daß nicht dem Leide das letzte Wort bliebe, setzte Fanny Lewald Stahr noch einmal dazu:

Alles geben die Götter ihren Lieblingen ganz!

Daß diese Tagebücher erst nach dem siegreichen Abschluß langer, wundenschlagender Kämpfe zusammengefügt wurden, daß die alternde Hand der Schreiberin unter die wahrheitsgetreue Darstellung der Vergangenheit die Rune spät und reich erfüllten, dankbar getragenen Glückes zeichnen durfte, gibt diesen Blättern einer Geschichte gewordenen Leidenschaft den letzten Reiz.

Heinrich Spiero

1

Der Herbst des Jahres 1845 war außerordentlich schön und warm, und ich genoß ihn in dem fremden Lande, in der mir neuen südlichen Natur mit täglich neuer Freude. Noch heute, nachdem volle zwanzig Jahre seit jenem meinem ersten Eintritt in Italien hingegangen sind, kann ich mir die Eindrücke, welche ich damals empfangen habe, mit einer solchen Deutlichkeit in das Gedächtnis zurückrufen, daß ich alle die Lust und Wonne in der Tat noch einmal zu erleben meine.

Jeder Morgen brachte mir neue Freude, an jedem Abend legte ich mich mit dem Gefühl zur Ruhe, daß ich glücklich sei. Wenn dann auch dazwischen immer wieder Stunden kamen, in denen die Erinnerung, wie ich doch mit aller meiner Liebe keine Gegenliebe gefunden hätte und wie ich verschmäht worden sei, mich traurig machen wollte, so scheuchte das strahlende Sonnenlicht, das mich umfunkelte, die trüben Schatten bald wieder von meiner Seele fort, und die reiche und frohe Lebensfülle, die mich in dieser üppigen Natur umgab, gewann schnell wieder ihre Herrschaft über mich.

Es war mir, als wären mir Flügel gewachsen; und so unglaublich kam es mir oft vor, daß ich, meiner Eltern Kind, daß ich die Kaufmannstochter aus der Kneiphöfischen Langgasse in Königsberg in Preußen, jetzt aus eigener Machtvollkommenheit so weit, so weit von der Heimat, am Lago maggiore umherging, daß mir im Grunde nun gar nichts mehr wunderbar erschienen sein würde,

was mir jetzt noch hätte begegnen können. Ohne daß ich es mir eben aussprach, belebte mich der Gedanke: wenn das geschehen konnte, kann ja auch noch viel mehr geschehen, und ich hatte das ganze Herz voll Hoffnung, ohne daß ich imstande gewesen wäre, es anzugeben, worauf ich denn so freudig hoffte.

Ich betraf mich zuweilen darauf, daß ich still für mich lachte, wenn mir unsere Königsberger Nachbarschaft, meine Bekannten in der Heimat und meine Jugendgenossen und Schulfreundinnen einfielen, von denen manche mir einst sehr beneidenswert erschienen waren. Nun saßen die alle zu Hause in ihren Stuben an den Fenstern und sahen, wie um elf Uhr die Soldaten zur Wachparade zogen, wie die Studenten durch die Straßen schlenderten und die Kaufleute zur Börse wanderten. Und sie betrachteten einander von einem Hause zu dem andern hinüber und beurteilten einander und kümmerten sich umeinander, wie sie sich einst um mich gekümmert hatten; aber das alles, alles ging mich nun auf der Welt nichts mehr an, und ich konnte tun und machen, was ich wollte, und sie tun und reden lassen, was sie wollten. Denn ich war frei! Ich war in Italien, hatte nach niemand zu fragen, als nach meinem Vater, der mir mein Glück und meine Freude von ganzem Herzen gönnte.

Es war geradezu ein Gefühl von übermütiger Lebenslust. Hätte ich damals meinen Goethe schon so gut im Kopfe gehabt wie jetzt, ich würde meine Empfindung und meine Stimmung am besten in die Worte eingekleidet haben: „Schon bin ich heraus, ich mach' mir nichts draus! Ade!" —

Auch fügte sich alles für mich auf das beste, auf das freundlichste. Wir fanden überall angenehme Reisegesellschaft, und es mochten wohl die Heiterkeit und das Glücksgefühl sein, die man mir von dem Gesichte ablesen konnte, welche mir die Neigung der Menschen gewannen, mit denen wir in Berührung kamen.

Goethe läßt im Epilog zum Essex die Königin Elisabeth die Worte sprechen:

Der Mensch erlebt, er sei auch, wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Und ganz mit demselben Rechte kann man sagen, daß ein jeder in den verschiedenen Bereichen der Erkenntnis und der Empfindung ein erstes und unvergeßliches Glück erlebt. Für mich war, nach einer bestimmten Richtung hin, dieser Eintritt in Italien ein solches erstes, nie zu vergessendes Glück.

Wenn ich zurückdenke an den Morgen, an welchem ich von Baveno aus in kleinem, überschattetem Boote nach der Isola bella hinüberfuhr, kommt es noch heute mit solcher Glücksfülle der Erinnerung über mich, daß es mir die Tränen in die Augen treibt.

Mir war ganz feierlich zumute, als wir, aus dem Kahne aussteigend, uns von einer mir fremden Pflanzenwelt umgeben fanden. Die dunkelgrünen, architektonischen Zypressen, der glänzende, fest emporsteigende Lorbeer, die Oleanderbüsche, deren weidenartige Zweige sich mit ihren roten Blumenbündeln tief herniederneigten und ihren süßen Duft mit dem der blühenden Zitronen und Orangenbäume mischten, die üppigen Gräser und Kräuter und Moose, welche überall den Stein bedeckten, hatten etwas Märchenhaftes für mich; und als wir dann aus dem blendenden Tageslichte in das Schloß geführt wurden, als die weiten, kühlen Säle mit ihren Mosaikfußböden, mit den hochgewölbten Decken sich vor mir auftaten, als ich die Ölgemälde und die Statuen erblickte, mit denen die Borromäer ihren Palast ausgeschmückt haben, da erst verstand ich Goethes sehnsuchtsvolle Frage: Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn? — Da erst erfaßte ich sie vollkommen, die Worte: „Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht"; und es ergriffen mich wahrhaft heilige Schauer, als ich es mir in Italien sagen durfte: „und Marmorbilder stehn und sehn mich an!" Es war mir wieder einmal eine Offenbarung zuteil, eine langgehegte Sehnsucht befriedigt worden, und diese Befriedigung erneuerte und steigerte sich mit jedem Tage.

Es ist hier nicht der Ort, eine Reisebeschreibung durch Italien zu geben, oder jene Schilderungen der schönen Halbinsel und ihrer Bewohner zu wiederholen, die ich nach meiner Heimkehr in dem skizzenhaften „Italienischen Bilderbuche" zu geben versuchte. Es kommt in diesen Blättern mir nur darauf an, den Einfluß darzutun, welchen das damals Erlebte auf mein Schicksal und auf meine Entwicklung gehabt hat, und es genügt also, nur in großen Umrissen anzudeuten, auf welchen Wegen ich gegangen, was mir auf denselben fördernd oder hindernd entgegengetreten ist, bis all mein Erleben sich gleichsam in einem Brennpunkte zusammenfaßte und abschloß. Nur hie und da, wo ich den Ausdruck in meiner Erinnerung nicht besser zu finden weiß, als ich ihn damals gegeben, werde ich zu jenen meinen Schilderungen zurückgreifen müssen.

Wir hatten schon von der Schweiz aus zwei Dänen, einen jungen, achtzehnjährigen Edelmann und seinen Mentor, welche dieselbe Straße mit uns zogen, in den Posten usw. zu beständigen Reisegefährten gehabt. In Mailand, als ich, meine Begleiterin erwartend, in der Tür von Reichmanns Hotel stand, hörte ich plötzlich deutsche Worte mit dem mir sehr vertrauten Dialekte der russischen Ostseeprovinzen an mein Ohr schlagen, und selbst die Stimme schien mir bekannt zu sein. Ich wendete mich um, und der Staatsrat Ernst von Baer, der berühmte Petersburger Zoologe, stand neben mir. Unsere Überraschung war gegenseitig und angenehm.

Ich hatte Herrn von Baer kennen gelernt, als er Professor an der Universität in meiner Vaterstadt gewesen war. Wir hatten uns in jener Zeit an dritten Orten öfters in Gesellschaften gesehen, er war der Lehrer meines jüngeren Bruders gewesen, und die Entfernung, in welcher jeder von uns sich von der Heimat und von seiner Familie befand, machte, daß wir einander wie alte Freunde erschienen.

Herr von Baer, der inzwischen Mitglied der Petersburger

Akademie geworden war, hatte eine wissenschaftliche Reise vor, die ihn zunächst nach Genua führte, da er am Mittelländischen Meere Untersuchungen über irgendwelche Seegeschöpfe anzustellen beabsichtigte, und schon am ersten Tage unseres Beisammenseins kamen wir überein, daß wir, solange unsere Straße dieselbe bliebe, auch zusammenzubleiben trachten wollten.

Das war eine gar angenehme Aussicht für mich. Denn wenn ich auch sehr weit davon entfernt war, die Gelehrsamkeit eines Mannes wie Herr von Baer auch nur annähernd ermessen zu können, so war ich doch sehr wohl imstande, seinen liebenswürdigen Charakter und seinen feinen Geist zu würdigen und es dankbar zu genießen, wie bereit er in jedem Augenblicke war, mir aus der Fülle seines Wissens mit höchster Anspruchslosigkeit darzubieten, was ich nur irgend begehren konnte und aufzunehmen fähig schien. Dazu hatte sein schlichtes Wesen oft einen wahrhaft kindlichen Anstrich. Wenn man im Verkehr mit ihm eben noch erstaunt gewesen war über das Große, das er dachte und in sich bewegte, denn Herr von Baer ist kein auf sein Fach sich beschränkender Gelehrter, sondern einer jener Geister, die sich an die Erforschung der höchsten und letzten Fragen des Menschen wagen, so erschien die Harmlosigkeit, mit welcher er sich den Eindrücken des Augenblickes hinzugeben vermochte, doppelt liebenswürdig. Alles unterhielt ihn, alles reizte seine Wißbegier, und da er des Italienischen nur wenig mächtig war, beschäftigten ihn die Anschläge an den Häusern und Straßenecken immer auf das lebhafteste, besonders diejenigen, welche sich oftmals wiederholten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er eines Mittags nach Hause kommend, sich darüber beklagte, daß es doch in einem fremden Lande ohne die rechte Kenntnis der Sprache sehr unbehaglich sei. „Ich habe mir heute mitten im Gehen auf der Straße ein Diktionär kaufen wollen," sagte er, „bloß um es herauszubringen, was das verwünschte: da affitarsi bedeutet, das ich an allen Ecken und Enden angeschlagen finde. Wissen Sie denn, was das heißt? — Es hieß einfach: zu vermieten!

Unsere dänischen Reisegefährten trennten sich von uns, als wir Mailand verließen. Sie wollten ihre Straße nach Florenz östlich nehmen, wir beabsichtigten über Genua zu gehen, und es wurde ein Wiedersehen mit ihnen in Florenz verabredet. Wir aber, Herr von Baer und ich mit meiner Begleiterin, setzten, mit einem Vetturin fahrend, über die Certosa, über Pavia, Voghera und Novi in kleinen Tagestouren unsere Reise bis Genua fort, und es war ein wundervoller Anblick, als wir gegen den Abend des dritten Tages, von der Höhe der Seealpen herniederfahrend, plötzlich die funkelnde Bläue des Mittelmeeres, weit leuchtend, gleichsam in üppiger Lebensluft aufatmend, sich vor unserm entzückten und doch geblendeten Auge ausbreiten sahen.

„Und darüber hinzuschweben gleich dem königlichen Tag!" rief es in mir mit den Worten Fiescos; und wieder einmal, wie bei dem ersten Besuche der Isola bella, wurde es mir deutlich, welch einen Besitz unsere Dichter und Denker uns mit dem von ihnen geschaffenen fertigen Ausdruck für die Gegenstände, welche stark auf unsere Empfindung wirken, und für diese Empfindung selbst, erschaffen haben. Wieviel Hunderttausende von Deutschen auch nach den Tagen Schillers und nach dem ersten Erscheinen seines Fiesco, von den Höhen, welche Genua beherrschen, zu der Stadt und zu dem Meere herniedergeschaut haben mögen, sie werden, sofern sie überhaupt das Werk des Dichters kannten, das stolze Genua in dem Lichte gesehen und es mit den Worten des Dichters begrüßt haben, dessen leibliches Auge diese Herrlichkeit nie geschaut hat, und der sie doch mit der erratenden Kraft des Genius so unvergleichlich zutreffend geschildert.

Der Palast Doria, der Palast der Fieschi, die Dorsena, das Thomastor, das alles war mir nur eine Versinnlichung dessen, was seit meiner frühsten Kindheit in mir lebendig geworden war, und wenn die Menge des Neuen und Ungeahnten mich bisweilen fast zu überwältigen drohte, so brauchte ich mich mit meinen Gedanken nur in die Dichtung Schillers zu vertiefen, um mich in

der mir fremden Welt und Natur und dem fremden Volke wie in einer altvertrauten Heimat schnell wieder zu sammeln und zurechtzufinden.

Wir hatten unsere Wohnung in dem auf das Meer hinaussehenden Gasthof zu den vier Nationen genommen. Als wir am ersten Mittage nach unserer Ankunft zu der allgemeinen Speisetafel kamen, hatte sich die Gesellschaft schon zum Essen versammelt, denn wir waren, der Wege in der Stadt noch unkundig, etwas später, als wir beabsichtigt, in den Gasthof zurückgekehrt. Während meine Begleiterin und ich, nun unschlüssig um uns schauend, am Eingange des großen Zimmers stehenblieben, bemerkte ich, daß am oberen Ende des Tisches ein paar Männer, zwischen denen eine Dame saß, auf uns aufmerksam geworden waren und einer von ihnen sich erhob, um mir anzudeuten, daß neben ihm noch zwei Plätze offen wären. Der Oberkellner, der uns inzwischen auch gewahr geworden war, erklärte, daß dies eben unsere Plätze sein sollten, und daß er sie eigens für uns ausgewählt habe, weil der eine der beiden Herren und die Dame ebenfalls Deutsche wären. Sie sprachen mich denn auch beide freundlich an, und da meine Reisebegleiterin mich im Laufe der Unterhaltung mit meinem Familiennamen nannte, sah ich mit Vergnügen, daß ich unsern neuen Tischnachbarn als Schriftstellerin nicht fremd war. Indes, die Genugtuung, welche sie an den Tag legten, als sie meinen Namen erfuhren, mußte offenbar eine andere Ursache haben, als die bloße Begegnung mit einem Mädchen, das ein paar Romane geschrieben hatte, sie in ihnen hervorrufen konnte, und der ältere der beiden Männer ließ mich darüber auch nicht lange im Ungewissen.

„Sie haben unserm Freunde," sagte er, indem er auf seinen Gefährten, einen Franzosen zeigte, „eben einen großen Triumph bereitet. Unser Freund ist nicht nur ein Kunstkenner und Kunstforscher, er ist auch Phrenologe; als er Sie in das Zimmer treten sah und

Sie einen Augeblick betrachtet hatte, äußerte er: c'est une femme, qui compose! Je ne sais pas quoi, mais elle est compositeur."

Ich sah mich denn nun von den Fremden nicht nur gekannt, sondern auch freundlich aufgenommen, und als ich, von dem Rechte der Gegenseitigkeit Gebrauch machend, sie um ihren Namen fragte, erfuhr ich, daß ich den in unserer Kunstliteratur berühmten Geheimrat Karl Schnaase aus Düsseldorf vor mir hatte, der mit seiner Frau und einem Freunde, wie wir, einen Aufenthalt in Genua zu machen und sich dann gleichfalls nach Florenz zu begeben gedachte. Noch an demselben Mittage ward die Bekanntschaft zwischen diesen Personen und dem Staatsrat von Baer vermittelt, und schon am nächsten Tage kamen wir zu einer Einrichtung, welche uns in dem Gasthof der fremden italienischen Stadt zu einer Art von gemeinsamer Häuslichkeit verhalf. Wir entschlossen uns, um miteinander zu sein, samt und sonders eine Treppe höher hinaufzuziehen, wo wir natürlich an frischer Luft und an Weite des Blickes gewannen. Ein großer Saal ward uns als gemeinsames Zimmer überwiesen, und vier Seitenzimmer dienten den verschiedenen Parten zu Schlafstuben. Man frühstückte getrennt, aber wir speisten zusammen und früher, als es in dem Gasthof üblich war, um bei den kürzer werdenden Tagen nicht unnötig lange an der Wirtstafel zu verweilen, und ich wüßte kaum irgendeine Zeit, welche mir auf Reisen heiterer und förderlicher als eben diese geworden wäre.

Morgens in aller Frühe schlenderte ich mit Herrn von Baer auf dem Fischmarkt herum. Er hatte, da die Genuesischen Fischer es gewohnt sind, Naturforscher aller Nationen zu bedienen, schon eine Menge von Bekanntschaften unter ihnen gemacht und hatte seine Freude an ihrem Verständnis und ihrer Anstelligkeit. Dann holten wir die übrige Gesellschaft aus dem Gasthofe ab und fuhren zum Seebade hinaus; und wenn die Septembersonne heiß herniederschien, wanderten wir unter des kunstgelehrten Landsmannes freundlicher Führung durch die kühlen Marmorsäle des

Palasts Doria, des königlichen Schlosses, des Palazzo Rosso, oder wir saßen unter den hochgespannten Bogen und Wölbungen der Kirchen, hier wie dort die Meisterwerke der Kunst betrachtend, deren Schönheit der Geheimrat Schnaase uns durch sein Verständnis und seine Erklärungen noch deutlicher fühlbar machte.

Ich verstand damals noch recht wenig von der Kunst. Ich wußte kaum, wie man in Ölfarben malt. Ich kannte freilich die verschiedenen Malerschulen in jenen großen, weiten, unbestimmten Umrissen, mit deren Namen der Laie blindlings um sich wirft, wenn er in Pausch und Bogen von der deutschen, von der niederländischen und von der italienischen Schule spricht. Ich kannte auch die Namen der hervorragendsten Meister und hatte deren Werke in mehr oder weniger guten Stichen frühzeitig gesehen. Wenn ich in Berlin verweilte, war ich öfter ins Museum gegangen, hatte zerstreuten Sinnes und anderweit beschäftigten Herzens die Bilder angeguckt, so daß ich wohl wußte, was auf der Leinwand zu sehen war; auch hatte ich mir gelegentlich von den Malern in der Gesellschaft verschiedene technische Ausdrücke angeeignet, deren ich mich vorkommenden Falles in Rede und Schrift mit jener bedenklichen Selbstgefälligkeit bediente, mit welcher der Ungebildete die Worte einer ihm fremden Sprache zu benutzen liebt. Indes war ich weit davon entfernt, es zu begreifen, welch eine Befriedigung in dem Studium der Kunstgeschichte liegen, welch ein Genuß uns die eingehende und verständniserzeugende Betrachtung eines Kunstwerkes gewähren könne.

Jetzt, da nichts mich drückte, da meine Seele frei war, kam es mir, wenn ich so vor den Bildern dasaß, oftmals vor, als hätte ich überhaupt noch gar kein Bild gesehen; als erführe ich es unter dem Lichte dieses Himmels, was Formen und was Farben seien und welche Fülle des Gedankens, der Liebe und der Schönheit uns von einer Leinwand entgegenstrahlen könne. Glück und Freude lassen gute Naturen immer liebenswürdig erscheinen, und ich meine, es muß die Freude gewesen sein, welche ich im Anschauen

der Kunstwerke empfand, welche den trefflichen Schnaase so geneigt machte, sich mit mir eingehend zu beschäftigen, während ich ihm doch nichts entgegenbrachte, als ein gutes Auge, einen offenen Sinn und eine mit jedem schwachen Strahle neu gewonnenen Verständnisses wachsende Begeisterung für das Schöne und für die Kunst.

Die Tage in Genua gingen bald vorüber und unsere Gesellschaft mußte sich, sehr gegen ihre Wünsche, trennen. Geheimrat Schnaase mit seinen Gefährten wollte sich nach Siena begeben, Herr von Baer die russische Großfürstin Helene erwarten, deren Geistes- und Herzensvorzüge er höchlich rühmte und die ihm ihre bevorstehende Ankunft verkündet hatte. Wir aber wollten die Riviera di Levante kennenlernen und die Steinbrüche von Carrara sehen, und nachdem wir verabredet hatten, mit Schnaase in Florenz wieder zusammenzutreffen, trennten wir uns mit Bedauern von Herrn von Baer und zogen mit der sardinischen Kurierpost unsere Straße weiter.

2

In Florenz trafen wir denn mit unseren Genossen aus Genua abermals zusammen, auch die beiden Dänen, welche an den Seen und in Mailand viel mit uns gewesen waren, gesellten sich aufs neue zu uns, und der Jüngere von ihnen schloß sich mit einer Wärme an mich an, die mir seit der ersten Stunde unseres Begegnens auffallend gewesen war.

Er war ein hoch aufgeschossener, etwa achtzehnjähriger Jüngling, blond, blauäugig, fast immer träumerisch zerstreut, ohne irgendeine Teilnahme für irgend etwas, ohne irgendwelche gründliche Kenntnisse, ja weit weniger unterrichtet, als junge Männer seines Alters und Standes — er gehörte einer alten Adelsfamilie an und war, da seine Eltern nicht mehr lebten, Besitzer eines reichen Majorates — es sonst zu sein pflegen. Niemand konnte

daher schlechter für die großen Reisen vorbereitet sein, die man ihn unter dem Schutze eines älteren Kavaliers machen ließ, und niemand konnte weniger wirkliche Befriedigung oder wirklichen Genuß davon haben als eben er. Er wußte oft gar nicht, was er eigentlich sah. Ihm fehlte oft jeder Zusammenhang mit den historischen Monumenten und mit den Kunstwerken, an denen man ihn vorüberführte; und dabei hatte er doch Verstand genug, es zu empfinden, daß er nicht an seinem Platze sei, daß ihm etwas fehle, und Empfindung genug, sich darüber unglücklich zu fühlen. Weil er entschieden stolz und nicht ohne Eitelkeit war, merkte er es sofort, wenn seine Unbildung die andern lächeln oder erstaunen machte und zog sich dann so scheu und finster in sich selbst zurück, daß er Mitleid erregen mußte. Dabei hatte er, soweit seine Einsicht reichte, die unbeirrte Gradheit und Einfachheit der Kinder, und mit dem Instinkt eines Kindes hatte er sich von Anfang an mir zugewendet, weil er merkte, daß ich ihn nicht belächelte, sondern daß er mich dauerte, und daß ich ihn nahm und gelten ließ, so wie er eben war.

Dies ganz instinktive Vertrauen, das er in mich setzte, rührte mich, abgesehen davon, daß die Erscheinung dieses Jünglinges mir ein anziehendes Seelenrätsel war, und daß es mich freute, jemand neben mir zu haben, dem ich fortwährend helfen konnte, ohne daß ich Mühe davon hatte. Da ich sechzehn Jahre älter war als er, kam ich ihm ganz alt vor, und ich hatte es sehr bald zu bemerken, wie er völlig ohne Zutrauen neben seinem Mentor herging, und wie man diesem an sich ausgezeichneten Manne mit der Führung eines so knabenhaften Zöglings eine Aufgabe gestellt hatte, die ihm unglaublich wenig zupassend sein mußte, denn der junge Baron war für die leitende Hand eines feinen, an sich und seine Interessen denkenden Weltmannes noch in keiner Weise reif. Der Kammerherr wäre der Mann gewesen, einem gut gebildeten und erzogenen jungen Menschen die letzte Politur und den Schliff für die Welt zu geben; aber er war völlig ungeeignet,

in dem ihm anvertrauten Jünglinge sozusagen die ersten Begriffe von dem Leben unter den Menschen und in der Welt hervorzurufen und zu entwickeln.

Julian bedurfte damals noch, wie ein Kind, ganz entschieden der nachgiebig eingehenden Geduld einer Frau, die in jedem Augenblick zu erraten versteht, was in der Seele eines solchen werdenden Menschen vorgeht, und die erfinderisch genug ist, ihm die Dinge und Gegenstände so zurechtzulegen, wie sie dieselben von ihm aufgefaßt und ergriffen zu sehen wünscht. Wo der Mentor Julians nur ein verächtliches Achselzucken für ihn hatte, konnte ich in der Regel dem Gedankengange nachkommen, auf welchem der Jüngling zu der Äußerung gelangt war, deren Absonderlichkeit, wenn man sie aus dem Zusammenhange herausnahm oder sie mit den üblichen Ansichten und Aussprüchen verglich, wirklich oft geradezu unbegreiflich erscheinen mußten, während ich doch zu bemerken glaubte, daß gerade solchen Äußerungen bei ihm oft etwas ganz richtig Gefühltes zugrunde lag. Ich hatte eben von meiner frühsten Jugend an mit Kindern, mit Werdenden verkehrt, und obschon mir, wie ich es seinerzeit meinen Geschwistern gegenüber mit Bedauern wahrgenommen, die Gabe, in bestimmten Gegenständen zusammenhängend zu unterrichten, durchaus fehlte, besaß ich dagegen ebensoviel Neigung als Geschick, entwickelnd und erziehend auf Kinder und auf jüngere Personen einzuwirken. Im ersten Falle machte meine eigene schnelle Fassungsgabe mich leicht ungerecht gegen diejenigen, die nicht, wie ich es wünschte, dem Unterrichte folgen konnten; in dem letzten Falle aber war meine Geduld nicht zu ermüden, was dann später, als mir die Erziehung meiner Stiefkinder zur Pflicht ward, mir und ihnen gelegentlich wohl zustatten gekommen ist.

Ich hatte also wirklich eine Freude, als es an einem der ersten Morgen, die wir in Florenz, nachdem wir den Gasthof verlassen hatten, in unserer Wohnung zubrachten, an meine Tür klopfte und Julian hereintrat.

„Ich habe alle Tage im Fremdenanzeiger nachgesehen, meine liebe Lewald (so nannte er mich wunderlich genug von Anfang an), ob Sie noch nicht angekommen wären!" sagte er, und es verstand sich für ihn nun ganz von selbst, daß er, da ich nun angekommen war, mir wie mein Schatten folgte, wenn ich ihn nicht eben fortgehen hieß. Manchmal, wenn er mich in den Galerien mit seinen kindischen Fragen störte, mußte ich über mich selber lachen, denn ich kam mir dann bisweilen wie die Prinzessin in Immermanns reizendem Märchen, im Tulifäntchen, vor, die den jungen Riesen zu bilden unternimmt, ohne damit sonderliche Ehre einzulegen; und die sich täglich wiederholende Bemerkung meiner Begleiterin, daß der junge Fremde doch gar zu einfältig sei, war auch nicht sehr ermutigend. Ich brauchte dann aber auch nur zu sehen, mit welcher Zuversicht er sich an mich wendete, wie zufrieden er war, wenn er mir in einer Stunde des Ausruhens von seiner Heimat, von seinen Gütern, von seinen Vettern erzählen durfte, die er nicht liebte, und von seiner Kusine Stina, die er sehr liebte und zu heiraten dachte, wenn er majorenn sein würde und sie ihn haben wollte, um ihm auf seine allabendliche Frage: ob er morgen wiederkommen dürfe, so lange bejahend zu antworten, bis sein Wiederkommen sich ganz von selbst verstand und bis es mir gleichfalls fast zur Gewohnheit geworden war, ihn, wie ein Kind, immer neben mir zu sehen und zu haben.

Ich hatte dabei gar kein Verdienst, sondern vielmehr eine Art von unverdienter Genugtuung. Wie heiter ich gerade damals auch war, blutete doch die alte Wunde in meinem Herzen noch fort, und mit allen den Erfolgen, die ich seitdem errungen hatte, bei all dem herzlichen Wohlwollen, welches mir eben jetzt von all unsern Reisebekannten entgegengebracht worden war, wurde ich doch das Gefühl nicht los, daß ich eigentlich zu keines Menschen Glück unentbehrlich sei, und mich verlangte nach dieser Unentbehrlichkeit.

Manchmal nannte ich dies eine Torheit, aber ich konnte mich

mit einer solchen Beschwichtigung nicht über ein ganz berechtigtes Empfinden fortheben. Es liegt in der Frauennatur, die auf Hingebung angelegt ist, das unabweisliche Verlangen nach dem Besitze eines Menschen, dem man ein Höchstes ist, dem man alles gewähren kann, was er bedarf, und der dabei doch unser eigen ist; und ich habe nie ein Mädchen gekannt, das nicht, wenn es der Hoffnung auf Liebesglück und Ehe, wie ich in jenen Tagen, zu entsagen begonnen hat, einen oft unbewußten Trost und einen, wenn auch nur vorübergehenden Anhalt in der Zuneigung jüngerer Personen, einer Schwestertochter, eines Neffen, oder auch eines ihr zufällig in den Weg gekommenen jungen Menschen zu finden getrachtet hätte.

Wie aber Bildung immer duldsam macht, so hatte niemand mehr Geduld und Freundlichkeit für den armen jungen Dänen, als Geheimrat Schnaase. Weil er selbst eine dichterisch angelegte Natur und viel mit schöpferischen Geistern, namentlich im engsten Verkehr mit Immermann gelebt hatte, begriff er auch vollkommen, welch eine Anziehungskraft eine Gestalt wie Julian für einen jeden haben mußte, der in einem Menschen mehr als nur seine äußere Erscheinung zu sehen vermochte, und Julian wurde es denn auch nicht müde, zu versichern, daß er die Deutschen liebe, und daß er gern in Deutschland leben möchte, wenn alle Deutschen so gut wären wie der Geheimrat und ich.

Florenz brachte im ersten Augenblick einen sehr ernsten, fast finsteren Eindruck auf mich hervor. Der stolze Palazzo vecchio, dem sein kühn emporstrebender Turm so verwegen zu Gesicht steht, wie einem vierschrötigen Kämpen der mächtige Helmbusch an seinem Hute, hatte in seiner Gewaltigkeit etwas Überwältigendes für mich. Der Palazzo Strozzi, der sich finster drohend mitten in den Straßen der Stadt wie eine Burg auftürmt, erschreckte mich. Or San Michele, mit seiner geheimnisvollen Fassade, das Barghello — das war alles so befremdend; und wenn durch die enge Straße, in welcher das Geburtshaus des unsterblichen Dichters,

des Dante Alighieri gelegen ist, zufällig einmal verhüllten Angesichts und in ihre Kapuzenmäntel gehüllt eine jener Brüderschaften vorüberzog, die, während der Kämpfe der Welfen und Waiblinger gestiftet, heute noch bestehen und heute noch das gleiche Werk barmherziger, parteiloser Bruderliebe üben, zu welchem sie sich dazumal verbunden, so fragte ich mich anfangs immer mit Erstaunen: wie kommst du denn hierher?

Das Mittelalter in seiner gewalttätigen Größe war mir nie zuvor so lebendig geworden als hier, wo die alten Paläste einander noch bis auf diese Stunde wie Festungen inmitten des Stadtbezirkes zu trotzen schienen. Aber je öfter ich an ihnen vorübergegangen war, um so häufiger hatte ich mein Auge von ihnen ab- und zu dem fröhlichen Leben hinübergewendet, das sich in dem Corso degli Adhimari, das sich auf der Piazza Granducale, auf der Brücke der Goldschmiede, am Dome und an den Ufern des Arno überall bewegte, bis das ganze Florenz mit seinen mittelalterlichen Bauten, mit seinem erhabenen Dome und dem schönen schlanken Campanile, mit seinen Blumenverkäuferinnen und seinen unzähligen Sträußen von blühenden Blumen mir nur noch wie ein einziges mittelalterliches Bauwerk erschien, um dessen wohlerhaltene Mauern frisches Grün seine belebenden und verschönernden Kränze windet.

Die Stunden gingen mir wie im Fluge hin. Ich hatte die Freude gehabt, in Florenz einen Bekannten wiederzufinden, den als Schriftsteller bekannten Doktor Tomaso Gar, mit dem ich ein paar Jahre vorher, als er einen Aufenthalt in Berlin gemacht, häufig in Gesellschaft zusammen gewesen war; und Empfehlungen meiner Berliner Freunde Ehlert hatten mich in den gastlichen Kreis der Familie Sabatier eingeführt.

Franz Sabatier, ein im südlichen Frankreich heimischer und dort reich begüterter Franzose, hatte sich früh mit deutscher Literatur und Musik beschäftigt, war viel in Deutschland umhergereist und hatte auf einer dieser Reisen die damals in voller Blüte

ihrer Kraft stehende Sängerin Caroline Ungher gesehen, gehört und nach längerer Werbung geheiratet; denn da Caroline bedeutend älter als der junge Franzose war, hatte sie ein immerhin gerechtes Bedenken getragen, seinen Wünschen und ihrer Neigung nachzugeben.

Als ich Sabatier und Caroline kennenlernte, hatte ihre Ehe schon mehrere Jahre bestanden. Caroline mochte vierzig Jahre alt sein, sah aber jünger aus, und die Altersverschiedenheit der Gatten fiel nicht störend auf, da die große Lebhaftigkeit, mit welcher beide an allem Geistigen teilnahmen, zu einem ausgleichenden Elemente zwischen ihnen wurde.

Ich fand sie nicht in der Stadt, sondern in einer Carolinen gehörenden Villa, die, wenn ich mich recht entsinne, auf der Straße nach Fiesole gelegen war. Man kam mir freundlich und wie einer alten Bekannten entgegen.

„Das ist ein gar Schönes an der Kunst," sagte Caroline, „daß sie zu einer Art Freimaurerei zwischen denen führt, die sie üben und lieben. Man hat, wenn man einen Künstler kennenlernt, gar nicht nötig, nach dem Woher und Wohin zu fragen, mit dem man sich in dem Leben andrer Leute erst zurechtfinden muß, um zu wissen, was man an ihnen etwa besitzen wird, und wir wissen doch wenigstens ungefähr, was jeder im wesentlichen will; da kann man gleich miteinander ruhig darauflos verkehren und das Gelegentliche der Enthüllung dem Zufall überlassen."

Ich mußte von unseren zahlreichen gemeinsamen Bekannten in Berlin erzählen, sie sprach von einer großen Reise nach Griechenland und dem Orient, die sie in Begleitung ihres Mannes und eines ihm befreundeten Malers unternommen hatte, sprach mit Vorliebe von ihrer früheren ruhm- und erfolgreichen Künstlerlaufbahn und mit noch weit mehr Liebe von ihrem Gatten; und wie sie denn immer seines Lobes voll war, sagte sie einmal zu mir: seine große Natur und seine Bedeutung waren es auch, die mich endlich zu der Ehe mit ihm bestimmten und diese den

Jahren nach so ungleiche Verbindung erklärlich machen oder entschuldigen — wie man es nehmen will! —

Es lag ein fester, selbstgewisser Freimut in ihrem ganzen Behaben, und doch war alles, was sie tat und sprach und wie sie es tat und sprach, durchaus formvoll und weiblich. Unwillkürlich mußte ich an die Schröder-Devrient denken, obgleich Caroline mit der Devrient nicht zu vergleichen war; aber sie hatte wie diese einen großen Stil in der Haltung und im Ausdruck und eine herzgewinnende einfache Güte. Ich möchte nicht sagen: sie mußte gefallen, sondern sie war gefällig, d. h. für alle diejenigen zum Gefallen geschaffen, welche für diese in sich selbst bestimmte Weise des Verständnisses nicht entbehrten.

Mir, die ich nun schon seit Wochen und Wochen wie in einem Feenreiche ein fremdes und erhöhtes Dasein lebte, waren auch diese Besuche in Villa Concepcione, denn ich kehrte noch ein paarmal dahin zurück, nachdem ich einmal dort gewesen war, wie neue Blicke in die lang geahnte und ersehnte Welt. Das schöne Haus mit seinen weiten kühlen, durch Vorhänge beschatteten Gemächern, aus denen man auf die breiten Terrassen des blumenreichen, in Wohlgeruch schwimmenden Gartens hinaustrat; die Aussicht, die man von dieser milden Höhe auf das schöne Tal genoß, erschienen mir des Nachts noch in meinen heiteren Träumen. Ich wurde nicht müde, mir die inhaltreichen Gespräche zu durchdenken, die Franz Sabatier, dessen Sinn beständig auf Großes und Bedeutendes gerichtet war, eben dadurch unwillkürlich anregte. Von den Theorien Fouriers war viel die Rede, die damals Sabatiers große Teilnahme erregten; viel wurde auch von Malerei und Skulptur in ihrer Anwendung bei der Architektur gesprochen, denn meine neuen Bekannten ließen eben in jener Zeit ein palastartiges Haus in Florenz erbauen, in dessen einem Saale Szenen aus den klassischen deutschen Dramen und Opern gemalt und an dessen Marmorkaminen in den Kindergestalten, welche die Brüstungen stützten, Fouriers

Gedanken über die Geschlechter ausgedrückt werden sollten. Dazwischen hatte man Musik gemacht; Frau Caroline hatte selbstkomponierte Lieder gesungen, und das alles war vorgegangen in einem Lichte und in einer Luft und unter einem Himmel, dessen sanfte Herrlichkeit für mich noch immer etwas Berauschendes hatte.

Wenn ein junger Baum Bewußtsein hätte, der lange in einem dürftigen, ihn zurückhaltenden Erdreich gestanden und urplötzlich in den ihm zusagenden Boden verpflanzt würde, so müßte ihm so zumute sein, wie mir in jenen Tagen. Ich fühlte mich förmlich wachsen. Ich empfand es, wie ich in jeder Stunde Neues, Schönes in mich aufnahm, wie es mir zu eigen ward, wie meine Seele sich aufschloß, sich erweiterte und befreite.

Ich stand vor der Madonna della Sedia, vor den Tizianschen Venusgestalten; ich sah den Sichelschleifer, die Niobiden, ich ging in der Loggia dei Lanzi umher; die schattigen Gänge des Giardino Boboli, die breiten Wege der Cascinen eröffneten sich mir. Ich hielt die lieblichen Sträuße von weißen Tuberosen, in deren Mitte die feuerroten Nelken brannten und die rings von den feinen Zweigen der Zitronenmelisse umgeben waren, alltäglich in meinen Händen, und ich genoß das alles in Gesellschaft von Menschen, deren feiner Sinn mich belehrte, und die mich liebgewonnen hatten, um meiner selbst willen. Ich war sehr glücklich.

Manchmal, wenn ich noch im Dämmerlichte durch die Straßen ging, kam mir all diese Wirklichkeit ganz plötzlich wie ein Traum vor; und von dem geheimnisvollen Zauber des abendlichen Glockengeläutes umfangen, pflegte ich dann, den Gläubigen folgend, bisweilen in die Hallen der Kirchen einzutreten.

Die Stille, der Duft des Weihrauchs, das Dunkel selbst taten mir wohl und hatten für meine große Aufregung etwas Beschwichtigendes. Halbestundenlang konnte ich dort sitzen ohne einen bestimmten Gedanken, in einem Hinträumen, wie ich es

nie zuvor gekannt hatte; aber neben der Ruhe, welche ich dort fand, lernte ich es auch erkennen, was die alltäglich geöffnete Kirche, was ein paar Minuten Einsamkeit dem Menschen unter gegebenen Verhältnissen zu sein vermögen, und ich beklagte dann von Herzen, daß in unserm protestantischen Norden dem Gläubigen diese Möglichkeit der Sammlung, diese unmittelbare Befriedigung eines religiösen Gemütsbedürfnisses nicht gewährt werden. Kaum ein solcher Abend verging mir in den Kirchen, ohne daß ich Frauen und Männer einsam eintreten, vor einem der entlegenen Altäre niederknien und kaum erkenntlich bei dem matten Scheine der silbernen Lampe in stillem Beten ihre Tränen weinen und trocknen sah. Ich wurde jedesmal davon ergriffen und erschüttert, und nicht mich allein rührte dieses stille Beten.

Eines Abends kamen wir in größerer Gesellschaft von der Höhe zurück, auf welcher die schöne Kirche von San Miniato steht, und da die Sonne schon zeitiger sank, denn wir waren bereits über die Tag- und Nachtgleiche hinaus, hatte der Abend uns überrascht, und wir hatten uns in der Straße getrennt, um noch einmal in unsere verschiedenen Wohnungen zurückzukehren und dann im teatro Cocomero wieder zusammenzutreffen. Ich hatte, um nicht in dem Dämmerlichte allein zu gehen, Julian bei mir behalten und teils aus Neigung, teils weil ich ihm sein blindes und eben deshalb fanatisches Vorurteil gegen den Katholizismus abgewöhnen wollte, das er, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, zeitig eingesogen, trat ich in eine der Kirchen ein. Er folgte mir offenbar mit Widerstreben, ja, er sagte endlich, er finde es heidnisch und abscheulich, im Finstern zu beten und sich bei Nachtzeit, wie ein Dieb, in eine Kirche einzuschleichen.

Das waren Aussprüche, wie ich sie von ihm gewohnt war. Ich achtete aber nicht darauf, sondern ging in die Kirche hinein, es ihm überlassend, ob er mir folgen wolle oder nicht. Weil ich nicht lange verweilen konnte, blieb ich, an einen der Beichtstühle gelehnt, nicht allzufern vom Eingang stehen. Julian stand neben

mir. Fernab brannte die ewige Lampe am Altare, langsam ging ein Geistlicher an uns vorüber. Es war ganz still in der Kirche, die starken Ledervorhänge vor den Türen hielten den Lärm des Straßengewühles und des alltäglichen Lebens von diesem, der Sammlung geweihten, geheiligten Raume fern. Hie und da lag ein Betender vor einem der Altäre oder kniete, in sich und sein persönliches Leid versunken, auf nichts sonst achtend, mitten in dem Schiff der Kirche. Mit einem Male schlug Julian die Hände vor sein Gesicht und ging hinaus. Ich sah, daß er weinte. Als ich dann nach einer Weile ebenfalls die Kirche verließ, und wir uns schon wieder auf der Straße befanden, sagte er plötzlich gepreßt und hastig: Ich konnte nicht bleiben! Es kam über mich, ich weiß nicht wie! Ich hätte mich auf die Knie geworfen, wenn ich geblieben wäre!

An diesen Abend und an dieses Erlebnis habe ich sehr oft zurückgedacht, wenn ich später in der Heimat an unseren verschlossenen protestantischen Kirchen vorübergegangen bin, die sich nur an Sonntagen mit einer gewissen kalten Feierlichkeit, die sich nur bei jenen Ereignissen des Lebens für den Menschen öffnen, auf welche der Staat und die protestantische Kirche ihr Siegel gedrückt haben. Freilich steht geschrieben: „wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein!" aber es ist ein eigen Ding um das Kämmerlein des Armen, des Notleidenden, in dem kein stiller Winkel für ihn frei ist, in dem ihn aus jeder Ecke das Elend anstiert, aus dem er Rettung ersehnt. Und selbst aus dem Hause des Reichen und aus dem säulengetragenen Palast kann man sich hinaussehnen in eine feierliche Stille, um ungesehn und ungestört die Tränen eines schwerbeladenen Herzens auszuweinen.

In seiner Herzensangst zu jeder Stunde vor dem Altar Gottes, dem man Allmacht und die höchste Vaterliebe zutraut, niederknien und zu ihm in verschwiegener Einsamkeit um Hilfe flehen zu können; von dem Sterbebette eines Geliebtesten hinzufliehen

in das Gotteshaus und im Aufschrei der Herzzerrissenheit sich zu den Füßen eines Alliebenden hinzuwerfen, das muß für gewisse Naturen eine unsagbare Erquickung sein. — Mit seinen Leiden, mit seiner Verzweiflung vom Sonntag bis zum nächsten Sonntag ganz allein zu sein, sich dann feierlich zu kleiden und in der Gemeinschaft mit einigen Hunderten anderen gleichgültigen Menschen eine oft nüchterne Predigt anzuhören, während man in sich zerschlagen und der Erhebung bedürftig am Boden liegt, darin kann unter solchen Verhältnissen kein Mensch eine Befriedigung finden. Der sonntägliche protestantische Gottesdienst ist eine Art von Staatsaktion, und die während der ganzen Woche verschlossene, kahle und schmucklose protestantische Kirche ist nicht der Zufluchtsort, dessen der Mensch benötigt ist, der sich mühselig und beladen fühlt.

Ich weiß sehr wohl, welche Entstellungen die katholische Hierarchie in das Christentum hineingebracht hat, das ursprünglich wirklich eine Erlösung der Menschheit durch die Liebe war, und ich weiß auch, daß jene Hierarchie vor keinem Mittel zurückschreckt, um ihre bewundernswert organisierte Herrschaft durch die Jahrhunderte aufrechtzuerhalten; aber ebensowenig kann ich mich der Überzeugung verschließen, daß in dem katholischen Kultus auch heute noch erhabene Elemente vorhanden sind, welche dem Bedürfnis der Leidenden und der Gedrückten weit entsprechender entgegenkommen, als — nach meiner Erfahrung — der Protestantismus es zu tun vermag. Daß er dem Gemüte, daß er den Sinnen etwas zu bieten hat, das ist schon ein Vorzug; und auch in der Weise, in welcher er dies tut, beweist er mehr Geschick als der Protestantismus. Es ist, wie mich dünkt, nicht viel damit getan, wenn man sich zu überreden trachtet, daß die Wissenschaft die Religion verdränge, das Wissen allmählich den Glauben unmöglich und somit durch Erkenntnis die Menschen in sich ruhig, zueinander liebevoll, die Welt sozusagen zu einer Art von Paradies und ihre Bewohner — um den alten Ausdruck zu ge-

brauchen — selig machen werde. Man muß den Menschen als Einzelwesen und das Leben in seiner Gesamtheit wenig kennen, um sich in solchen Hoffnungen zu ergehen.

Es wird unter den Menschen immer Organisationen geben, deren Vorstellungskraft für das Erfassen von abstrakten Gedanken nicht ausreichend ist, sondern die es nötig haben, sich die Gedanken zu verkörpern, damit sie ihnen erfaßbar werden, und diese Art von Menschen wird immer einer positiven Religion, immer bestimmter Kultusformen bedürfen, unter welchen diejenigen den Vorzug verdienen werden, welche dem Herzensbedürfnis, dem Gemütsleben und den sinnlichen Anschauungen jener Naturen entgegenkommen, welche sich Trost und Anhalt innerhalb einer solchen Religion und Religionsgemeinschaft zu suchen nötig finden.

Ich für mein Teil bekenne, daß ich dieses Bedürfnis nicht fühle. Ich habe mich frühzeitig dahin beschieden, nichts zu sein, als ein verschwindendes Atom in dem rätselvollen All, das wir die Welt nennen, und mit der uns möglichen bedingten Freiheit, innerhalb ihrer geheimnisvollen und undurchbrechbaren Gesetze, unter ihren folgerechten Notwendigkeiten mit zu schaffen, mit zu wirken, mit zu leiden. Aber ich finde, daß man dazu einer großen Resignation bedarf, und ich vermag es vollständig nachzufühlen, daß diese Resignation nicht jedes Menschen Sache ist, daß es Menschen gibt, welche den Gedanken an eine so entgottete Welt nicht zu ertragen vermögen.

Ich habe hochentwickelte Gemütsmenschen gekannt und verehrt, welche sich weder der Entsagung noch der Verantwortlichkeit fähig fühlten, die uns auferlegt werden, wenn wir nicht mehr an eine göttliche Vorsehung glauben; und ich bin im Gegensatze dazu Personen von sehr hervorragender Kraft begegnet, deren Phantasie es nicht genügte, nur ein wieder verschwindender, unendlich kleiner Bruchteil in dem ewigen Ganzen zu sein, sondern die über ihr Erdendasein hinaus noch fortzubestehen und eine

selbständige Dauer zu bewahren verlangen. Jene Schwachen und jene in ihrem Kraftgefühl und ihrer Stärke doch ungenügsamen Geister würden sich bald eine neue positive Religion erschaffen müssen, welche ihren Anforderungen entspräche, ihnen ihre Verlangnisse gewährleistete, wenn irgendwelche Ereignisse die Kenntnis von den vorhandenen positiven Religionen in der Welt zerstörten.

Wer aber einmal eine solche Ansicht von der Notwendigkeit positiver Religionen gewonnen hat, wird es, wie ich glaube, schwer in Abrede stellen können, daß der Katholizismus, der in seinen Kultus so viel von den verschiedenen Kulturen aufgenommen hat, die vor ihm bestanden und vor ihm sich wirksam erwiesen haben, dem menschlichen Bedürfnis nach einem sichtbaren Anhalt während des Erdenlebens freundlicher zu Hilfe kommt, als der Protestantismus es tun kann.

Ich habe in Italien unzählige Male dem eigentlichen Schaugepränge der katholischen Kirchenfeste mit Gleichgültigkeit und oft sogar mit Widerwillen zugesehen. Aber ebensooft bin ich gerührt worden durch das Lämpchen, das in tiefer Einsamkeit vor dem Muttergottesbilde im stillen Walde brannte, den Wandrer von seinem zerstreuten Denken für einen Augenblick zur Sammlung in sich selber zu bewegen — gerührt von der Hingegebenheit der Beichtenden, die unter Tränen ihr schweres Herz vor dem Ohre des Priesters ihres Gottes entlasteten. Es hat mir das Herz erschüttert, als von der Galerie der Peterskirche am Ostertage die silbernen Posaunen niederschallten, und wir haben uns der Tränen nicht erwehren können, als der Papst darauf, von dem Balkon über dem großen Portale, den Segen ausgesprochen hat über die Stadt und die Welt !— Ja, um es ehrlich zu bekennen, wir haben eine Art von Mitleid empfunden mit denjenigen, die dies lächelnd ein leeres Schauspiel nannten, die nicht von sich selber abzusehen, sich nicht hineinzuversetzen vermochten in die Gefühls- und Anschauungsweise all der Millionen Menschen, denen ein höchstes

seeliſches Bedürfnis durch den Glauben an Gott und an die Unſterblichkeit befriedigt wird.

3

Wie wir uns bei der Abreiſe von Genua von dem Geheimrat von Baer zu trennen gehabt hatten, ſo mußten wir, als wir unſere Reiſe gen Süden fortzuſetzen dachten, der uns ſo wert gewordenen Schnaaſeſchen Familie Lebewohl ſagen, von der das Scheiden mir ſchwerer ward, als ich es erwartet hatte. Man wird das Gute ſo ſchnell gewohnt, und es war mir ein ſolcher Genuß geweſen, bei allem Neuen und Schönen, das mir entgegenkam, mich an das Urteil eines Mannes wenden und lehnen zu können, dem die Feinſinnigkeit aus jeder Miene ſtrahlte, und deſſen ſcharfe Auffaſſungsgabe bei den Kunſtwerken, die wir zuſammen betrachteten, überall die tiefſten Abſichten des Meiſters erkannte, während ſein großes kunſthiſtoriſches Wiſſen es Schnaaſe immer möglich und natürlich machte, jeden Meiſter im Zuſammenhange mit den Schulen vor ihm und nach ihm zu beurteilen und ſo über dem Einzelnen das Ganze niemals aus dem Auge zu verlieren.

Aber es waren nicht ausſchließlich Kunſtbetrachtungen und Geſpräche über die Kunſt geweſen, die uns einander wert gemacht hatten. Wir waren uns menſchlich ſehr nahegetreten, obſchon wir in den weſentlichſten Überzeugungen ſehr weit voneinander geſchieden waren. Schnaaſe war nicht nur Monarchiſt von der ſtrengſten abſolutiſtiſchen Obſervanz, er war auch ſehr ſtreng kirchlich und den Freiheitsbewegungen, welche ſich in Kirche und Staat ſeit dem Anfang der vierziger Jahre geltend gemacht hatten, nichts weniger als geneigt. In mancher eingehenden Unterredung hatte er verſucht, es mir darzutun, wo ich nach ſeiner Überzeugung irrte, oder mich einſehen zu machen, daß der Weg, auf dem ich ginge, mich nicht zu einem befriedigenden Abſchluß führen könne. Indes, ſein

Vorhaben war ihm nicht gelungen; und ohne dadurch in seinem Anteil an mir wankend zu werden, beschied er sich dahin, meine damaligen Überzeugungen als meinen Bedürfnissen entsprechend zu bezeichnen und eine Wandlung meines Sinnes, die er als gewiß voraussetzte, weil er sie zu meinem Heile für unerläßlich hielt, der Hand der Vorsehung und der Zukunft ruhig anzuvertrauen.

Es war an dem letzten Abende, den ich damals in Florenz verlebte, als er mir dieses aussprach. Wir waren noch einmal auf der Höhe von San Miniato angekommen, hatten noch einmal die Kirche in Augenschein genommen und lange in feiernder Versunkenheit auf die Stadt herniedergeblickt, die in leichte aufsteigende Nebel gehüllt, zu unseren Füßen lag. Der Abend sank schon hernieder, als wir von dem Hügel abwärts stiegen. Ich ging an Schnaases Arm eine Strecke hinter den andern her. Seine sanfte Stimme klang mild und eindringlich an mein Ohr. Er schilderte mir, wie seine Lebensführung und seine Lebensanschauungen in vergangenen Tagen sehr weltlich und sehr auf ein festes Beruhen in sich gegründet gewesen wären; wie dies Selbstvertrauen erschüttert worden, wie glücklich er gewesen sei, als er dann in der Hinwendung zu einer höheren Kraft und Einsicht den Halt und den Hort gewonnen, den er in sich dauernd zu finden nicht imstande gewesen sei; und wie er sich des Glaubens, ja der Zuversicht nicht entschlagen könne, daß eine das Gute und das Wahre so redlich suchende Seele, wie die meine, einmal aus gleichen Ursachen zu gleichen Resultaten wie er gelangen werde.

Was der treffliche Mann mir sagte, überraschte mich ebensowenig, als daß er es mir sagte. Alle seine Reden, sein ganzer Verkehr mit mir hatten mich darauf vorbereitet, und ich hatte es bei jedem Anlaß fühlen können, wie ernst es ihm mit seinem gegenwärtigen Glauben und wie warm und tief der Anteil sei, den er an mir nehme. Ich war auch, wie wir so nebeneinander hergingen, gerührt und bewegt von der Neigung, welche solch ein Anteil kundgaben, aber ich konnte auch in dieser Stunde und selbst

diesem, mir in tausend Beziehungen überlegenen und in jedem Betrachte mir als wahrhaft erschienenen Manne gegenüber meinen Verstand nicht zu dem Bekenntnisse eines Bedürfnisses zwingen, das ich nicht empfand; ja, ich vermochte nicht einmal zuzugeben, daß es mir denkbar sei, ich könne jemals ein solches Verlangen fühlen. Ich hätte ihn fragen mögen, weshalb er denn nicht lieber katholisch werde, wenn er des gläubigen Anlehnens an ein festgegebenes Allgemeines nötig habe? Alles was ich tun konnte, war, ihn zu versichern, daß ich von seiner Wahrhaftigkeit, von seinem Streben nach Selbstvollendung, von seinem sittlichen Idealismus ebenso überzeugt sei, als von seinem Wohlwollen für mich, für das ich ihm von Grund des Herzens dankbar war und immer geblieben bin.

Wir trennten uns dennoch als Freunde, und obschon die folgenden Jahre, in denen ich die beiden Eheleute in Deutschland noch öfter aufgesucht und immer mit Vergnügen und Förderung wiedergesehen habe, unsere verschiedenen Überzeugungen einander nicht näherbrachten, so daß endlich der persönliche Verkehr zwischen uns kein freier mehr sein konnte, so weiß ich doch, daß sie meiner mit derselben Zuneigung gedenken, die ich ihnen stets bewahre.

Um große Eindrücke, um schöne Erinnerungen und um eine Lehre der Duldsamkeit reicher, sah ich die wechselnden Szenen auf dem Wege nach Rom an mir vorüberziehen.

Wir saßen zu vieren in dem Wagen des Vetturins: meine Gefährtin und ich, ein junger Tiroler, der sich trotz Armut und niederer Geburt zu einem tüchtigen Bildhauer herangebildet hatte, und ein junger Franziskanermönch, ein geborner Sizilianer, den man, da er kränklich war, während der heißen Monate von Rom fort und zur Villeggiatur in ein kühler und hoch gelegenes Kloster gesandt hatte.

Der Tiroler, Joseph Gasser, war ein frischer, mutiger Mensch und noch ein wahres Naturkind. Er konnte sich mit seiner Lebenslust gar nicht darein finden, wenn Pater Salvatore uns erzählte,

wie er ganz gegen den Wunsch seiner begüterten Eltern in den Franziskanerorden getreten sei, weil er ein melancholisches Gemüt besitze und sich nach dem sanften, abgeschiedenen Dasein in einem Kloster von Kindheit an gesehnt habe. Beide junge Männer waren aber bescheiden und gescheit, und ich habe auch später, solange wir in Rom verweilten, mit beiden noch angenehm verkehrt.

Wir übernachteten zuerst in Arezzo, fuhren dann, dem Laufe der Apenninen folgend, durch den Kirchenstaat nach Perugia. In dem an einem großen See gelegenen Flecken Passignano, in dem wir zu Mittag rasteten, belehrte uns eine pomphafte Inschrift, die auf einer Holztafel über dem Kamin angebracht war, „daß dies der Trasimenische See sei, an dessen Ufern Hannibal den Konsul Flaminius besiegte". Mir, die ich an das Pathos der italienischen Sprache noch wenig gewöhnt war, klang die Inschrift komisch, und doch ergriffen mich die Worte: „der Trasimenische See, Hannibal, der Konsul Flaminius" ganz gewaltig.

Nie im Leben war mir ein Zweifel an der Wahrheit der Tatsachen, an der Wirklichkeit der Personen gekommen, mit denen wir in der römischen Geschichte bekannt geworden und die mir in einem bestimmten Zeitpunkt meiner Kindheit fraglos vertrauter gewesen waren, als die historischen Ereignisse der Welt, in welcher ich selber lebte. Trotzdem stand ich wie betroffen vor den bewegten Wassern dieses Sees und fragte mich: Also es ist wahr! Hannibal hat gelebt, hier ist er gewandelt, hier hat er die Schlacht geschlagen! — Und alles kam mir verbürgter, deutlicher, wirklicher vor, als bis zu jener Stunde; denn große Menschen und große Ereignisse lassen den Schatten ihres Daseins an der Stätte zurück, auf der sie gewandelt haben und geschehen sind — einen Schatten, der noch in fernster Zeit unter dem Auge des Nachlebenden sich immer wieder verdichtet, sich gleichsam verkörpert und das Zeugnis belebt, das aus der Vergangenheit zu uns herübergetragen worden ist.

Wir verweilten in Perugia, in Assisi, in Spoleto, in Foligno

und sahen über einem grünbewachsenen Felsenvorsprunge, an der Quelle des klaren Clitumnus, den ersten kleinen, ganz wohlerhaltenen römischen Tempel vor uns liegen. Auf der Somma spannte man weiße, breitgestirnte Stiere vor unsern Wagen, um uns auf die Höhe der Apenninen hinaufzubringen. Auf der vor Alter schwarzgrauen Porta del Annibale war eine lange uralte lateinische Inschrift noch ganz so deutlich lesbar als jene andere auf dem Clitumnus-Tempel.

In Terni übernachteten wir zum letzten Male außerhalb der Mauern Roms. Auf antiken, mit großen Steinen gepflasterten Straßen, auf der Via Cassia und Via Flaminia fuhren wir durch das Sabinerland. Hirten in Hosen und Mänteln von Ziegenfellen, mit großen ledernen Gamaschen und durchlöcherten Spitzhütchen, trieben große Ziegen- und Schafherden, von mächtigen Wolfshunden zusammengehalten, an uns vorüber. Hie und da führte man eine kleine Herde von jenen weißen Stieren mit hochgeschwungenen Hörnern durch das Land. Alles war mir aus Bildern längst vertraut und doch in der Wirklichkeit so fremd. Jeder Schritt vorwärts erhöhte meine Spannung.

Der Morgen des 11. Oktober war kühl und trüb, aber die geistige Erregung, welche sich meiner bei dem Gedanken bemächtigte, daß wir im Laufe eben dieses Tages Rom erreichen würden, machte, daß ich es, innerlich fröstelnd, kaum ertragen konnte, ruhig im Wagen zu bleiben. Auch schlug ich, als der Vetturin am Mittag in einer einsam gelegenen Locanda haltmachte, dem jungen Bildhauer vor, mit mir eine Strecke vorauszugehen, um so den Frost und meine Erregung gleichmäßig zu bekämpfen.

Als wir nun so hinzogen, der Tiroler Bauernsohn, der sich zum Künstler gemacht hatte, und ich, das aus dem engen Familienkreise in das weite Leben und in die Welt hinausgetretene Mädchen, beide einander fremd und für den Augenblick doch aufeinander hingewiesen, kam mir jedes Menschenleben recht wie ein selbständiges, durch seine innere Notwendigkeit bedingtes Kunstwerk vor,

bis ich des Bodens gedachte, auf dem wir wanderten und das Leben des einzelnen mir gering erschien, in dem großen Zusammenhange der Zeiten.

Wir waren mitten in der römischen Campagna. Kein Baum, kein Kornfeld, kein Strauch, so weit das Auge reichte. Die Sommerglut hatte den Rasen verbrannt, der im Winter und Frühjahr dies wellenförmige Land so üppig bekleidet. Aus dem rötlichbraunen Grunde wuchsen vereinzelte großblättrige Disteln empor. Keine Wohnung, keine Herde war jetzt weit umher zu sehen, kein Laut zu hören. Als wolle selbst die Natur Rom von allem sonst Gewohnten und Gesehenen trennen, um es dadurch noch einziger, noch hervorragender erscheinen zu lassen, so legt sich diese ernste Landschaft mit ihrem schwermütigen Schweigen um die ewige Stadt, und unaufhörlich mußte ich der Scharen von Gläubigen gedenken, welche als Pilger diesen Boden betreten hatten, und der Ereignisse und der Kämpfe, deren Zeuge dieser Erdstrich gewesen war.

Als wir von unserm Wagen eingeholt wurden und ihn wieder bestiegen hatten, fand ich die gezwungene Ruhe in demselben von Augenblick zu Augenblick immer quälender. Der Vetturin rief uns zu, daß wir uns am Grabmal des Nero befänden. Ich blickte neugierig nach dem Platze hin, auf welchem dicht am Wege zur Rechten sich ein verwitterter Marmorsarkophag auf hohem Fußgestelle erhob. Wie wenig ahnte ich es, daß ich sechs Monate später hier eine der bittersten Stunden meines Lebens erleben, daß ich, herzzerrissen und hoffnungslos in meinen Tränen, an derselben Stelle stehen und von dem Manne Abschied nehmen würde, dem ich mich für die Zukunft, wie sie sich auch gestalten möge, innerlich verbunden und zu eigen gegeben hatte für alle Zeit!

Noch eine kleine Strecke weiter, und über dem welligen Flachlande, das der gelbe Tiber langsam durchströmt, tauchte allmählich das ewige Rom mit seinen Türmen und Kirchen vor meinen Augen empor, überragt von der Riesenkuppel von St. Peter, deren Kreuz im vollen Lichte der eben aus den Wolken hervor-

getretenen Sonne leuchtete — mir ein Zeichen der Verkündigung und Erfüllung.

Die Tränen stürzten mir aus den Augen — ich war am Ziele! Aber mit meiner Freude darüber kam jenes Gefühl der Leere über mich, das man immer empfindet, wenn die Notwendigkeit eines langen Strebens plötzlich aufhört, und in meine Freude mischte sich eine lebhafte Sehnsucht nach den Meinen. Zum erstenmal ward mir das Alleingenießen schwer. Ich war in einer sehr bewegten, gehobenen Stimmung; voll Dank gegen mein Geschick und voll willenskräftiger Zuversicht zu mir selber.

So kamen wir bis an das Weichbild Roms, bis zu den beiden auf ihren altersgrauen Sockeln noch immer dort Wache haltenden steinernen Aposteln; und mit hochklopfendem Herzen fuhr ich ein durch die Porta del Popolo in die tausendjährige Beherrscherin der Welt.

4

Die ersten Tage in Rom waren mir nicht recht erfreulich, denn ich geriet durch die Menge der verschiedenen neuen Eindrücke, durch übertroffene und unbefriedigte Erwartungen in einen Zustand peinlicher Unruhe.

Die Piazza del Popolo, dieser weite schöne Platz erschien mir nicht bedeutend; die Peterskirche hatte ich mir überwältigender gedacht, der Corso kam mir eng und finster vor. Die verfallenen Gebäude, die altersgrauen Paläste, die modernen Kaffeehäuser, die Viktualienhändler in den Straßen; die Osterien, neben denen antike Prachtbauten halb verschüttet aus der Erde hervorragten; und diese aus eleganten Fremden, Mönchen und italienischem Volk gemischte Menschenmenge gaben mir so viel verschiedene und voneinander so abweichende Bilder und Vorstellungen, daß ich

sie nicht in eines zu fassen vermochte und mich ganz verwirrt von ihnen fühlte.

Dazu kam die Notwendigkeit, uns innerhalb meiner Mittel für den Winter zweckmäßig einzurichten und baldmöglichst eine Wohnung zu nehmen, welche uns des Verweilens in dem teuren römischen Gasthofe enthob. Ein alter Bekannter, der Maler Julius Moser, und zwei Jugendfreundinnen, die ich in Rom vorfand, boten dabei ihre Dienste an und leisteten freundliche Hilfe.

Moser war ein Littauer, hatte erst Kaufmann werden sollen, dann, da dies ihm entschieden mißbehagte, durch mehrere Jahre Medizin studiert und es endlich durchgesetzt, daß er, seinem inneren Zuge folgend, sich der Kunst widmen durfte. Er verweilte schon seit einigen Jahren in Rom, und auch meine beiden Freundinnen waren schon lange genug dort eingewohnt, um sich völlig heimisch zu finden.

Sie waren beide meine Spielgefährtinnen in der Kindheit, meine Genossinnen in der Jugend gewesen, aber die letzten Jahre hatten uns getrennt, denn sie hatten nach dem Tode ihrer Eltern Königsberg verlassen, hatten sich, da sie wohlhabend waren, nach ihrer Neigung mit Künstlern verheiratet und waren mit ihren Männern dann nach Italien gegangen. Die ältere der beiden Schwestern, die bei einem sehr guten Herzen eine große musikalische Begabung und eine der schönsten Sopranstimmen besaß, die ich je bei einer Dilettantin gefunden, hatte mir in früheren Zeiten sehr nahegestanden. Ihr Gatte war ein tüchtiger Architekturmaler, voll Strebsamkeit in seiner Kunst, ein guter, schlichter, braver Mensch. Seine Ansichten waren die bürgerlich herkömmlichen, doch hatte er Freiheit genug in sich, die warmherzigen und oft unüberlegten Äußerungen und das ganz unpraktische Wesen seiner Frau, in der ein gewisser genialer Aufschwung auch durch das Zusammenleben mit ihrem Mann nicht zu unterdrücken gewesen war, mit Liebe und mit Nachsicht zu ertragen und, wie er es nannte, ungefährlich zu machen.

Die jüngere Schwester war der älteren von jeher an Geist, an Tüchtigkeit, an allgemeiner Bildung und Charakterfestigkeit bedeutend überlegen gewesen, und wie die ältere eine ausgezeichnete Sängerin, war die jüngere eine meisterhafte Klavierspielerin. Aber sie hatte von jeher etwas Sprödes in ihrem Wesen gehabt, das bei ihrem sehr scharfen Verstande ihr Urteil schon frühzeitig bisweilen herbe gemacht hatte. Ihrem Manne noch weit überlegener als ihrer Schwester, übersah sie ihn in jedem Betrachte und hatte sich doch mit einer bewundernswerter Selbstverleugnung die Aufgabe gestellt, ihn dadurch, daß sie sich ihm beständig unterordnete, in den Augen der anderen zu heben. Sie war musterhaft als Gattin, als Mutter, als Hausfrau; ihr Haus war ihren alten Freunden und den Fremden überhaupt mit großer Gastlichkeit eröffnet, aber es war etwas Kaltes, Zerdrücktes in ihr Wesen gekommen, weil sie aus Liebe für ihren Mann und in dem Bestreben, ihm ihre Überlegenheit zu verbergen, es sich versagte, sich voll und frei zu entwickeln. Man mußte das an ihr schätzen, konnte es sogar verehren, aber es tat ihr ganz entschieden Schaden, denn sie zwang sich, um dem beschränkten Mann zu entsprechen, in eine Enge der Lebensanschauungen hinein, die mich oft betroffen machte und mich in dem freien Verkehr mit ihr behinderte. — Selbst noch unfrei genug, stieß ich bei ihr fortwährend gegen irgendeinen der Glaubensartikel an, die sie über die Stellung der Frauen und derlei Dinge, ihrem Manne zu Liebe, in sich festgestellt hatte, und obschon wir mit gutem Willen aneinander herankamen, fanden wir uns innerlich nicht mehr recht zusammen.

Dazu konnte sie sich nicht daran gewöhnen, daß meine Verhältnisse sich verändert hatten. Als wir in unserer Vaterstadt gelebt, war sie reich gewesen und ich unbemittelt, ihre Familie weit angesehener in der sogenannten vornehmen Gesellschaft als die meine, und da ich ein paar Jahre vor ihr voraus hatte, war sie noch jung und sehr gesucht gewesen, als man bereits angefangen hatte, mich unter die alternden Mädchen zu zählen. Nun kam

ich nach Rom, hatte eine selbständige Stellung und Geltung in der Welt gewonnen, obschon ich unverheiratet und immer noch unbemittelt war; und während sie eben nur die Geltung hatte, welche jede gebildete Frau innerhalb ihres Kreises erlangt, war ich zu einem Gegenstande der Teilnahme und der Beachtung für die Menschen geworden. Wollte ich behaupten, daß sie mir dies mißgönnte, daß sie es mir beneidete, so wäre dies jedenfalls viel zu hart; aber während sie mich gern als ihre Freundin aufführte, wenn irgend jemand den Wunsch aussprach, mit mir zusammenzutreffen, versagte sie es sich doch nicht leicht, eine beschützende Miene gegen mich anzunehmen, wenn wir allein waren, oder mir gegenüber jenes törichte Vorrecht der verheirateten Frauen gegen unverheiratete geltend zu machen, mir Ratschläge und Warnungen zu erteilen, wo ich deren nicht bedurfte, kurz — mich zu hofmeistern. — Das alles wäre nun ohne Nachteil für mich gewesen, hätte mich nicht stören und nicht hindern können, wenn ich nicht damals noch die Charakterschwäche gehabt hätte, mich davon befangen machen und gelegentlich auch beirren oder wenigstens verstimmen zu lassen.

Ich empfand also, nachdem die erste auf Erinnerung begründete Freude über das Wiedersehen mit meinen beiden Freundinnen vorüber war, eigentlich ein gewisses Unbehagen über dasselbe. Es war mir, als wäre ein Netz über mir ausgespannt, dessen mich umstrickende Maschen und Falten ich, ohne sie zu sehen, gleichsam mit einem sechsten Sinne, vorahnend empfand. Die Vaterstadt, die alten Bekannten, die Kneiphöfische Langgasse mit den Nachbarn und mit den Wolmen, von denen ich mich an den italienischen Seen so weit und mit welchem Entzücken so weit entfernt gefühlt hatte, rückten mir mit einem Male wieder erschreckend nahe, und obgleich ich weder auf meiner Reise noch in Rom oder sonst je zuvor etwas getan hatte, was fremde Beurteilung zu scheuen brauchte, so war mir die bloße Gewißheit äußerst unbehaglich, daß meine Freundinnen häufig nach Hause und nach Berlin

schrieben, und daß man also in kürzester Frist alle paar Wochen in Königsberg und in Berlin auch Nachrichten von mir und obenein Nachrichten über mich haben würde, die ich nicht selbst gegeben hatte. Es kam mir wie eine Beeinträchtigung jener völligen Freiheit vor, deren ich mich im höchsten Grade bedürftig fühlte, wenn gewisse schmerzende Erinnerungen und unvorteilhafte Eindrücke, die noch schwer auf mir lasteten, wenn jene Narben, welche ich durch die zu lange getragenen Fesseln immer noch brennen fühlte, endlich ausheilen und ich mich zu neuer Gesundheit und zu einer festen inneren Einheit vollkommen entwickeln sollte.

Es half mir nichts, daß ich mir alltäglich sagte, ich sei ja frei und unbedingter Meister und Herr über mein Tun und Lassen. Ich fühlte mich nicht mehr so frei und kam doch nicht zu der richtigen Einsicht, daß ich nicht durch den Willen oder durch die Macht der andern, ebensowenig durch die Schuld der für mich so gütigen Freundinnen, sondern einzig und allein nur durch meine eigene Schwäche unfrei zu werden fürchten mußte. Hätte ich damals meine jetzige Erfahrung gehabt, so würde ich bei den ersten gutwilligen, aber mich belästigenden Fragen, bei den ersten wohlgemeinten, aber mir nicht erwünschten und nicht passenden Ratschlägen meiner Freundinnen — und nicht nur diese, sondern selbst meine Reisebegleiterin nahm es sich gelegentlich heraus, die Erfahrene gegen mich zu spielen — das mir Unbequeme mit der mir zukommenden Entschiedenheit abgewiesen und mir damit ein für allemal Ruhe und selbst die Stellung und Rücksicht gesichert haben, welche zu fordern ich durchaus berechtigt war. Aber ich wollte den andern nicht wehe tun, scheute mich vor den kleinen Erörterungen, die einer solchen Selbständigkeitserklärung folgen mußten, und dachte, es mit allgemeinen Aussprüchen über meine Ansichten dartun zu können. Ich äußerte immer nur scherzend, daß ich nicht gesonnen sei, mich unnötigen Schulmeistern zu fügen, und daß ich in meiner besonderen Lage, in welcher ich mich nicht, wie meine Freundinnen, auf den Schutz eines Gatten zu verlassen hatte, es

für angemessen erachte, mich mit meinem unbescholtenen Namen auf mein gutes Gewissen und auf mich selbst gestützt, mit aller der Freiheit in der Gesellschaft zu bewegen, deren ich mich ebenso würdig als bedürftig wußte.

Weil ich solche Äußerungen aber, trotz des scherzhaften Tones, scharf zuzuspitzen für nötig hielt, um sie den andern eindringlich zu machen, und weil vielleicht hie und da auch ein Anflug von Bitterkeit sich in meinen Reden zeigen mochte, klangen diese allgemeinen Behauptungen oft härter und herausfordernder, als ich es wollte, und alles, was ich mit meinen indirekten Freiheitserklärungen erreichte, war, daß meine Freundinnen mir ein übertriebenes Freiheitsgelüste und daneben eine Entschlossenheit zutrauten, von der ich eben in jenen Tagen leider noch sehr weit entfernt war. Ich hatte mir also gleich in der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Rom durch den Erbfehler gar vieler Menschen, durch freies Reden bei unfreiem Handeln, gewisse unbehagliche Verhältnisse geschaffen und mich in einen heimlichen Zwiespalt mit Personen gebracht, mit denen ich dennoch im Zusammenhang zu bleiben wünschte, und von denen mich zu trennen mir leid gewesen wäre, da ich eine alte herzliche Zuneigung für sie hegte.

Eine Wohnung hatten wir nach verschiedentlichem Suchen in der Via de duo Macelli Nr. 64, dicht am spanischen Platze, der Propaganda gegenüber gefunden. Wir hatten im zweiten Stockwerk ein kleines, nach der Straße hinaus gelegenes Wohnzimmer; daneben zur Linken, ebenfalls nach der Straße gelegen, ein Schlafzimmer für meine Begleiterin und ein Schlafstübchen für mich, das sich zur Rechten des Wohnzimmers befand und auf einen, am Fuße des Monte Pincio sich hinziehenden Garten hinausſah. Die Wohnung war nichts weniger als glänzend, aber sie war anständig eingerichtet und entsprach unseren Bedürfnissen. Sie war auch sehr gut gelegen, und obschon ich in der ganz nach Norden gelegenen Schlafstube die Sonne empfindlich genug entbehrte, hatte ich dafür meine Freude an dem Garten, der mir, solange wir in dem

Hause wohnten — und ich verweilte fast acht Monate in Rom — ein Gegenstand der Neugier und meiner phantastischen Vermutungen geblieben ist. Es war ein weiter, mit großen Obstbäumen aller Art besetzter Grasplatz, auch ein paar Orangenbäume standen darin. Niemals aber habe ich einen Menschen diesen Garten betreten sehen. Das Gras wuchs und welkte nach der Jahreszeit, ohne daß man es mähte; die Bäume hatten Früchte getragen, die ich zur Erde fallen und im Regen verkommen sah, ohne daß man sie aufhob; sie blühten im Frühjahr, ohne daß jemand sich darum bekümmerte, und nur einige graue Katzen gingen zuweilen in dem hohen Grase umher oder trieben ihr Wesen in den Bäumen.

Zur Bedienung hatte ich die Frau eines Schuhmachers angenommen, deren Mann unten in unserem Hause seine kleine Werkstatt hatte und der nebenher meinen Diener machte, wenn ich eines solchen benötigt war. Das Frühstück brachte man uns aus dem nächsten Kaffeehause, den Mittag ließen wir, da ich an keiner öffentlichen Gasttafel zu essen wünschte, aus einem Speisehause holen; die Gerätschaften für den Tee am Abend waren leicht beschafft, und ich konnte nun, da ich einen festen Boden unter den Füßen hatte, daran denken, die Empfehlungen zu benutzen, mit denen man mich von Berlin aus versehen hatte, um mich allmählich auch geistig in Rom festzusetzen; aber das erste ward mir leichter als das zweite.

Unter den Briefen, die ich für meine Einführung besaß, waren zwei, auf deren Überbringung ich mich besonders freute: der eine für Fräulein Adele Schopenhauer, der andre für Frau Ottilie von Goethe, und ich kann behaupten, daß der Gedanke, der Schwiegertochter Goethes, einer Frau zu begegnen, die den Gewaltigen durch lange Jahre an jedem Tage gesehen, ihm so nahegestanden hatte, so manches von ihm zu sagen wissen mußte, mich beinahe ebenso ergriff und erhob, als der erste ferne Blick auf Rom. Wie man aber zögert, in eine geweihte Halle einzutreten und verweilend auf

der Schwelle stehen bleibt, so entschied ich mich dafür, zuerst die Bekanntschaft von Fräulein Schopenhauer zu suchen.

Ich hatte die Reisebriefe und die Romane ihrer Mutter in meiner Jugend mit besonderer Vorliebe gelesen; auch Adelens Märchen und ein Roman, der, wenn ich nicht irre, „Anna" hieß, waren mir bekannt, und wenn ich der übertriebenen Gefühlsfeinheit und schattenhaften Schönseligkeit des letzteren auch weit weniger Geschmack hatte abgewinnen können, als den viel frischeren und lebensvolleren Dichtungen der Mutter, so hatten meine Berliner Freunde doch immer mit großer Anerkennung auch von der Tochter gesprochen. Ihr Geist, ihre Kenntnisse, ihr meisterhaftes Vorlesen, das selbst Goethe entzückt haben sollte, ihre große gesellige Liebenswürdigkeit waren mir vielfach gerühmt worden. Ich hatte Gelegenheit gehabt, verschiedene Arabesken zu bewundern, die sie mit der Schere aus schwarzem Papier ausgeschnitten hatte. Es waren wirkliche kleine Kunstwerke gewesen, und ich ging in jedem Betracht mit dem besten Vorurteile und den angenehmsten Erwartungen zu ihr hin. Auch empfing sie mich sogleich, aber ich konnte mich weder in ihre Erscheinung, noch in ihre Art und Weise finden.

Man hatte ihres Äußeren nie gegen mich erwähnt, ich hatte es mir also günstig gedacht und war daher beim ersten Anblick durch Adeles auffallende Unschönheit ganz betroffen. Sie war sehr groß, mager, ungewöhnlich starkknochig und hatte dünnes, gelbliches Haar, das die breite Stirn und die weit vorstehenden Backenknochen kaum notdürftig umgab. Die großen, wasserblauen Augen waren übermäßig gewölbt und traten weit vor den Lidern heraus, und ein breiter, äußerst häßlicher Mund wurde durch die langen Zähne nicht verschönt. Alle ihre Bewegungen waren steif und eckig, und dazu hatten ihre Manieren etwas so seltsam Anspruchsvolles und Gespreiztes, daß ich förmlich Zeit gebrauchte, mich an diese Geschraubtheit zu gewöhnen. Ich hatte schon manches unschöne Frauenzimmer im Leben gesehen und es von Herzen liebgewonnen, obgleich wirkliche Häßlichkeit mir auch an Menschen, die ich liebte,

immer sichtbar und immer unangenehm empfindlich geblieben war; aber eine Häßlichkeit, die so geflissentlich das Urteil gegen sich herauszufordern schien, ist mir niemals, weder vorher, noch nachher begegnet.

Sie empfing mich mit lauter Fragen. Das ist an und für sich eine sehr liebenswürdige, dem schüchternen Fremden Mund und Herz erschließende Weise, wenn diese Fragen nicht gar zu zwingend gestellt und auf gar zu bestimmte Dinge gerichtet sind; aber eine solche Frageluſt kann unter Verhältnissen auch sehr bald lästig werden und, nachdem ich meine erste Überraschung überwunden hatte, wurden Fräulein Schopenhauer und die ganze Szene mir so belustigend, daß meine übermütigste Laune sich daran entzündete. Ich hatte bereits genaue Auskunft über meinen Geburtsort, meine Familie, meine Vermögensumstände, meine Arbeiten und meine vierunddreißig Jahre gegeben. Ich hatte die Mitteilung empfangen, daß es für eine Dame „unseres Alters" — Fräulein Schopenhauer war mindestens zwanzig Jahre älter als ich — sehr schwer sei, in der Welt allein zu stehen, und noch weit schwieriger, sich in der vornehmen römischen Gesellschaft ohne Rang und ohne Vermögen Zutritt zu verschaffen, den sie natürlich, ebenso wie die weit ausgebreitetsten Verbindungen, besitze, und daß sich auch für mich möglicherweise einige Aussichten dazu eröffnen könnten, wenn — und wenn — und wenn — —

Ich konnte diese Feierlichkeit nicht mehr ertragen. Es kam mir vor, als wolle sich Wagner als Faust maskieren und mich den Schüler spielen lassen, und ich fühlte eigentlich weit mehr Lust, diese Szene, so komisch, wie sie es mehr und mehr wurde, den Meinen zu beschreiben, als sie noch länger fortzusetzen. Etwas von dieser Stimmung mochte denn wohl, da mein Gesicht damals noch meine Gedanken schneller und deutlicher, als mir eigentlich lieb war, kundgab, in meinen Mienen zu lesen sein, denn Fräulein Schopenhauer brach plötzlich in der Aufzählung aller der Eigenschaften ab, die man besitzen müsse, um wie sie in die ausgewählte

Adele Schopenhauer

gezeichnet von Alexander von Sternberg. 1841

Gesellschaft von Rom aufgenommen zu werden, und sagte: sie setze es nämlich als natürlich voraus, daß mir an der Einführung in diese Gesellschaft gelegen sein müsse. Ich entgegnete, ich hätte bis diesen Augenblick daran allerdings noch nicht gedacht.

Sie warf sich darauf wieder in ihre feierlich doktorale Pose und meinte, mich sehr scharf fixierend: „So sind es also vielleicht ungewöhnliche Schicksale gewesen, die Sie aus der Heimat fortzugehen bestimmten, und Sie wünschen hier sich selbst, und nur sich selbst zu leben?"

„O nein!" versicherte ich mit bestem Gewissen, „ich habe nichts als das Allergewöhnlichste erlebt!"

„Und mit welchen Absichten und Plänen sind Sie denn hierhergekommen? Welche Studien gedenken Sie hier zu treiben? Welche Studien haben Sie überhaupt bisher getrieben?"

„Gar keine!" sagte ich. „Ich habe nicht viel erlebt, habe im Grunde auch nicht viel gelernt, und ich habe mit dieser Reise keine andere Absicht gehabt, als ein Stück von der Welt zu sehen und mich daran zu freuen."

Das gefiel ihr offenbar nicht, aber sie nickte feierlich mit dem Kopfe, und ich blickte suchend umher, wo denn der Talar und das schwarze Samtbarett geblieben wären, die sie notwendig hätte tragen müssen.

„Sie werden sich also," meinte sie, „wohl mehr zu der Gesellschaft der deutschen Künstlerfamilien halten, in der man ein heiter geselliges Leben führt; die römische Gesellschaft, in der wir anderen leben, ist durch den Charakter des römischen Hofes eine vorwiegend ernsthafte. Unter den deutschen Künstlern finden sich auch immer einige Gelehrte und Männer von Namen. Wir erwarten den berühmten Welcker von Bonn; auch die Herren vom archäologischen Verein, dessen Protektor Seine Majestät der König von Preußen ist, sind bedeutende Leute, und den Professor Adolf Stahr aus Oldenburg, der sich seiner Gesundheit wegen schon längere Zeit in Italien aufhält, werden Sie vielleicht schon ge-

sehen haben, da er sich auch in den Künstlerkreisen bewegt, in denen Sie, wie ich von Ihnen vernehme, sich bereits einiger Bekanntschaften erfreuen."

„Ich habe allerdings," erwiderte ich, „von dem Maler Louis Gurlitt und von der Malerin Elisabeth Baumann den Namen des Professors Stahr öfters nennen hören, sie haben mit ihm eine gemeinsame Villeggiatur in Ariccia gemacht."

„So suchen Sie ihn kennenzulernen! Er ist ein Mann von Distinktion!" bedeutete mich Fräulein Adele in einer Weise, die mich glauben machen mußte, daß sie dies Urteil über Professor Stahr aus eigener Erfahrung fälle. Sie kannte ihn jedoch damals noch nicht, sondern lernte ihn erst weit später kennen. Trotzdem aber setzte sie hinzu: „Er ist körperlich und wohl auch geistig, oder nennen Sie's gemütlich, leidend."

Ich sah sie fragend an, denn ich wußte nicht, was das heißen sollte. „Ach!" sagte sie, „Oldenburger Bekannte, die ihn sehr hoch zu halten schienen, haben in der Heimat mir einmal davon gesprochen. Es ist wie bei so vielen dieser gelehrten Herrn: Deutsche Sentimentalität mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Frühe Verlobungen, frühe Heiraten, ehe die Herrn mit sich selber fertig sind — und der Rückschlag bleibt dann selten aus. Was wollen Sie? — Unsere Heroen haben ihnen die Vorbilder dazu geliefert! — Aber suchen Sie die Bekanntschaft von Professor Stahr zu machen, da sein Name unter den jüngeren Schriftstellern Klang besitzt und Ihnen, da Sie es doch auf eine literarische Laufbahn abgesehen haben, dergleichen Beziehungen durchaus nötig sind." — Ich erhob mich dann endlich, um mich ihr zu empfehlen, wobei ich die Zusicherung erhielt, daß sie mich aufsuchen und sich freuen würde, mir förderlich sein zu können — und ich will es gleich hier bemerken, daß sie dies beides auch getan hat. Ihre Pedanterie, ihre Gespreiztheit und das Darstellen einer Jugendlichkeit, die sehr weit hinter ihr lag, behielten für uns alle immer etwas sehr Abgeschmacktes, aber sie war eine Frau von Geist, hatte viel erlebt,

und ich habe während meines ganzen italienischen Reiselebens viel und gern mit ihr verkehrt; sie ist, nachdem wir uns näher hatten kennenlernen, immer freundlich, oft gefällig gegen mich gewesen, und ich habe manch gute Stunde mit ihr zugebracht, nachdem ich gelernt hatte, ihre Wunderlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen, was eben nicht schwer war.

Im Hinuntersteigen von dem Stockwerk, in welchem Fräulein Schopenhauer wohnte, traf ich einen entfernten Verwandten von mir, den damals noch sehr jungen und schönen Landschaftsmaler Julius Helfft, den ich fast seit seiner Kindheit kannte, und der sich mir an jenem Morgen anschloß, um mich nach Hause zu begleiten. Er war der Stubennachbar von Fräulein Adele, hatte sie ebenfalls kennenlernen, und als ich der mit ihr gepflogenen Unterhaltung in Heiterkeit erwähnte, ward denn auch Professor Stahrs zwischen uns gedacht. Mein junger Vetter war in Ariccia lange mit ihm zusammen gewesen und seines Lobes voll. Er konnte nicht genug erzählen von dem fröhlichen Leben, das man dort in der Casa Martorelli während der Villeggiatur geführt, von den guten Gesprächen über Kunst, welche man dort gepflogen, von den Festen, die man im Handumdrehen improvisiert; „und," sagte er, „obschon Professor Stahr recht krank zu sein scheint, so waren er und Elisabeth Baumann doch eigentlich die Seele von allem, was in Ariccia geschah und vorgenommen wurde." — „Aber Fräulein Schopenhauer nannte ihn gemütlich leidend," wendete ich ein. „Davon habe ich nichts gemerkt," meinte Helfft. „Seine Halskrankheit und Nervenschwäche machen ihn besorgt und verstimmen ihn gelegentlich, indes er war doch meistens munter wie wir alle."

Stahrs Name trat auf diese Weise abermals an mich heran, ohne daß ich weiter Gewicht darauf legte; denn die eigentliche leidenschaftliche Neugier, welche so viele Menschen treibt, die Bekanntschaft von Personen zu suchen, die sich in irgendeiner Weise ausgezeichnet haben, hat mich nie beseelt. Wo ich nicht die Hoffnung hegen durfte, solchen Personen näherzutreten und von

ihrer Bedeutung eine Förderung meines ganzen Wesens zu erhalten, bin ich ihnen eher ausgewichen. Ich hatte in Florenz nicht einmal die dringende briefliche Empfehlung benutzt, welche Therese von Bacheracht mir für den ehemaligen König von Holland, für den greisen Louis Bonaparte mitgegeben, mit dem sie seit ihrer frühesten Jugend nahe befreundet gewesen war und von dessen liebenswürdigem Charakter sie mir die beste Aufnahme zusichern zu können geglaubt hatte. Da ich nicht hatte absehen können, was ich durch die Bekanntschaft mit dem fürstlichen Greise gewinnen möchte, hatte ich Scheu getragen, ihn zu belästigen und seine Zeit vielleicht in einer ihm unwillkommenen Weise zu beanspruchen; und durch den gespreizten Empfang, der mir soeben bei Fräulein Schopenhauer zuteil geworden war, hatte meine Neigung, geflissentliche Bekanntschaften zu machen, sich nicht erhöht. Stahrs Name war mir freilich schon lange ein geläufiger gewesen, denn ich hatte die Halleschen Jahrbücher von ihrer Gründung bis zu ihrem Untergange genau verfolgt, hatte Stahrs Namen unter verschiedenen kritischen Arbeiten gelesen, und die Klarheit und Entschiedenheit seiner Ausdrucksweise waren mir noch wohl erinnerlich. Indes in der Reihe der frischen Kräfte, welche sich damals bei der epochemachenden und uns Jüngere geradezu in die Lehre nehmenden Zeitschrift zusammengefunden hatten, neben einem Ruge, Strauß, Feuerbach, Vischer usw. fielen Klarheit und geistige Schärfe nicht als etwas so Besonderes auf, und ich weiß sehr deutlich, daß es mir völlig gleichgültig dünkte, ob ich Professor Stahr einmal begegnen würde oder nicht. Von jenen Vorgefühlen und Ahnungen, von denen man im Leben wie in Romanen oft wunderbare Dinge erzählen hört, finde ich in meinen eigenen Erinnerungen auch nicht eine Spur.

Ganz sorglos, ganz auf die Gunst des Zufalls gestellt, ließ ich die Tage an mir vorübergehen, und sie entschwanden mir vergnüglich genug. Dennoch blieb, wenn ich so sagen darf, eine leere Stelle in meinem Innern, und wenn ich am Morgen in den Ruinen des vorchristlichen Rom, wie in Roms Kirchen, Kapellen und Museen umhergewandert war, wenn ich am Nachmittage mit den Freunden den Volksfesten in der Villa Borghese beigewohnt hatte und mit ihnen hinausgegangen war vor die Tore, in die Osterien, in deren kleinen Gärten die Volkslust sich während der Oktoberfeste ein Genüge tat, so legte ich mich des Abends mit dem Gedanken an all das Gesehene, Gehörte, Erlebte nieder und sagte mir mit Verwunderung und doch ohne eine wahrhafte Befriedigung: Das also ist Rom? —

Ich hatte es mir anders vorgestellt, ohne daß ich imstande gewesen wäre, zu sagen, wie ich es denn erwartet hatte. Ich dachte an die Schilderungen, welche die besten Geister uns von ihrem Aufenthalte in der ewigen Stadt hinterlassen hatten; ich dachte an Goethe, an Byron, an Waiblinger; ich erinnerte mich der tief eingreifenden Wandlung, welche jeder von ihnen durch seinen Aufenthalt in Rom in sich erfahren hatte, und ich hatte bis dahin nichts gewonnen, als eine mich überwältigende Masse von Eindrücken, eine Fülle von Bildern, die mich den Schlaf nicht finden ließen.

Freilich war ich kein Goethe, kein Byron, kein Waiblinger — aber so verwirrt, so zerstreut, so ohne alles zusammenhängende eigene Denken war ich mir eigentlich in meinem Leben noch nicht vorgekommen; und ohne daß ich den Mut hatte, es mir einzugestehen, drängte sich mir öfter und öfter die Vermutung auf, daß ich einen Irrtum begangen, als ich mich zu der Reise nach Italien entschlossen hatte, daß mir dafür die innere Vorbereitung gefehlt habe, und daß ein Aufenthalt in Paris mir vielleicht ansprechender

und förderlicher gewesen sein würde. Ich konnte eben nicht bewältigen, was auf mich andrängte, ich konnte zu keiner Art von Sammlung kommen, und Platens „wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue" ertönte fortdauernd wie eine vorwurfsvolle Mahnung in meinem Innern.

Aber was mir geschah, war eben natürlich genug. Denn ich war gleich zu Anfang unseres römischen Aufenthaltes in einen solchen Strom von neuen Bekanntschaften hineingezogen worden, daß ich nur mit ihnen und mit mir selbst beschäftigt war. Die leichtere, freiere Lebensweise, der sich, je nach ihren sonstigen Verhältnissen, fast alle Personen, die ich kennenlernte, mehr oder weniger überließen, trug auch noch dazu bei, mich von mir selber abzuziehen.

Unter meinen deutschen Landsleuten waren in diesem Jahre viel ausgezeichnete Frauen in Rom; aber schon durch ihren Namen hätte Frau Ottilie von Goethe an der Spitze derselben gestanden, wäre sie selbst auch weniger bedeutend gewesen. Sie war eine Frau, die am Ende der vierziger Jahre stehen mochte; da ihr Haar jedoch schon weiß war, sah sie älter aus, und ich glaube nicht, daß sie jemals hübsch gewesen sein kann. Ihr Kopf war fast zu mächtig für die feine, kaum mittelgroße und sehr schmächtige Gestalt; und da ihre Nase und ihre Züge überhaupt durch einen Sturz mit dem Pferde, bei dem sie weit weggeschleift worden, weil das Reitkleid an dem Sattel hängengeblieben, entstellt worden waren, konnte man sich eigentlich nur an den Eindruck der großen und ungewöhnlich ausdrucksvollen Augen halten. Ihre einfache Weise sich zu betragen, ihr lebhafter Freimut hatten etwas ebenso Geistvolles als Gewinnendes, und wenn sie sich je zuweilen daran erinnerte, welche Stelle sie in dem Geistesleben der deutschen Nation eingenommen und auf welcher Höhe sie gestanden hatte, so war es nur, um von dem Bedeutenden, das ihr auf ihrem ausgezeichneten Platze erreichbar gewesen war, freundlich mitzuteilen, was den andern freuen konnte. Sie erbot sich gleich, mich mit dem preußischen Konsul, dem liebenswürdigen Herrn Marstaller be-

kannt zu machen, mich ihrer Freundin, Frau Sibylle Mertens vorzustellen. Sie war eben eine jener warmherzigen Naturen, denen Geben, Mitteilen, Helfen ebenso natürlich ist, wie der Sonne das Scheinen, das Erleuchten, das Beleben. Größere Gegensätze als Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer konnte man sich kaum vorstellen, und doch waren sie vertraute Freundinnen; aber für den Fremden blieb es rätselhaft, wie Ottiliens geistvolle und oft bis zur Unvorsichtigkeit gehende Natürlichkeit, wie ihre auf das Belieben des Augenblickes, auf die Eingebung der Minute gestellte Leichtlebigkeit sich mit der feierlichen, auf eigene Gelehrsamkeit und auf den Zusammenhang mit einer großen Vergangenheit gebauten Pedanterie von Fräulein Adele jemals hatten zusammenfinden können.

Mit diesen beiden Frauen waren la principessa tedesca, wie die Italiener Frau Sibylle Mertens nannten, und die Baronin Emma von Schwanenfeld, die Gattin des preußischen Kammerherrn von Schwanenfeld, eng befreundet, und sowohl Frau Mertens, als die Familie von Schwanenfeld sahen viel Gesellschaft bei sich und hielten, jede auf ihre Weise, ein offenes Haus.

Da die Baronin von Schwanenfeld sehr kränklich war, konnte bei ihr von regelmäßigen, großen Gesellschaften nicht die Rede sein. Aber wenn ihre Gesundheit es nur irgend zuließ, durfte man allabendlich an ihrem Teetisch des freundlichsten Willkommens sicher sein, und auch am Mittage waren immer ein oder mehrere Plätze für zufällig kommende Freunde an ihrem Tische bereit.

Der Kammerherr, ein untersetzter, etwas verwachsener Mann, besaß große Güter im Posenschen und lebte, da seine Ehe kinderlos geblieben war, ausschließlich für seine Frau, die dann wieder voll der größten Rücksicht für ihn war, was ihr nicht immer leicht zu fallen schien, da die Neigungen der beiden Eheleute im Grunde sehr verschieden waren. Der Kammerherr hatte einen tüchtigen Verstand, und so weit dieser reichte, ein sehr treffendes, nüchternes und gesundes Urteil. Er war ein guter Wirt in jedem Be-

trachte, liebte eine bequeme Geselligkeit und hatte gerade so viel geistige Interessen, als man haben muß, um sich in guter Gesellschaft behaglich und zu Hause zu fühlen. Seine Frau hingegen war in dem edelsten Sinne des Wortes eine schöne Seele. Wo sie einer großen Empfindung, einem hohen Gedanken begegnete, schloß sich ihr sonst zurückhaltendes Wesen plötzlich auf und gewährte dann einen Einblick in eine Liebesfähigkeit, in eine Gemütstiefe und in einen Idealismus, wie sie mir sonst sehr selten vorgekommen sind. Sie hätte überall das Gute fördern, das Widerstrebende ausgleichen, das Unklare lichten mögen. Ihr redliches Bemühen, sich selbst aufzuklären, sich von Vorurteilen freizumachen war immer lebendig, und selbst während ihrer schweren körperlichen Leiden, die sie mit einer bewundernswürdigen Geduld ertrug, war sie stets mit irgendeinem bedeutenden Buche beschäftigt, um, wie sie scherzend zu sagen pflegte, „sich und ihre Jämmerlichkeit über etwas Besserem zu vergessen". Bisweilen konnte ich es, als ich den beiden Gatten später sehr nahegetreten war, wohl herausfühlen, daß die Baronin keinen rechten Anteil an den Alltagsgeschichten nahm, welche der Kammerherr zu seiner Unterhaltung nicht entbehren konnte und daß er sich bei einem Spielchen oder bei einem kleinen gesellschaftlichen Klatsch besser behagte, als bei den meist ernsthaften Gesprächen der Baronin; aber er hatte doch seine Freude an den kleinen, sehr sinnigen Märchen, Parabeln und Paramythien, die sie schrieb, mehr Freude noch an der allgemeinen Verehrung, die sie genoß; und wenn sie gelegentlich auf irgendein wertvolles Geschenk, das er ihr darzubringen gewünscht hatte, verzichtete, um einem andern für das Geld eine Freude zu machen, so war er dann auch bald damit einverstanden, denn von Herzen freundlich und großmütig war er selber auch. Angeborene Herzensgüte und gute Erziehung glichen in dieser Ehe die Verschiedenheit der Charaktere so völlig aus, daß nur der Vertrauteste es merken konnte, wie beide Gatten einander nicht durchweg entsprachen und befriedigten. Ich für mein Teil habe in

allen beiden aufopfernde und sehr treue Freunde gefunden, deren ich mich mit wärmstem Danke liebevoll erinnere.

Als ich die Schwanenfelds kennenlernte, kamen nur wenig Künstler in ihr Haus, aber man konnte ziemlich sicher sein, bei ihnen einen großen Teil der deutschen Edelleute kennenzulernen, welche nach Italien kamen. Bei Frau Mertens hingegen war die Gesellschaft, um den gesellschaftlichen Ausdruck dafür zu brauchen, eine ganz mondäne.

Sibylle Mertens gehörte einem reichen bürgerlichen Patriziergeschlechte, der Familie Schaafhausen in Köln an, und niemals bin ich in späteren Jahren in Köln gewesen, niemals habe ich den Dom in seinem Ernste, mit seinen großartig harmonischen Linien und mit seinen Tausenden von wunderlichen Gestalten und grillenhaften Steinphantomen vor Augen gehabt, ohne an die wunderbare Frau zu denken, die in der Nähe jenes Domes geboren, wie er, eigenartig und fremd in ihrer Umgebung, harmonisch trotz ihrer Wunderlichkeiten, sanft trotz ihrer Herbigkeit, in meinen Erinnerungen so unvergleichlich und so gesondert dasteht, wie der Riesenbau, dessen Schatten weit hinausragt über ihr Vaterhaus zu Köln.

Es war eigentlich nichts Ungewöhnliches in ihrer Erscheinung, aber sie selbst war ungewöhnlich, und das Gewöhnliche wurde an ihr zu einem Besonderen und bildete sie zu einem Besonderen aus. Sie sah nicht aus wie die anderen Frauen, nicht wie alle Welt. Reich und frei geboren, mochte sie damals über fünfzig Jahre alt sein, eine über das Mittelmaß große, magere Gestalt. Der schmale, fast fleischlose Kopf war von glattem, dickem und kurz abgeschnittenem Haar umgeben. Der ganze Knochenbau lag zutage, die Backen- und Augenknochen sprangen hervor, die Lippen waren schmal, der Mund nicht klein, das Kinn stark; und doch konnte man von diesem Kopfe den Blick nicht abwenden, wenn man ihn einmal darauf gerichtet hatte. Auf den alten Bildern der niederländischen Schule habe ich solche Frauengestalten ge-

sehen. Sie knieten, in brünstigem Gebet versunken, zu den Füßen der Heiligen, zu deren Ehren sie die Bilder hatten malen lassen. Schwarze Gewänder hatten sie an und Schleier über den bleichen, mageren Stirnen, und nur in den Augen brannte das Leben.

So sah ich auch Sibylle zum ersten Male. Im langen, schwarzen Kleide, das fest um ihre schmalen Schultern anschloß, das Antlitz und den Oberkörper mit einem schwarzen Spitzentuch umhüllt, die Augen zum Gebet erhoben, den Rosenkranz in der Hand, so lag sie in Sankt Peter auf den Knien, regungslos wie ihre Ahnen in den deutschen Bildern.

Es setzte mich beinahe in Verwunderung, als sie nach beendigtem Gebet aufstehend und sich umwendend, den Konsul Marstaller, der mich an dem Tage nach Sankt Peter begleitet hatte, erkannte und sich ihm näherte. Er stellte mich ihr vor, sie kannte durch Frau von Goethe bereits meinen Namen und lud mich zu sich ein. Das war alles ganz natürlich; aber eben das war es! Das Natürliche befremdete an ihr, und als man mir sagte, daß sie sehr gesellig sei, ein großes Haus mache, alle Fremden, die Anspruch auf Bedeutung hatten, bei sich sähe, kam es mir nicht glaublich vor. Diese Frau und die Gesellschaft! Was konnte diese ernste und einsame Frau mit der Gesellschaft gemein haben?

Ich bin von da ab oftmals ihr Gast in der prächtigen Wohnung gewesen, welche sie in dem Palaste der Stamperia Reale bewohnte, habe sie viel gesehen, viel Freundliches von ihr erfahren, ihre Klugheit und Verläßlichkeit erproben können, aber immer ist sie mir wie eine in dieser Welt sehr einsame Erscheinung vorgekommen.

Sie hatte an jedem Dienstag Empfangsabend, an dem man sicher sein konnte, Leute von allen Nationen anzutreffen. Da sie streng katholisch und mit den Großwürdenträgern der päpstlichen Regierung nahe bekannt war, fand man immer auch eine Anzahl von Prälaten und Weltgeistlichen in ihrem Hause; und weil sie selbst eine gelehrte Archäologin war, die sich besonders mit Inschriften viel beschäftigte, gehörten auch die römischen Altertums-

forscher und Kunstkenner, ebenso wie die Gelehrten des preußischen archäologischen Institutes, das seinen Sitz in der preußischen Gesandtschaft auf dem Kapitole hatte, zu ihren Gästen.

Ebenso gastfrei, obschon er nicht an bestimmten Tagen empfing, war der hannöversche Gesandte Kestner, der jüngste Sohn von Werthers Lotte, und er war trotz einer Menge kleiner Schwächen ein sehr liebenswürdiger Greis. Er war Dilettant in der Malerei und in der Dichtkunst, besaß eine sehr große Porträtsammlung, die er selbst von allen ihm irgendwie bedeutenden Menschen während seines langen Lebens in Rom gemalt hatte, und ähnlich, wenn schon in dilettantenhafter Übertreibung, waren diese Bilder alle. Herr Kestner rechnete sich ebenso gern zu den Künstlern und Schriftstellern, als zu den Diplomaten, und wie die Römer, welche die Fremden lieber mit einem charakteristischen Beiworte als mit den ihnen nicht vertrauten und nicht geläufigen deutschen Namen zu bezeichnen lieben, Frau Mertens nur la principessa tedesca nannten, so nannten sie Herrn Kestner schlechtweg den deutschen Gesandten, weil er durch sein langes Verweilen in Rom ihnen vertrauter geworden war, als die Gesandten der anderen deutschen Höfe, die oft gewechselt hatten.

In allen diesen Häusern war ich mit einer gewissen Anzahl von Fremden in Berührung gekommen und bekannt geworden, während ich durch meine beiden Jugendfreundinnen die deutschen Künstler hatte kennenlernen, unter denen die Malerin Elisabeth Baumann, weil sie sich in ähnlicher Lebenslage wie ich befand, mir bald nähertrat.

Sie war von deutschen Eltern in Warschau geboren und dort erzogen worden. In ihrem ganzen Wesen ebenso phantastisch als genial, hatte sie alltäglich andere Ansichten und Stimmungen. Einen Tag nannte und glaubte sie sich eine für die Sache des Vaterlandes begeisterte Polin, während sie sich am nächsten Tage zu den Deutschen rechnete und sich darin gefiel, das deutsche Mädchen darzustellen, was ihr ebensogut als die polnische Patriotin

zu Gesichte stand. Nie im Leben ist mir jemand vorgekommen, der sich so absichtslos mit so völliger Unbefangenheit und so völligem Glauben an sich selbst, beständig über sich selber täuschte. Wer Elisabeth nicht kannte, wer nicht wußte, wie redlich ihr Herz war, mußte irre an ihr werden und sie für unwahr halten, während sie doch nur der Rastlosigkeit und Maßlosigkeit ihrer Phantasie unterlag. Jeder Gedanke, der ihr durch den Sinn zog, gewann Herrschaft über sie. Sie malte es sich beständig im Geiste aus, wie dies und jenes werden würde, wenn dies und das geschähe, und hatte sie sich das klargemacht, so glaubte sie an dasjenige, was sie eben nur für ein unter Bedingnissen Mögliches gehalten hatte, wie an ein Wirkliches. Sie konnte glücklich sein über Erfolge, die sie gar nicht errungen hatte, und in Tränen schwimmen über eine Herzenskränkung und ein Liebesleid, die sie nicht erfahren hatte. Dabei war sie eine sehr reine, sehr sittliche Natur, durch und durch eine Künstlernatur, und Peter von Cornelius tat ihr nicht zu viel Ehre an, als er einmal von ihrem großen Bilde „Römische Frauen am Brunnen", während wir betrachtend dastanden, den Ausspruch tat: „Dieses Mädchen ist unter den Düsseldorfern der einzige Mann!"

Alles, was sie unternahm, hatte einen großen historischen Stil, auch wenn es kleine Genrebilder waren, denn ihr Empfinden und Denken hatte etwas Großartiges. Was sie in die Hand nahm, bekam einen künstlerischen Anstrich. Ein Strauß, den sie band, sah anders aus als andere Sträuße, und obschon sie bis zum Übermaße nachlässig und unordentlich selbst in ihrer Kleidung war, konnte sie diese und sich selbst, wenn sie es wollte, so geschickt stilisieren, daß man sie durchaus als dasjenige ansehen mußte, was sie in dem Augenblicke in sich darzustellen beabsichtigt hatte.

Sie war schon seit längerer Zeit in Italien, hatte schon seit Jahren in Düsseldorf, wo sie ihre Studien gemacht, viel und zwanglos mit Männern verkehrt, und diese Gewohnheit und ihr

gutes Bewußtsein gaben ihr im Verkehr mit Männern eine Freiheit und Ungezwungenheit, die mir noch fehlten.

Sie hatte mit den Malern ihrer Bekanntschaft die heißen Monate in Ariccia zugebracht, und sie übernahm es denn auch, mit mir die ersten Besuche in den Künstlerwerkstätten zu machen. Sie war mit dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt, mit dem Historienmaler Rudolph Lehmann, mit dem Baron Pepeleu und mit noch vielen nah bekannt, und mit ihr und ihren Freunden hatte ich auch in den ersten Tagen meines römischen Aufenthaltes die Oktoberfeste mitgemacht. Dabei hatte ihre Unvorsichtigkeit mich in einen Handel verwickelt, dessen unbequeme und unangenehme Folgen sich weithin über meinen italienischen Aufenthalt erstreckten.

Ich hatte, um mit den Bekannten rechtzeitig nach der Villa Borghese aufbrechen zu können, einen Mittag, gegen meine Gewohnheit, mit ihnen in dem Speisehause im Lepre zu essen versprochen. Als wir, Elisabeth und ich, mit einem befreundeten Künstler und mit dessen Frau in das Speisezimmer traten, fanden wir die Tische bereits stark besetzt und nirgends mehr vier Plätze frei, wie wir sie nebeneinander zu haben wünschten. Während unser Begleiter sich noch im Zimmer umsah, trat plötzlich ein Fremder an mich persönlich heran und erbot sich, seinen Platz zu räumen, wodurch wir denn vier Plätze nebeneinander zur Verfügung haben würden.

Es war kein Grund vorhanden, diese kleine Gefälligkeit nicht dankbar zu benutzen, wir setzten uns zu Tisch, der Fremde nahm mir gegenüber Platz und fing eine Unterhaltung in französischer Sprache an, auf welche Elisabeth lebhafter einging, als es nötig war oder mir angemessen schien. Sie merkte es nicht, daß er seine Worte und Fragen an mich richtete und daß ich der Antwort auswich, weil ein unbestimmtes Etwas in dem Wesen des Fremden, der unverkennbar ein südländischer Slave war, mir mißfiel; und sie hatte auch kein Arg dabei, als er, da wir das Speisehaus verließen, sich uns anschloß und uns begleitete. Als

ich den Freund, mit dem wir gekommen waren und in dessen Schutz wir uns befanden, auf das Mitgehen des Fremden aufmerksam machte und ihn ersuchte, eine andere Straße einzuschlagen, um den Slaven, dessen Begleitung unverkennbar mir galt, auf eine schickliche Weise fortzuschaffen, meinte er lachend, die deutsche Prüderie müßte ich mir abgewöhnen, wenn ich in Rom und unter Künstlern leben wolle! Und wie sehr ich mich auch von dem Fremden entfernt zu halten suchte, hatte derselbe von Elisabeth, als er uns endlich verließ, doch bereits erfahren, daß sie eine Malerin, daß ich eine deutsche Schriftstellerin sei, daß wir mit Frau Mertens-Schaafhausen bekannt wären, und ich weiß nicht, was noch alles mehr.

Dafür aber wußte sie auch, daß er ein Wallache sei, daß er in päpstlichen Diensten stehe, daß er bei der bevorstehenden Ankunft des russischen Kaisers zugegen sein müsse, und daß wir es durchaus nicht versäumen dürften, an einem von ihm bezeichneten Tage zur Promenadenstunde auf dem Monte Pincio zu erscheinen, weil dann der Kaiser Nikolaus dort seine erste Spazierfahrt machen werde. Meine Freunde waren auch fest entschlossen, diese Stunde gewiß nicht zu versäumen, und sie fanden es unbegreiflich, als ich erklärte, daß ich nicht mit ihnen gehen würde; denn ob der Kaiser auf die Passage kommen werde, das sei mir keineswegs gewiß, daß wir aber diesen Fremden dort treffen würden, dem wieder zu begegnen ich kein Verlangen trüge, davon hielte ich mich überzeugt.

6

Die Oktoberfeste waren lange vorüber, der November war schon herangekommen, als ich mich an einem Nachmittage mit meiner Begleiterin und dem Maler Moser in Villa Pamfili befand. Wir waren lange umhergegangen und schickten uns zum Rückwege an, als wir auf der entgegengesetzten Seite des in altfranzösischem

Geschmack angelegten Blumengartens drei Männer erblickten, die auch bereits den Garten zu verlassen schienen. Moser grüßte sie wie alte Bekannte, zwei von ihnen erwiderten den Gruß, indem sie, wie üblich, die Hüte abnahmen, der dritte winkte nur mit der Hand. Er war der Größte von den dreien und trotz der noch sommerlichen Witterung in einen weiten Mantel gehüllt.

„Das ist Professor Stahr mit Doktor Hettner und dem Bildhauer Kümmel," sagte Moser.

Wir sahen hinüber, und meine Begleiterin rief: „Ach, Fräulein Lewald, das sind ja die beiden Herren aus der Via del Babuino!"

Ich hatte sie auch erkannt. Professor Stahr und Dr. Hettner waren uns einige Zeit vorher in der Via del Babuino begegnet und hatten mich, auf gut römisch, in einer Weise betrachtet, die mir unangenehm gewesen war, weil ich damals noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, in wie unbefangener Weise die Römerinnen sich eine solche Aufmerksamkeit gefallen lassen. Ich konnte Stahrs Gesichtszüge nicht unterscheiden, weil er ein Tuch vor dem Munde hielt, sich vor der Abendluft zu wehren, aber ich hätte ihn jetzt bereits gern kennenlernen mögen, da Elisabeth mir vielfach und mit großer Vorliebe von ihm gesprochen hatte. Sie konnte nicht genug rühmen, wie aufmerksam er für sie gewesen sei, wie frei und doch wie taktvoll er mit ihr verkehrt habe, wie alles gleich einen poetischen und geistigen Anstrich gewonnen habe, wenn er dabei gewesen, und sie hatte es erraten lassen, ohne es auszusprechen, daß Stahr und der Maler Gurlitt ihr sehr gehuldigt hätten.

Einige Tage später, an einem Dienstage, ging ich zu dem Empfangsabend von Frau Mertens nach dem Palazzo Poli. Die Gesellschaft war, wie immer, zahlreich und sehr glänzend. Frau von Goethe, Fräulein Schopenhauer, Lady Sommerville, die berühmte Astronomin, mit ihren Töchtern, der gelehrte Rossi, Canina, der berühmte Kenner der Etruskischen Kunst, Abbate Matranga, einer der Kustoden der Vatikanischen Bibliothek, der mir von Anfang an sehr teilnehmend begegnet war, der schöne Monsignore

Lippi, von den Italienern nur bel occhi genannt, der junge Monsignore Baldassaro, der geistreiche und edle Russe Ivan Galahoff mit seiner schönen Schwester, Mistreß Kenney und eine Menge von anderen Fremden und Künstlern aller Nationen füllten den Saal, als ich, in eines der Nebenzimmer eintretend, plötzlich den Fremden aus dem Lepre vor mir an einem Tische stehen und die antiken, mit Inschriften versehenen Marmorstücke, die Vasen und Bronzen betrachten sah, die Frau Mertens gesammelt und in dem Kabinette aufgestellt hatte. Er begrüßte mich, ohne mich anzureden, und kam dann, als ich das Zimmer wieder verlassen hatte, mit Frau Mertens zu mir, um sich mir durch dieselbe in aller Form vorstellen zu lassen. Sie nannte ihn den Chevalier de ...; er mochte in der Mitte der Dreißiger sein, war eine markige, männliche Gestalt, hatte die lebhaften Augen und das beredte Sprechen der Südländer, und ohne besonders gewandt zu sein, doch die Formen und Manieren, welche man in der großen Gesellschaft zu finden gewohnt ist. Er sprach das Italienische und das Französische mit Leichtigkeit, und wenn mein Mißtrauen gegen ihn auch rege blieb, so meinte ich doch, ihn nicht so entschieden zurückweisen zu dürfen, da ich ihm eben in diesem Hause begegnete. Nebenher freilich war es mir auch interessant, mir einen Glücksritter, denn für einen solchen hielt ich den Chevalier auch jetzt, wie ich glaubte, in aller Sicherheit betrachten zu können, und wir gerieten in eines der leichten Gespräche, wie man sie in solchen Fällen zu führen gewohnt ist. Der Chevalier bot mir alle Arten von Diensten an, wollte mir Eintrittskarten für die verschiedenen Villen, für gewisse Funktionen in der Peterskirche besorgen, aber ich lehnte das alles ab. Er drang denn auch nicht weiter in mich; und außer an den Abendgesellschaften bei Frau Mertens, in denen er niemals fehlte, sah ich ihn nur hie und da einmal an einem der öffentlichen Orte, an denen die Fremden sich in Rom begegnen.

Ich glaube, kein Ort in der Welt, London und Paris nicht aus-

genommen, hat eine Gesellschaft aufzuweisen wie diejenige, welche sich damals alljährlich und doch beständig wechselnd in Rom versammelte. Nord und Süd, der Osten und der Westen, Europa, Asien und Amerika fanden sich und finden sich gewiß noch heute in Rom, in einem verhältnismäßig sehr engen Raum, man möchte sagen, in einem einzigen Stadtteile zusammen. Alle haben fast das gleiche Bestreben, die gleichen Zwecke, alle wurden damals — jetzt wird das bereits anders sein — von der herkömmlichen Vorstellung getragen, sich auf einem Grund und Boden zu befinden, auf welchem man sich frei von den Schranken gesellschaftlichen Übereinkommens bewegen könne. Niemand fragte sich, wer ihm diese Freiheit gebe, aber ein jeder fühlte sich von ihr über alles Gewöhnliche und Kleinliche hinweggehoben, und es sind gewiß nur die beschränktesten Naturen, denen in Rom nicht die Schuppen von den Augen fallen, denen nicht der Gedanke und die Empfindung kommen, wie unwesentlich alles Zufällige im Menschenleben ist und wie es doch wieder ein Ewiges in uns, in der Menschheit gibt, das, soviel an ihm ist, in sich auszubilden und auszuleben, eine der höchsten Aufgaben ist, welche der einzelne sich stellen kann.

Ich fühlte mich, nachdem ich innerlich einigermaßen zu Besinnung und Ruhe gekommen war, in dieser römischen Gesellschaft wie in meinem wahren Elemente. Wenn ich im Saale von Frau Mertens bald in dieser, bald in jener Sprache redete, wenn ich mich an der eigenartigen galanten Konversation mit den Italienern belustigte, deren Art und Weise mich immer noch an die Goldonischen Lustspiele erinnerte, und bei der die Rede und Gegenrede leicht und fröhlich wie ein Federballspiel gehandhabt wurde, so ward ich mir meiner Fähigkeiten, meiner geistigen Schnellkraft mehr als je bewußt, und ich konnte mich schon die ganze Woche auf die heitere Unterhaltung des Dienstagabends freuen.

An einem solchen Dienstage, es war der siebenundzwanzigste November, saß ich im Saale der Frau Mertens auf einem sehr

niedrigen kleinen Sofa und hatte eben mit einigen Italienern eine unserer fröhlichen und im Grunde ganz leeren Plaudereien gepflogen, als Frau Mertens mit einem Manne an mich herantrat, den sie mir als unsern Landsmann, Professor Stahr aus Oldenburg, vorstellte. Da wir sofort deutsch zu sprechen begannen, entfernten sich die Fremden. Auch Frau Mertens verließ uns, nur Professor Stahr blieb vor mir stehen. Er fragte mich, seit wann ich in Rom sei, wie lange ich zu bleiben gedächte; sagte, daß er mich schon ein paarmal gesehen, daß er mich zuerst für eine Römerin gehalten habe, und während ich ihm auf das alles Antwort gab, hatte ich Zeit, ihn näher zu betrachten.

Er war über die mittlere Größe und ohne dasjenige zu sein, was man einen schönen Mann nennt, doch eine sehr anziehende Erscheinung. Was mir zuerst an ihm auffiel, war seine große Ähnlichkeit mit dem Tizianschen Christuskopfe in Dresden und mehr noch die mit dem Studienkopfe zu diesem Christus, den ich eben erst in Schnaases Begleitung in Florenz studiert hatte. Stahrs kränkliche Farbe und der Ausdruck von Schwermut in seinen Zügen erhöhten diese Ähnlichkeit. Das Profil war edel, die Form des schmalen Kopfes, das Oval des von einem weichen, schwarzen Vollbart umflossenen Gesichtes waren sehr fein, die dunklen Augen belebt und ausdrucksvoll, und die von dunklen, schlichten Haaren eingerahmte Stirn hatte etwas so Geistreiches, daß man augenblicklich fühlte, dies sei kein Alltagsmensch. Er war gut gewachsen, hielt sich gut, bewegte sich leicht, aber obschon er sorgfältig gekleidet war, sah man ihm in dieser Gesellschaft von Weltleuten und Künstlern damals doch den Kleinstädter und auch den deutschen Gelehrten an. Sein Frack hatte nicht den rechten Schnitt, seine Krawatte war nicht modisch, er hatte keine Handschuhe an und keinen Hut in der Hand; die Handschuhe hielt er immer in der Hand, aber er hatte sehr feine und doch markige Hände und bewegte sie mit edler Lebendigkeit. Er gefiel

mir gut, ich fand ihn anziehend, weil er offenbar nicht wie alle die andern war und dies selber nicht zu bemerken schien.

Ich hatte ihm schon eine Menge von Fragen beantwortet und verschiedene an ihn gerichtet, als er noch immer nicht daran dachte, sich auf den leeren Sessel an meiner Seite niederzulassen, und obschon es nicht meines Amtes war, einen Mann, der nicht neben mir Platz nehmen, also vielleicht nicht bei mir verweilen wollte, eigens dazu aufzufordern, wurde mir die Unterhaltung, bei der ich unnötig laut sprechen und immerfort mit zurückgebogenem Hals seitwärts in die Höhe sehen mußte, allmählich so unbequem, daß ich halb scherzend, halb ungeduldig endlich den Ausruf tat: „Herr Professor, wenn ich noch weiter mit Ihnen sprechen soll, so setzen Sie sich! Für eine Salon-Konversation will ich mir den Nacken nicht verdrehen!"

Stahr fuhr erschreckend auf, sah mich mit einer Art zorniger Befremdung an, da er aber doch merken mochte, daß meine Worte nicht böse gemeint waren, und da er schließlich auch einsehen mußte, daß ich mich ihm, dem Stehenden gegenüber, wirklich in einer unbequemen Stellung befand, wurden seine Mienen wieder ruhiger. Er setzte sich zu mir, und als ob es ihn freier mache, daß wir nun leiser reden konnten, daß er nicht mehr, wie bisher, der allgemeinen Betrachtung preisgegeben sei, begann er lebhafter über seine Villeggiaturen in Sorrent und in Ariccia und mit solcher Wärme von dem Glück zu sprechen, welches der Aufenthalt in Italien ihm gewähre, daß ich seinen Worten mit steigendem Vergnügen und wachsendem Anteil folgte. Als er sich dann erhob, gab er mir die Hand, und die Weise, mit der er meine Rechte schüttelte, gefiel mir wie er selbst. Es war ein ehrlicher, fester, energischer Griff in seiner feinen Hand, wie man ihn von einem Manne gern hat und wie ich ihn ganz besonders liebte, da mir eine kraftlose Hand und ein schlaffer Händedruck an und von einem Manne von jeher als ein Zeichen von Schwäche und Charakterlosigkeit etwas höchst Widerwärtiges ge-

wesen waren. Wir schieden freundlich, aber ohne jenes „auf Wiedersehen!", das regelmäßig auszusprechen man von den Italienern so bald annimmt.

Nicht lange nachher, ich meine, es muß im Anfang des Dezembers gewesen sein, kam Elisabeth Baumann einmal in der Frühe zu mir. Da sie auf dem Monte Pincio in der Via Sistina wohnte und ihr Atelier in einer der Seitenstraßen der Via del Babuino gelegen war, hatte sie sich gewöhnt, ihren Weg nach ihrem Atelier nicht über die spanische Treppe zu machen, sondern über Capo le Case zu gehen und bei mir vorzusprechen, wie sie in jener Zeit auch ihre Mittagsmahlzeit mit uns gemeinsam in unserer Wohnung einnahm. An dem Morgen aber kam sie früher als sie pflegte. Ich sah ihr auch gleich an, daß sie verdrießlich und eilig war, und auf meine Frage, was ihr geschehen sei, sagte sie: „Ich habe einen Ärger gehabt, aus dem Sie mir heraushelfen sollen. Sie wissen, daß ich die Grazia — so hieß das damals in Rom beliebteste Kopf-Modell — seit Wochen für meine Hauptfigur bei den römischen Frauen am Brunnen engagiert habe. Von Tag zu Tag hat sie mich warten lassen. Gestern kommt sie endlich, und abgesehen davon, daß sie in der Sitzung launenhaft bis zum Unerträglichen gewesen ist, läßt sie mir heute absagen. Nun ist alles untermalt, die Farben werden mir trocken, und ich kann nichts machen. Mein ganzer Morgen geht mir heut verloren!"

„Aber was kann ich dabei helfen?" wendete ich ein.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit!" bat sie. „Ich kann Ihren Kopf ebensogut brauchen, wie den der Grazia, was nicht zupaßt, ändere ich mir, die Farbe mache ich mir schon zurecht. Sitzen Sie mir heut und morgen, und wenn die eigensinnige Person dann sieht, daß ich sie entbehren kann, pariert sie mir nachher besser."

Ich hatte auf der weiten Welt gar nichts zu tun, war also gern bereit, den geforderten Dienst zu leisten, und ich hatte denn in

Elisabeths Atelier in dem römischen Kostüm schon ein paar Stunden auf dem erhöhten Gestell gesessen, als es an die Tür klopfte und Professor Stahr hereintrat.

Wie ich ihn erblickte, wollte ich heruntersteigen, denn es setzte mich in Verlegenheit, mit dem weißen Kopftuch und dem zurückgesteckten weißen Halstuch mich in halber Verkleidung vor einem Fremden sehen zu lassen; das Heruntersteigen hatte jedoch seine Schwierigkeit, denn das Gestell war nichts weniger als sicher, und Elisabeth und der Professor gaben es nicht zu, daß ich den Platz verließ. Elisabeth wollte ihre Arbeit nicht unterbrechen, sie malte eifrig fort, Stahr aber blieb, in seinen schwarzen Mantel gewickelt, die Arme übereinandergeschlagen, vor mir wie vor einem Bilde stehen, und sah mich ruhig an. Weder er noch Elisabeth schienen daran zu denken, daß mich dies genieren könne, und sich zu der ersteren wendend, sagte Stahr, als ginge mich das persönlich gar nichts an: „Nun sehe ich erst recht, wie ich mich in dem Kopfe von Fräulein Lewald nicht betrogen habe. Ich bin Ihnen vor einiger Zeit," fuhr er, sich zu mir kehrend, fort, „noch ehe ich Ihnen vorgestellt worden und ohne Sie zu kennen, schon einmal mit meinem Freunde, dem jungen Doktor Hettner in der Via del Babuino begegnet, und Ihr Kopf ist mir gleich damals aufgefallen. Da Sie sich aber beleidigt von uns wendeten, als wir Sie betrachteten, merkten wir gleich, daß Sie keine Römerin wären."

Er setzte sich darauf nieder, als ob er müde wäre, bat seinen Hut aufbehalten zu dürfen, da er es in dem Atelier kalt finde, und wir machten die Bemerkung, daß er mit einer gewissen schmerzlichen Bewegung bisweilen mitten im Sprechen innehielt. Als wir ihn deshalb befragten, sagte er, es gehe ihm nicht gut. Jetzt, da das Wetter herbstlich werde, mache sich selbst in diesem milden Klima sein Halsleiden ganz unverändert geltend, und er sehe es also, daß seine Reise und sein Aufenthalt im Süden für seine Herstellung erfolglos bleiben würden. Er seufzte dabei, und jener

Ausdruck des Leidens, der mich schon bei dem ersten Begegnen an ihm überrascht hatte, trat in seinem Gesicht wieder so deutlich hervor, daß ich mich nicht enthalten konnte, Elisabeth zu fragen, ob sie denn die Ähnlichkeit mit dem Tizianschen Christuskopfe in der Dresdner Galerie nicht ebenso wie ich bemerke.

„Sonderbar!" rief Stahr, als ich diese Frage tat. Ich wollte wissen, was der Ausruf bedeute. „Oh!" versetzte er, „Ihre Äußerung fällt mir auf, weil Bettina, als ich sie vor ein paar Jahren kennenlernte, dieselbe Ähnlichkeit herauszufinden meinte." — Er wickelte sich dabei wieder fest in seinen Mantel ein, der ihm von den Schultern gefallen war, und da es wirklich in dem Atelier nicht warm war, riet ich Elisabeth, dem Leidenden ein paar Bretter oder eine Decke unter die Füße zu legen, damit er sich auf dem Estrich des Bodens nicht erkälte. Sie tat es sogleich, er nahm es auch an, aber mit einem Lächeln, das etwas sehr Trauriges hatte, sagte er: „Das hilft mir alles nicht, liebe Lisinka." — Er brach dann plötzlich ab, kam auf das Museum des Kapitols zu sprechen, das er an dem Morgen besucht hatte, und ehe wir es uns versahen, fanden wir uns in eine so eifrige Unterhaltung verwickelt, daß Elisabeth zu malen aufgehört und ich meine Pose längst vergessen hatte.

Stahr sprach mit ungemeiner Lebhaftigkeit und mit einer Freude und einer Begeisterung von der antiken Plastik, wie ich es nie zuvor vernommen hatte. Ich möchte sagen, seine Ausdrucksweise war trotz ihrer großen Wärme antik und plastisch. Jedes Wort, das er sagte, war ursprünglich, und ich wunderte mich dabei doch immer, warum mir, die ich das kapitolinische Museum auch schon zu wiederholten Malen gesehen hatte, nicht ganz dasselbe eingefallen sei, denn es schien mir, als spreche er aus, was mir wie eine dunkle Ahnung in der Seele gelegen hatte, als gäbe er demjenigen Worte, was sich in mir schon geregt, als ich vor Jahren und Jahren zum ersten Male in die Rotunde des Berliner Mu-

seums eingetreten und, von Begeisterung überwältigt, bereit gewesen war, andächtig auf die Knie zu sinken.

Mitten in dem Flusse seiner Rede fuhr er aber mit der Hand an seinen Hals und hörte zu sprechen auf. „Ich muß fort," sagte er dann nach einer Weile, „mein Hals ist heute recht schlimm. Ich kam auch nur, um Sie, liebe Elisabeth, um eine Gefälligkeit zu bitten. Ich habe heut in einem Briefe meiner Frau ihr Porträt und ein Löckchen meines jüngsten Kindes erhalten. Das Bild ist sehr ähnlich, aber es ist nur in Bleistift gemacht, und ich besorge, daß es sich verwischen könnte. Tun Sie mir den Gefallen und fixieren Sie es mir."

Er holte dabei einen dicken Brief aus der Brusttasche seines Mantels hervor und reichte uns die kleine Zeichnung hin. Es war das Bild einer uns etwa gleichaltrigen Frau, die unter einer großen Haube, welche sie alt erscheinen ließ, gutmütig vor sich hinsah.

Während Elisabeth das Bildchen in ihr Skizzenbuch legte, sprach Stahr sehr herzlich von seiner Frau und seinen Kindern, mit deren Verhältnissen Elisabeth durch seine früheren Mitteilungen bereits vertraut sein mußte, denn er nannte gegen sie alle Mitglieder seiner Familie bei ihrem Taufnamen, erzählte ihr, daß die beiden Ältesten, die zu seinem großen Kummer am Nervenfieber darnieder gelegen, wieder rüstig und genesen wären, und als dann Elisabeth nach diesem und nach jenem fragte, las er ihr, trotz seines ihn schmerzenden Halses, mit unverkennbarem Vergnügen Bruchstücke aus dem Briefe seiner Frau vor.

Ich hatte einen sonderbaren Eindruck davon. Mir war zumute, wie auf der ersten Reise, die ich mit meinem Vater gemacht hatte, und wie oftmals auch in späteren Zeiten, wenn ich Briefe von meiner guten Mutter erhalten hatte, deren Inhalt mit der Umgebung, in der ich mich befand, in vollkommenstem Gegensatze gestanden. Es war von nichts, aber auch von gar nichts anderem in dem Briefe die Rede, als von jenem Kleinkram des Haus-

haltes, den jede ordentliche Hausfrau alltäglich zu bewältigen hat, den ich durch lange Jahre in größtem Maßstab in sehr beschränkten und schwierigen Verhältnissen selbst bewältigt hatte und der als unerläßliches Mittel zum Zweck seine volle Berechtigung in sich trägt. Ich wußte besser als manche andere, wie wichtig die rechtzeitige Besorgung des anscheinend Geringsten für das Wohlbehagen einer Familie ist, denn ich war für die Menschen, die ich liebte, immer gerne Hausfrau — und ich finde noch heute ein großes Glück darin, vorsorgend für andere zu schaffen. Aber wie einst in den Briefen meiner Mutter, so hatte es auch jetzt bei diesen Briefen etwas Beängstigendes für mich, daß jene Frauen so gar nicht von sich ab, so gar nicht über den Kreis ihres Hauses hinauszusehen, daß sie sich gar nicht daran zu erinnern vermochten, auf welchem Boden, in welcher Umgebung diese Briefe dem Empfänger in die Hände kommen mußten. — Ich entsann mich deutlich, wie solche Briefe in weiter Ferne mich fremdartig berührt, wie oft ich bei dem Lesen an die Worte gedacht hatte:

Bist beim ersten Meilensteine
Hundert Meilen weit entkommen!

wie fern Königsberg mir und selbst meinem Vater in Straßburg, in Baden, in Berlin gelegen hatte. Ich dachte mir, wie die Aufzählung all der kleinen häuslichen Nöte und all der ähnlichen Nöte in den Häusern der Freunde und Nachbarn Stahr hier sonderbar berühren müsse, wenn schon ich mir sagte, daß er ja selber in die Enge jener kleinen Residenz und jenes Hauses hineingehöre. — Er hatte aber offenbar gar keine Ahnung von dem Eindruck, den das Oldenburger Schreiben hier in Rom auf einen unbeteiligten Dritten notwendig machen mußte. Er hatte vielmehr seine Freude daran, lächelte freilich über dies und jenes, indes es war schließlich nur sein Halsschmerz, der ihn veranlaßte, mit dem Vorlesen einzuhalten und sich zum Aufbruch anzuschicken.

Als ich ihn dann fragte, ob wir ihn am nächsten Dienstage bei Frau

Mertens sehen würden, verneinte er es. Er sei nicht nach Rom gekommen, sagte er, um in Gesellschaften zu gehen, es sei ihm um das Leben in Italien und um Rom zu tun. Die Eindrücke, welche er hier empfange, wären so gewaltig, daß er sie nur mit Mühe verarbeiten könne. Er dürfe sich nicht zerstreuen, er wolle es auch nicht, denn er habe geistig ebenso große Sammlung nötig, als er sich körperlich der höchsten Ruhe bedürftig fühle.

„Ach!" rief Elisabeth, „wenn Sie Ruhe nötig haben, lieber Stahr, so müssen Sie zu Fräulein Lewald kommen. Sie glauben nicht, wie still und behaglich es in deren Wohnung immer ist. Man sollte meinen, man wäre mitten in Deutschland und zu Hause, wenn man bei ihr eintritt!"

„Das könnte ich wohl brauchen," versetzte er, „aber am Tage ist Fräulein Lewald vermutlich ebensowenig in ihrer Wohnung, als ich in der meinen, und abends wage ich es nur selten auszugehen."

Trotzdem forderte ich ihn, wie es sich gebührte, auf, zu mir zu kommen, wenn es ihm irgend passend sei, erbot mich, bei mir nach besten Kräften für ihn und seine Bequemlichkeit zu sorgen, und damit schieden wir.

Aber Stahr war mir rätselhaft geworden. Er hatte trotz seiner Kränklichkeit etwas so Jugendliches, so Schwungvolles in seinem ganzen Wesen, daß man ihn sich überhaupt nicht als verheiratet oder als Familienvater vorstellen konnte; und vollends auf dem Hintergrunde einer Existenz, wie der Brief ihn vor unseren Augen entrollt hatte, erschien er nicht an seinem Platze. Ich sprach das, als er uns verlassen hatte, auch gegen Elisabeth scherzend aus.

„Dieser ganz altitalienische Kopf, solch ein Giorgione oder Tizian auf einer holländischen Leinwand!" sagte ich.

„Ich glaube, er hat davon gar kein Bewußtsein," entgegnete sie mir. „Er liebt die Frau — spricht viel von ihr, sehnt sich nach ihr und wir haben es ja eben erst erlebt, wie ihn der Brief gefreut hat. Sie sind schon lange verheiratet, und er hat eine Menge und schon große Kinder."

Die Sache war damit zwischen uns abgetan, wir kamen auf unsere eigene Angelegenheiten zu sprechen, aber in meinem Innern dünkte ich mich in meiner Freiheit an dem Tage sehr viel vornehmer als Stahr. Er war mir wie aus dem geistigen Bereich entrückt, den zu suchen ich nach Italien gegangen war; und wenn ich nachher von ihm auch zum öfteren reden hörte, begegnete ich ihm doch während einer längeren Zeit nicht wieder.

7

Ich hatte mich während dessen völlig in die römische Fremden-Gesellschaft eingelebt, und sie wurde, je mehr das Jahr zu Ende ging, immer farbiger und bewegter. Ich war von früh bis spät unter Menschen, sah die Sehenswürdigkeiten mit jenem oberflächlichen Eifer, dessen die gewissenhaften Touristen sich befleißigen, und nur, wenn ich in den ersten Morgenstunden mein Tagebuch für meinen Vater schrieb, kam ich dazu, mir selber Rechenschaft zu geben, was ich sah und in mich aufnahm. Las ich dann am Ende der beiden Wochen, nach deren Verlauf ich meinem Vater immer Nachricht geben mußte, diese Aufzeichnungen durch, so klangen sie mir selber wie ein Stück von einem der Highlife-Romane der Gräfin Hahn oder der Lady Morgan, und die Art und Weise, in welcher ich es in meinen ersten Berichten durchscheinen ließ, daß die Gesellschaft mich auszeichne, daß die Männer mir huldigten, daß die Maler meinen Kopf noch anziehend, die Bildhauer meine Arme und Hände noch schön fänden, kam mir dann selber albern vor. Aber trotz dieser Erkenntnis konnte ich mir die Genugtuung nicht versagen, dieses mitzuteilen.

Es hatte mir in der Heimat oft so wehe getan, daß man es mich, während ich mich noch jung empfand, beständig fühlen ließ, wie die Jugend für mich vorüber sei. Ich war so glücklich, daß ich jetzt noch jung sein, noch warm, noch jugendlich empfinden

durfte, ich lebte nun auf in der Gewißheit, daß es eine Art der Jugend gebe, die nicht abhängig von dem deutschbürgerlichen Kalender sei, und daß ich diese Jugend noch besitze, noch genießen dürfe; und zu leben, mit heißer Lebenslust am Tage den Tag zu leben, das war das einzige, was mir am Herzen lag. Ich hatte mich für lange, traurige, herzenseinsame Jahre zu entschädigen.

Meine Jugendfreundinnen versicherten mich bisweilen, daß sie mich gar nicht wiederkennten. Ich sähe besser als in früheren Zeiten aus, ich sei heiterer, liebenswürdiger geworden, und sie fingen denn mit gutem Herzen auf diesen meinen Nachfrühling auch die Hoffnung zu bauen an, mich doch noch einmal durch eine glückliche Ehe glücklich werden zu sehen. Was anfangs bei ihnen ein bloßer allgemeiner Wunsch gewesen war, das nahm, nachdem ich eine Weile in Rom gelebt hatte, eine bestimmtere Gestalt an, und ganz aus der Luft gegriffen waren ihre Hoffnungen und Pläne nicht.

Unter den Künstlern, mit denen ich in der Familie meiner beiden Freundinnen und in der Gesellschaft überhaupt sehr häufig zusammentraf, befand sich auch der Landschaftsmaler Louis Gurlitt. In Altona in einer sehr braven, dem kleinen Bürgerstande angehörenden Familie geboren, verdankte er seine ganze Bildung und seine ganze künstlerische Bedeutung dem eignen Fleiße, der eignen Strebsamkeit und seinem großen, wahrhaften Talente. Er hatte seine Studien in Kopenhagen gemacht, schon mit vierundzwanzig Jahren eine schöne Dänin aus guter Familie geheiratet und diese Frau nach kurzer Ehe infolge eines Herzübels verloren. Eine zweite Ehe, die er mit zweiunddreißig Jahren geschlossen, war ebenfalls nur von kurzer Dauer gewesen. Die stattliche, blühende Frau, eine katholische Rheinländerin, war in ihrem ersten Wochenbette, anderthalb Jahre ehe ich nach Rom kam, gestorben, und das schwere Schicksal, das Gurlitt erlitten hatte, prägte sich in seinem

Wesen, wie in seinen schönen, schwermütigen und höchst poetischen Campagnabildern aus.

Es lagen in diesen Bildern eine Einfalt des Empfindens, eine Naturwahrheit, die besänftigend auf das Gemüt wirkten, wie die Natur an sich. Man hätte Stunden und Stunden hinträumend vor ihnen verweilen, sie immer vor Augen haben mögen, und man konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, daß nur ein sanfter, sehr gleichmäßig gestimmter Sinn eben diese Bilder habe erschaffen können. Sanften Sinnes war nun freilich Gurlitt, aber seine Stimmung war nichts weniger als gleichmäßig, und er litt unter derselben.

Gurlitt — der beiläufig ein paar Jahre später eine meiner jüngeren Schwestern heiratete, mit der er in glücklicher kinderreicher Ehe lebt, während er mir und Stahr durch das ganze Leben ein lieber und treuer Freund geblieben ist — Gurlitt war von Herzen ein vortrefflicher Mensch. Er hatte kein Vermögen, aber er war, mehr noch als alle damals in Rom lebenden Künstler, sehr einfach in seinen Ansprüchen und Bedürfnissen, und er erwarb mit seinen vielgesuchten Bildern mehr, als er brauchte. Dadurch war er nicht nur stets bereit, sondern auch in der Lage, andern zu helfen, und seine Bekannten wollten wissen, daß er namentlich seinem Landsmanne Friedrich Hebbel, für dessen oft so exzentrische Poesien und Dramen er damals eine ganz übermäßige Bewunderung hegte, lange Zeit hindurch wesentlich zu Hilfe gekommen sei. Er selber ließ nichts davon merken, er war überhaupt nicht lebhaft im Gespräche, wenn man ihn sich selber überließ. Aber im Grunde seines Wesens lag, von seiner Melancholie verdeckt, eine stille humoristische Heiterkeit, die oft ganz unerwartet und dann sehr ergötzlich zum Vorschein kam, und schwankend zwischen sehr freien Anschauungen in religiösen und politischen Dingen, neben manchen starken Vorurteilen, zwischen berechtigtem Zutrauen zu sich selbst und ganz unnötigen selbstquälerischen Zweifeln, hatte er viel und gut über Kunst gedacht, viel

gelesen, ohne deshalb in sich einig und fertig mit sich selbst zu sein.

Seine Freunde hielten ihn als Menschen wert, als Künstler hoch; auch die Frauen mochten ihn alle gern und gefielen sich darin, den jungen trauernden Witwer zu trösten, selbst wenn er einmal ganz vergnüglich war. Er ließ es sich auch sehr wohl gefallen, daß man sich also mit ihm beschäftigte, daß man ihn beklagte, während so ziemlich alle unverheirateten Frauenzimmer seiner Bekanntschaft, Elisabeth und ich an der Spitze, seine Huldigungen empfingen und bei sehr mäßiger Eitelkeit doch mehr oder weniger berechtigt waren, solche für mehr als eine bloße Galanterie zu halten, weil sie eben von einem ernsthaften Manne dargebracht wurden. Daß er unglücklich sei, daß er sich schon um seines Kindes, eines Knaben willen, der in einer deutschen Künstlerfamilie untergebracht war, verheiraten müsse, das hatte er uns oft gesagt. Sein melancholisches Klagen forderte natürlich unser gutmütiges Trösten heraus, für das er mit freundlichen Blicken, mit leisen Seufzern, mit gelegentlichem Händedrucke dankte. Man konnte sich sehr leicht über die Empfindungen täuschen, welche man ihm einflößte, und vielleicht wäre mir dies auch begegnet, hätte nicht eine Äußerung Elisabeths uns beide, sie und mich, darüber aufgeklärt, daß unser heiterer Melancholikus uns beiden in derselben Stunde ganz dieselben Herzensgeständnisse über seine Untröstlichkeit gemacht und sich das stille Vergnügen bereitet hatte, uns beide an demselben Abend durch seine Schwermut fast zu Tränen zu rühren.

Wir lachten beide von Herzen darüber, aber ihm deshalb gram zu sein, war gar nicht möglich, und selbst meine Freundinnen, mit denen wir über die mit uns gespielte Komödie scherzten, fanden darin keinen Grund, ihre Meinung, daß Gurlitt und ich wohl einmal ein Paar werden könnten, für unwahrscheinlich zu halten. Eine Frau mußte er wieder haben, im Alter konnten wir miteinandergehen, denn er war nur um ein Jahr jünger als ich,

und er brauchte eine Frau, die nicht nur eine gute Haushälterin, sondern auch imstande war, seine künstlerische Bedeutung zu verstehen und zu ehren. Diese Eigenschaften besaß ich, und daß ich fähig war, durch meinen literarischen Erwerb einem Manne zu Hilfe zu kommen, ward von unseren gemeinschaftlichen Freundinnen ebenfalls in Anschlag gebracht. Da nun eben in jenen Tagen Elisabeth Baumanns Herz sich dem genialen dänischen Bildhauer Adolf Jerichau, dem Nachfolger Thorwaldsens, zuzuwenden begann, so waren jetzt nicht nur meine Jugendfreundinnen, sondern auch Elisabeth der Meinung, daß nichts natürlicher, nichts vernünftiger, nichts zweckmäßiger und beglückender sein könne, als eine Heirat zwischen mir und Gurlitt.

Weil man uns oft beisammensah und in der aus allen Himmelsgegenden bunt durcheinander gewürfelten Gesellschaft sich Herzensverhältnisse aller Art entwickelt hatten, so hatte die Meinung, daß Gurlitt um mich werbe, sich aus dem Kreise unserer nächsten Bekannten bald weiterhin verbreitet, und ich selber betraf mich einmal auf dem Gedanken, ob wir wohl zueinander passen würden, und wie mir, der das Leben in den bewegten Kreisen der großen Welt eben jetzt in all seinem verlockenden Schimmer aufgegangen war, wohl die Ehe in dem immerhin beschränkten Haushalt eines deutschen Künstlers behagen würde? Eine rechte Antwort konnte ich mir darauf nicht geben.

Daß Gurlitt eine wirkliche Neigung für mich hege, daran zu glauben hatte ich gar keinen Grund, und ich hegte sie auch nicht für ihn, aber wir verkehrten gern miteinander, und ich hatte mir es seit Jahren immer und immer vorgesagt, daß ich nie wieder lieben könne, daß überhaupt die Zeit der Leidenschaft für ein Mädchen von vierunddreißig Jahren lange vorüber sei, und ebensooft hatten andere es mir zu bedenken gegeben, daß es verständig sein würde, wenn ich mich einmal verheirate, falls ich einem Manne begegnete, dessen Frau ich ohne Widerstreben werden könnte.

Augenblicklich hatte ich freilich nichts im Sinne, als mein Leben

in möglichst weit ausgedehnten Reisen in Freiheit zu genießen. Die Reisen von Therese Bacheracht, von Fürst Pückler und der Gräfin Hahn-Hahn hatten meine Gedanken auf den Orient gerichtet; ich wollte „unter fremden Bäumen, unter großen Blättern leben", wie ich es mir schon als kleines Kind ersehnt hatte; aber das Alleinsein blieb immerhin etwas Trauriges für das Alter, und obschon, dank der strengen Herrschaft meiner Vernunft und meines sittlichen Idealismus, meine Phantasie sehr rein war, war ich doch liebebedürftig, und der Gedanke, daß ich niemals Gattin und Mutter werden sollte, betrübte mich bisweilen.

Hatte ich dann einen Tag daran gedacht, daß ich mit diesem guten, treuherzigen Manne, wenn er mich liebte, friedlich durch das Leben gehen könne, so trat mir an dem nächsten wieder die völlige Ungleichheit unserer Naturen entgegen. Seine Gelassenheit und meine Raschheit, seine Zukunftspläne und die meinen, seine und meine Neigungen waren völlig unvereinbar; und die Kluft zwischen seinen und meinen Ansichten über die Bedeutung der Frau und über ihr Verhältnis zu dem Manne in der Ehe war so groß, so unausfüllbar, daß keiner von uns beiden, trotz des Behagens, das wir an dem gegenseitigen Umgang fanden, über sich selber oder über die Empfindungen des anderen auf die Länge im Ungewissen bleiben konnte.

So kam der Weihnachtsabend heran. Die Fremden von den verschiedenen Nationen, welche ihn überhaupt zu feiern gewohnt waren, hatten sich in kleinere oder größere Gruppen zusammengetan. Die Holsteiner, die dänischen und schwedischen Künstler waren teils bei ihrem Konsul, teils in der sehr musikalischen Familie Tyggesen vereint, und eine Anzahl von Deutschen, unter denen auch ich mich befand, brachte den Abend in dem immer gastfreien Hause meiner Freundin zu. Statt der heimischen Tannen war ein schlanker Lorbeer aufgeputzt worden, alle geladenen Künstler hatten zur Ausschmückung des Baumes und zu der gegenseitigen Bescherung mitgewirkt, und ohne daß ich Sehnsucht nach Hause gefühlt hätte, war

mir vielmehr der Abend in dem Kreise fröhlich angeregter Menschen sehr angenehm vergangen.

Als ich spät in meine Wohnung zurückkehrte, erwartete mich noch eine Überraschung. Frau von Schwanenfeld hatte mir, da ich es hatte ablehnen müssen, den Abend bei ihr zuzubringen, einen förmlichen Aufbau in meinem Wohnzimmer aufstellen lassen, und zwischen den Tellern voll Früchten, Zuckerwerk und Blumen lagen noch schön geschnittene Gemmen und stand ein Arbeitskasten von eingelegter Sorrentiner Holzarbeit, die etruskische Vasenbilder sehr geschickt nachahmte. — Ich ging seelenfroh zu Bette, wachte am Morgen fröhlich bei dem schönsten Wetter auf und saß am Schreibtisch, um meinem Vater zu melden, wie gut es mir an dem Weihnachtsabend ergangen, und wie reich ich von allen Seiten mit Geschenken bedacht worden sei, als Gurlitt bei mir eintrat.

Er erzählte, daß er, ehe er zu der Familie Tyggesen gegangen, erst bei seinem Söhnchen gewesen sei; er behauptete, den ganzen Abend sehr melancholisch gewesen zu sein, lachte aber doch in seiner stillen Weise, als er von den Späßen und Schnurren erzählte, die man bei dem „Julklapp" gemacht habe, sang mir, da er eine sehr angenehme Stimme hatte und ich ihn gern hörte, stehenden Fußes ein paar dänische und norwegische Weihnachtsliedchen vor und war schon im Fortgehen, um noch ein paar andere Besuche zu machen, als es ihm einfiel, daß er auch noch bei Professor Stahr vorsprechen müsse.

„Der arme Stahr," sagte er, „liegt schon seit beinahe acht Tagen mit einer Erkältung und mit entzündeten Augen zu Bett, und ich glaube, er kann sobald noch nicht heraus." Ich fragte, wer denn gestern abend bei ihm gewesen sei. — „Niemand, soviel ich weiß! Nur Rudolph Lehmann hat ihm, wie ich glaube, ein paar Pifferari unter sein Fenster geschickt, ihm eine Weihnachtsmusik zu bereiten," entgegnete Gurlitt und ging davon.

Mir aber wollte der Kranke nicht aus dem Sinn. Am Weihnachtsabend in der Fremde, fern von Frau und Kindern, krank

Sibylle Mertens-Schaaffhausen

Zeichnung von Ad. Schlesinger

und einsam dazuliegen, kam mir gar zu traurig vor. Ich wäre am liebsten gleich hingegangen, nach dem Leidenden zu sehen, aber zu solchen sehr natürlichen Entschlüssen und Handlungsweisen fehlte mir, dem vierunddreißigjährigen Mädchen, damals noch der Mut. Ich überlegte, wie Professor Stahr einen Besuch von mir aufnehmen würde, da wir einander ja so wenig kannten; ich fürchtete auch, daß meine Freundinnen es unschicklich finden, daß die anderen Männer darüber sprechen könnten, und doch ließ mir das Verlangen, dem Kranken irgend etwas zuliebe zu tun, ihn empfinden zu lassen, daß er nicht ganz vergessen sei, gar keine Ruhe.

Glücklicherweise kam in dem Augenblick meine Aufwärterin, Donna Gaetana, in das Zimmer, und um doch etwas zu tun, machte ich aus den Geschenken, welche Frau von Schwanenfeld mir gesendet hatte, einen hübschen Teller voll Zuckerwerk und Früchten zurecht, putzte ihn mit den großen Veilchensträußen auf, die auf meinem Tische standen, und schickte ihn mit einem kleinen Zettel durch Gaetana zu dem Kranken nach Piazza Poli hin. Der Zettel lautete: „Fanny Lewald möchte gern wissen, wie es dem kranken Freunde geht, und sendet ihm mit den eigenen herzlichen Wünschen einen Gruß von ihrem Weihnachtsmann. Rom, am ersten Weihnachtstage 1845."

Es war mir eine wahrhafte Genugtuung, als Gaetana zurückkommend mir die Nachricht brachte, der kranke Herr habe sich sehr gefreut. Er läge aber noch zu Bette und könne seiner schlimmen Augen wegen mir nicht schreiben. Er ließe mir danken und werde kommen, dies selbst zu tun, sobald er auszugehen imstande sein würde.

Da ich in den frühen Morgenstunden meist zu Hause war, pflegte mich dann mein Reisegefährte, der junge Franziskanerpater Salvatore öfters zu besuchen, mit dem ich gern verkehrte, denn er hatte mir von Dingen zu erzählen, die mir fremd und von denen zu hören mir erwünscht und wichtig war.

Er schilderte mir das Leben der katholischen Geistlichkeit in und außer den Klöstern, er unterhielt sich auch bisweilen mit mir über religiöse Gegenstände, fragte mich um den Protestantismus, von dem er sehr wunderliche Vorstellungen hatte, oder er las mir aus italienischen Gedichtsammlungen klassische Gedichte vor, allerdings in der Form, in der sie für den Gebrauch der katholischen Seminare eingerichtet waren. Mir lag dabei hauptsächlich an der italienischen Sprache, und Pater Salvatore las und sprach sehr gut. Er selbst liebte die Poesie und empfand ihre Schönheit sehr richtig und lebendig, wie er denn eine wahre Bewunderung für Manzonis große Ode an Napoleon hegte, die mir immer und immer wieder vorzutragen er nicht müde wurde.

Er war ein sanfter, guter Mensch. Einmal, als ich ihn scherzend fragte, ob ihn seine Vorgesetzten denn nicht hinderten, eine Ketzerin zu besuchen, ob man nicht besorge, daß ich ihn in seinem Glauben schwankend machen könne, sah er mich mit seinen großen, ernsten Augen ruhig an und sagte zögernd: „Sie sind so gut und edel, Signora! Wäre es denn nicht denkbar, daß der Himmel mich — unwürdig wie ich bin, ersehen haben könnte, Sie in den Schoß unserer heiligen Kirche zurückzuführen?"

Wenn Fremde zu mir kamen, verließ er mich in der Regel gleich; nur mit dem geistreichen Abbe Matranga, der einer der Kustoden der Vatikanischen Bibliothek und nebenher ein ebenso gelehrter Archäologe als vortrefflicher Mensch war, blieb er ein paarmal bei mir zusammen. Denn Matranga war ebenfalls ein Sizilianer, kannte Pater Salvatores Eltern und Familie und hatte ihn mir als einen braven Jüngling bezeichnet. Auch ist mein Verkehr mit dem jungen Franziskaner den ganzen Winter hindurch ein freundlicher und angenehmer für mich gewesen, bis er im Frühjahr abermals erkrankte und ich währenddessen Rom verließ.

Weniger leicht und weniger harmlos hatten sich meine Beziehungen zu Julian gestaltet, der sich äußerlich und auch in seinem ganzen Wesen auffallend verändert und entwickelt hatte.

Groß und schlank war er immer gewesen, aber sein Kopf hatte noch etwas Kindisches gehabt. Nun war sein feines Profil kräftiger geworden und sein Ausdruck so eigentümlich, daß Elisabeth ihn eines Tages für sich à la prima als Studie malte. Der hellblonde, aristokratische Kopf nahm sich auf dem dunkelroten Hintergrunde, den sie ihm gegeben hatte, ganz vortrefflich aus.

Indes Julians ganzes Vorwärtskommen war sozusagen an mich geknüpft. Er, der sonst niemals ein Buch in die Hand genommen, hatte angefangen zu lesen, weil er mich viel lesen sah. Er las, was ich ihn lesen hieß. Er wollte Unterricht nehmen, zu lernen anfangen, weil er sich vor mir seiner Unwissenheit schämte, und hätte die völlige Willenlosigkeit, mit der er an mir hing, mich nicht auf seinen Zustand aufmerksam gemacht, so würde der ganz unvernünftige Haß, den er gegen Gurlitt an den Tag legte und überall mit höchster Rücksichtslosigkeit auch aussprach, weil er diesen für einen Bewerber um mich hielt, es mir verraten haben, daß Julians Neigung zu mir eine andere Gestalt angenommen hatte, und daß mir gegen ihn ebensoviel Vorsicht, als für ihn Schonung, zur höchsten Pflicht ward. Ich mußte alles zu vermeiden suchen, was ihn irgendwie über seine Empfindung für mich aufklären konnte. Ich durfte ihn nicht gewaltsam von mir entfernen, ich durfte ihm kein Mißtrauen irgendeiner Art beweisen. Ich mußte ihn, mit einem Worte, wie einen Nachtwandler behandeln, den man nicht anrufen darf, wenn man die Sicherheit seines Ganges nicht gefährden will; und ich hatte Julian lieb genug, dies über mich zu nehmen.

Er verlangte freilich gar nichts von mir. Er kam mich gegen Mittag fragen, was ich an dem Tage vornehmen werde; er saß, wenn ich dann eben schrieb, an meinem Kamin und legte das Weinreisig in die Flammen, um sie wach zu erhalten; er ging, wenn ich ihn gehen hieß, und begleitete mich, wenn ich es ihm erlaubte. Was er mir über die Art und Weise gelegentlich mitteilte, in welcher er mit und neben seinem Mentor lebte, war nicht dazu

angetan, meinen Glauben zu ändern, daß er einen anderen Begleiter hätte haben müssen, obschon der Kammerherr bei seinen dänischen Landsleuten in einem sicher wohlverdienten Ansehen stand. Er war nur nicht der rechte Mann für eben dieses Amt.

Anfangs waren die dänischen Künstler auf Julian, als auf den Erben eines ihrer alten und reichen Geschlechter sehr aufmerksam gewesen, aber seine Unfertigkeit hatte sie bald gleichgültig gegen ihn werden lassen, und, was ich seinem Begleiter zum Vorwurf machte, war, daß er durch seine Äußerungen über Julian diesen herabsetzte, statt ihn mit seinem Beistande zu erheben. Nur der geniale dänische Bildhauer Jerichau und sein edler Freund, der dänische Maler Thorald Lesson stellten sich mit instinktivem Gerechtigkeitsgefühl auf die Seite des Jünglings und waren mit Elisabeth Baumann meine Bundesgenossen, wenn es sich darum handelte, ihn den andern gegenüber zu vertreten.

8

Stahrs Unwohlsein ging schneller vorüber, als er selber es erwartet hatte. Es war am dritten Weihnachtsfeiertage, als er gegen den Mittag zu mir kam. Er fand den Pater Salvatore und Julian bei mir. Der Pater verließ mich nach seiner Gewohnheit bald nachdem Professor Stahr gekommen war, und Julian deutete ich an, daß er sich entfernen möge.

Stahr, der zum ersten Male meine kleine Wohnung betreten hatte, sah sich flüchtig um, dankte mir für meine Sendung und betrachtete sich meine beiden jungen Gäste mit einer gewissen Verwunderung.

„Was für eine sonderbare Menagerie haben Sie da um sich!“ sagte er, als wir uns allein befanden, „und Sie heißen, wie es scheint, die Leute auch auf Kommando gehen und bleiben. Das ist ja beinahe wie in Lillis Park!“

Es lag ein gewisser mißtrauischer Spott in diesen Worten, und er mochte merken, daß er mich damit verletzte; denn er brach plötzlich ab und kam darauf zurück, wie lieb ihm meine Sendung auf seinem einsamen Krankenlager am ersten Feiertage gewesen sei. Das Gespräch wendete sich dadurch natürlich auf seinen Gesundheitszustand, und er hatte nicht nötig, es zu sagen, daß er gelitten habe. Man sah es ihm an.

Als ich mich nach den näheren Umständen seines Leidens erkundigte, entgegnete er: „Lassen Sie das! Es ist schon genug, von seiner Krankheit gepeinigt zu werden, wenn sie uns niedergeworfen hat; man muß sie nicht noch mit sich schleppen, wenn man wieder auf seinen Füßen steht. Ach! aufrecht stehen, daß man den Kopf hochhalten kann, das ist die Hauptsache, das ist alles! Aber erzählen Sie mir etwas von Ihren Erlebnissen in den letzten Tagen. Ich habe sie wie ein Einsiedler verbracht."

Als ich ihm nun berichtete, wo ich gewesen und wie mir meine Zeit in dieser und in jener Gesellschaft angenehm vergangen sei, schüttelte er verwundert den Kopf. „Und dazu sind Sie nach Rom gekommen? Aber das hätten Sie, den jungen Mönch vielleicht abgerechnet, alles ganz ebensogut und möglicherweise noch besser in Deutschland haben können. Wie ist es möglich, hier in Rom so ausschließlich für die Gesellschaft zu leben, sich in ihr so völlig zu verlieren? Ich fasse das nicht!"

Es lag auch in diesen Worten wieder ein Tadel, und ich war eben in jener Zeit weit mehr der Schmeichelei als des Tadels gewohnt. Es verdroß mich also, daß der Mann, dem ich so gutwillig entgegengekommen war, es sich herausnahm, mich zum Dank dafür mal auf mal zurechtzuweisen, und ich entgegnete ihm: „Und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Gesellschaft studiere, wie Sie die alte Kunst, daß mir alle diese Menschen Gegenstände des Studiums sind, wie Ihnen die antiken Steingebilde —"

„So hat man sich zu bescheiden," fiel er mir ein, „und sich in

acht zu nehmen, wenn man es auch nicht hindern kann, Ihnen ein Objekt zu sein und weiter nichts."

Er machte mich wirklich zornig. Er war aber in diesem Augenblicke doch mein Gast, und meinen Unmut zu verbergen, sagte ich leichthin: „Ich bin übrigens nicht nach Italien gekommen, um zu arbeiten. Mein Beobachten ist zufällig und unwillkürlich. Ich will mich ausruhen und will mich hier vergnügen — weiter nichts!"

„Es fragt sich nur, womit?" wendete er ein.

Ich hatte auch damit wieder einen Vorwurf empfangen, und weil Stahr doch endlich merken mochte, daß er ohne alle Berechtigung zu weit gegangen sei, sagte er, als ob dies etwas Versöhnendes für mich sein könnte: „Da wir nun auf Arbeiten und auf Ihr Arbeiten gekommen sind, so muß ich Ihnen auch gestehen, daß ich von Ihren Romanen nichts gelesen habe. Ich erinnere mich, daß mir, da ich zu Hause einen Lesezirkel dirigierte, Ihr Roman ‚Jenny' einmal in die Hand gekommen ist, aber ich habe ihn — bestrafen Sie mich dafür, wenn Sie wollen — mit einer süpremen Verachtung auf die Seite geworfen, weil auf dem Titel eine Verfasserin angegeben war; und damit Sie denn gleich alles auf einmal erfahren, bekenne ich Ihnen zugleich, ich habe mich sogar hier geweigert, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Da habe ich etwas vor Ihnen voraus," versetzte ich, „denn ich habe Ihre Arbeiten in den Halleschen Jahrbüchern gelesen, und ich habe Sie mit meiner Sendung fast gezwungen, mich aufzusuchen."

Die Gelassenheit, mit welcher ich seinen männlichen Übermut ertrug, schien Stahr zu entwaffnen. Seine Mienen verloren den herben Ausdruck, der mir heute zum ersten Male in ihnen aufgefallen war, und mit ganz verändertem Tone sagte er, statt mir das Kompliment zu machen, das meine Bemerkung gleichsam herausgefordert hatte: „Ich fühle es, ich bin in der Einsamkeit wahrhaftig zu einem halben Waldmenschen geworden! Aber was wollen Sie, ich lebe hier nicht allein für mich. Ich bin meine Herstellung meinem Großherzoge schuldig, der mich hierher geschickt

hat, und ich schulde mich meiner Familie. Ich darf an nichts denken als an das Gesundwerden. Danach habe ich denn auch gelebt — wenn schon bis jetzt erfolglos, denn ich habe schon seit langer Zeit an jedem Abend Fieber, und ich fühle mich auf das äußerste erschöpft."

Weil ich von frühster Jugend an mit meiner kranken Mutter zu tun gehabt hatte, war es mir natürlich, mich nach seiner Lebensweise zu erkundigen. Er sagte, daß er mit seinem jungen Freunde, Dr. Hettner, bei einem ehemaligen Koch des Fürsten Piombino wohne, und daß Signor Santini ihn und Dr. Hettner aus Liebhaberei am Kochen auch beköstige. Sie hätten um zehn Uhr ihre gute Kollation, um sechs Uhr abends ein noch besseres Pranzo.

„Das ist aber eine schlechte Einrichtung für Sie," entgegnete ich. „Sie sind viel zu schwach, um acht Stunden, vom Morgen bis zum Mittag ohne Nahrung bleiben zu können, und Sie bekommen abends Fieber, weil Sie dann auf einmal zuviel Nahrung zu sich nehmen müssen. Wer so schwach ist, wie Sie — ich habe das in langer Krankenpflege erfahren — muß alle paar Stunden etwas essen. Ich will Ihnen gleich etwas besorgen." — Und ohne seine Antwort abzuwarten, ging ich in das Nebenzimmer und holte herbei, was ich in meinem kleinen Haushalt eben schaffen konnte.

Stahr lächelte, als er mich mit Brod und Wein und Früchten wiederkehren sah. „Also doch Lillis Park und das Futterkörbchen," sagte er, sich an seine früheren Worte erinnernd, und mit demselben Mißtrauen, das er offenbar gegen meine unerwartete Gutwilligkeit empfand, die ich jedem anderen an seiner Stelle ebenso bewiesen haben würde. Er wußte es doch nicht ganz, wie übel er eben jetzt aussah, und wie sehr er das Mitleid rege machen mußte.

Die kleine Mahlzeit tat ihm offenbar sehr wohl. Er wurde heiter, wurde lebhaft, wir kamen auf alles mögliche zu sprechen, und wir bemerkten, daß wir über die wichtigsten Gegenstände

gleiche Ansichten hatten, nur daß Stahrs Überzeugungen einen tieferen Grund und einen festen Zusammenhang hatten, während all mein Denken mehr die Folge eines richtigen Sehens war und, ich möchte sagen, etwas Instinktives an sich trug. Dabei überraschte mich gleich beim Beginn unserer eigentlichen Bekanntschaft — denn ich sprach an dem Tage Stahr zum ersten Male allein und in Ruhe — der Ernst und die feste Männlichkeit seiner Natur. Man vergaß es, wie hinfällig er war, wenn man ihn sprechen hörte, und er selber vergaß seine Krankheit, bis sein Halsschmerz sie ihm wieder fühlbar machte. Ein paar Stunden waren uns vergangen, ohne daß wir ihren Verlauf inne geworden waren.

Als Stahr sich endlich erhob, sagte er: „Lisinka — so nannten ihre näheren Bekannten die Malerin Elisabeth Baumann — Lisinka hat recht, es ist sehr ruhig, sehr behaglich bei Ihnen, und heute haben Sie mich wirklich kuriert. Ich befinde mich weit besser, als in allen diesen Tagen!"

Ich meinte, er solle sich daraus die Lehre ziehen, nach meinem Rate öfter zu essen; und da er mir einwendete, daß dies in Rom Schwierigkeiten mache, da er nicht immer gleich etwas zur Hand habe, schlug ich ihm vor, daß ich stets einen solchen Imbiß für ihn vorrätig halten wolle, so daß er nur heraufzukommen brauche, um ihn einzunehmen, selbst wenn ich nicht zu Hause sei; meine Wohnung liege auf seinen Wegen, und ich wolle der Wirtin sagen, daß man ihm auch in meiner Abwesenheit mein Zimmer öffne.

Er sah mich an, als hätte er ein solches Anerbieten nicht erwartet. „Und wenn ich Sie nun beim Worte nähme?" fragte er. — „So würden Sie sich überzeugen, daß ich nichts anbiete, was ich nicht wirklich leisten will," entgegnete ich.

Trotzdem vergingen, soviel ich mich erinnere, ein paar Tage, ehe Stahr sich wieder bei mir sehen ließ. Mein kleiner Imbiß erwartete ihn vergeblich, und ich schwamm auf dem bewegten Meere der römischen Fremdengesellschaft lustig weiter fort, von ihren Wogen getragen und fortgerissen. Jeder Tag brachte mir neue

Bekanntschaften, und alle Menschen, die man hier kennenlernte, waren über sich hinausgehoben, weil sie, fern von ihren gewohnten Lebensverhältnissen, sich die Freiheit zuerkannten und nahmen, nach ihrem eigenen Ermessen und Belieben zu leben. Jede Nationalität hatte in Rom notwendig einen Teil ihrer Eigentümlichkeiten aufzugeben. Mit den allgemeinen brachte man denn auch unwillkürlich viele seiner besonderen Eigenheiten zum Opfer, und da jeder mit dem überlieferten Glauben nach Rom gekommen war, daß man hier in den Ruinen einer untergegangenen Welt, im Kreise von Künstlern ein zwangloses Leben führen könne, so kamen die Menschen schneller und leichter aneinander heran, und die Guten und Bedeutenden erschienen noch besser und in ihrem ganzen wahren Werte, weil sie alles Kleinliche und Zufällige, alle unnütze Form und gesellschaftliche Unnatur von sich abwerfen zu können glaubten. Man sprach, da die Italiener selbst viel natürlicher sind als die Nordländer, unumwunden aus, was man dachte, und Ottilie von Goethe sagte einmal scherzend und doch mit großer innerer Wahrheit zu mir: „Wie wird's uns nur in Deutschland wieder gehen? Man wird uns ganz unanständig geworden finden, und wir werden uns in den unanständigen Anstand der andern auch nicht mehr recht schicken können!"

Ob ich Stahrs Ausbleiben in den paar Tagen wesentlich vermißte, weiß ich jetzt selbst nicht mehr zu sagen. Er war mir freilich geistreich und anziehend erschienen, aber ich lebte so zerstreuende und zerstreute Tage, ich war so zufrieden mit der Zuvorkommenheit und Anerkennung, die mir überall entgegenkamen, und so geschmeichelt von den Huldigungen — ich darf jetzt, da zwanzig Jahre seit jenen Tagen vergangen sind und ich eine alte Frau bin, das Wort ohne Eitelkeit gebrauchen —, die mich umgaben, daß ich, wenn ich an ihn dachte, neben der teilnehmenden Sorge um ihn, mich wahrscheinlich nur darüber gewundert haben werde, weshalb er meine Freundlichkeit nicht dankbarer empfing. Dazu war ich eben damals durch ein mich nahe berührendes Ereignis

sehr beschäftigt; denn Elisabeth Baumann hatte sich gleich nach dem Weihnachtsfeste mit dem Bildhauer Jerichau verlobt, und all ihre Freuden und Hoffnungen, wie alle ihre Sorgen waren damit auch die meinen geworden.

Beide Verlobten waren völlig mittellos; ihre Naturen schienen fast unvereinbar zu sein, und niemand begriff es recht, wie gerade diese beiden Menschen sich zueinander hatten finden können. Nur an künstlerischer Bedeutung waren sie einander ebenbürtig, und die schwungvolle, tätig bewegliche Elisabeth besaß neben ihrer lebhaften Phantasie eine Willenskraft, eine Ausdauer und einen Lebensmut, die sich auch durch alle Zukunft stark genug erwiesen haben, den tiefsinnigen und zu einsamem Brüten geneigten Mann mit sich fortzutragen und ihm über alle die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, welche auf dem Lebensweg eines Künstlers immer zu besiegen sind.

Diese Verlobung führte die nächsten Bekannten des Brautpaares fast alltäglich zusammen, mich aber vereinsamte sie in gewissem Sinne. Elisabeth hörte auf, bei und mit mir den Mittag zu essen, da sie fortan mit Jerichau und dessen unzertrennlichem Gefährten Lessen im Speisehause ihre Mahlzeit einnehmen wollte, und auch an meinen Spaziergängen und Galeriewanderungen nahm sie nun nicht mehr wie früher teil.

So trafen mich denn eines Tages Professor Stahr und Dr. Hettner bei einer meiner Wanderungen ohne Begleitung, und es machte sich ganz von selbst, daß sie mir anboten, mich ihnen künftig anzuschließen. Mir war dies sehr erwünscht, weil sie beide ohnehin freier über ihre Zeit verfügten als die Künstler, und wir kamen überein, daß sie, ehe sie in die Galerien oder Villen gingen, bei mir vorsprechen, daß Stahr bei mir frühstücken und wir danach unsere Wanderungen gemeinsam unternehmen sollten. Wir brachten auf diese Weise die hellen Stunden des Tages meist miteinander zu, und da Stahr sich leidlich wohl befand, kam er abends auch ein paarmal mit Hettner oder Gurlitt noch einmal zu mir

hinauf, um noch eine Stunde zu verplaudern, ehe ich in Gesellschaft ging.

Den Silvesterabend hatte ich aber, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, ganz einsam in meiner Wohnung zugebracht, und es war mir dabei schwer aufs Herz gefallen, daß ich inmitten der glänzenden Gesellschaft und von Bewunderern und Verehrern umgeben, im Grunde doch völlig allein sei. Ich hatte nach Hause geschrieben und mich, nachdem ich den Beginn des Neujahrs abgewartet, traurig zu Bett gelegt. Für den Neujahrsmittag hatte ich, Elisabeths Verlobung zu feiern, eine Tischgesellschaft geladen und eine Mahlzeit bestellt. Es waren am Morgen eine Menge von Bekannten bei mir gewesen, mein Zimmer stand voll Blumen, auch manche andre Gabe war mir zuteil geworden, dann hatte ich selbst den Tisch gedeckt, und um die festgesetzte Stunde kamen Elisabeth mit Jerichau und Lessen, Gurlitt, Professor Stahr und Dr. Hettner zu mir essen. Es waren gerade so viel Gäste, als das kleine Zimmer fassen konnte, und wir waren herzlich guter Dinge. Elisabeth sah wirklich schön in ihrem Glück aus, Jerichau hatte seine Melancholie für den Augenblick überwunden, Lessen sonnte sich in der Zufriedenheit des Freundes, und als Stahr dann beim Ende der Mahlzeit das Gedicht „Herkules und Hebe" vorlas, das er im Hinblick auf Jerichaus meisterhafte, eben vollendete Gruppe zur Verlobung der beiden ihm befreundeten Künstler verfaßt hatte (es ist später in Stahrs „Ein Jahr in Italien" aufgenommen worden) ward die Bewegung und die Rührung eine allgemeine. Man umarmte, man küßte sich, selbst meine alte Begleiterin ward in die Freundschaftsbeweise mit eingeschlossen; an mich, die es so gut gemeint hatte und deren Gäste sie alle waren, dachte niemand. Niemand umarmte mich, niemand gab mir auch nur die Hand. Es war ein Zufall, aber es tat mir schrecklich wehe. Das gestrige Gefühl des Verlassenseins kam noch stärker über mich, und unfähig, meine Traurigkeit zu verbergen, ging ich in das Nebenzimmer, um mich im Dunklen und im

Stillen auszuweinen. Indes früh dazu gewöhnt, mich zu beherrschen, nahm ich mich, schnell wie die Rührung über mich gekommen war, auch wieder zusammen, und die andern, sehr mit sich selbst beschäftigt, merkten nicht, daß ich ihre Heiterkeit nicht teilte. Nur Stahr sah mich einmal mit einer Art von Überraschung an und fragte: „Haben Sie geweint?" — „Ich habe mich nach Hause und nach den Meinen gesehnt, als ich Sie alle so heiter sah!" gab ich ihm zur Antwort. „Glauben Sie, daß ich nicht auch nach Hause denke?" erwiderte er mit einem Seufzer, indem er mir die Hand gab.

Wir waren samt und sonders, wenn auch in verschiedene Kreise, für den Abend eingeladen, aber ich fühlte keine Neigung, unter Menschen zu sein, und ließ meine Begleiterin ohne mich fortgehen. Die andern entfernten sich allmählich auch, und da Stahr bemerkte, daß ich allein zu Hause bleiben wollte, fragte er, ob er mir Gesellschaft leisten dürfe.

Ich sagte, daß mir das lieb sein würde, ließ den Teetisch mit der dreiarmigen Lampe an den Kamin räumen, und wir richteten uns auf einen stillen Abend ein. Stahr kam auf meine Sehnsucht nach den Meinen zu sprechen, ich erzählte ihm von meinen Verhältnissen, er von den seinen, wir sprachen von unseren römischen Bekannten, namentlich von Ottilie von Goethe, die auch er hatte kennen und schätzen lernen. „Ach!" rief er, „sie kommt mir immer wie eine Rose vor, auf die Schnee gefallen ist." — Als ich erwähnte, wie ungeschickt sie neulich von taktlosen Leuten behandelt worden war und Stahr und ich ähnlicher Unbill gedachten, die auch wir gelegentlich zu erfahren gehabt hatten, weil wir uns zu offen hingegeben hatten, sagte er: „Leute, wie Frau von Goethe, wie Sie und ich auch, wir sind wie ein offnes Klavier in einer Poststube. Jeder hält sich, weils eben offen dasteht, berechtigt, darauf zu klimpern — und das feine Instrument wird unvermerkt verstimmt."

Alles, was er sagte und wie er es sagte, hatte für mich einen

fremdartigen Reiz. Er war weich und doch streng; voll Poesie und von schärfstem Verstande, und was mir am meisten Eindruck machte, war, daß er mir nicht schmeichelte. Es war in meinem Zimmer schon oft über das Wesen der Poesie und der Kunst gesprochen worden, und in der Regel hatte Gurlitt mit seiner unbedingten Verehrung für Hebbel, der eben erst Italien verlassen, die Veranlassung dazu gegeben. Er war es auch gewesen, der mir die Judith und die Genoveva mitgebracht, und es hatte ihn sehr verwundert, ja gekränkt, als ich ihm einmal erklärte, daß beide Dichtungen mir in ihrer Spitzfindigkeit zuwider wären, und daß ihre Roheit mich abstoße wie kaum ein anderes Gedicht. Daß Schönheiten in der Genoveva enthalten wären, konnte ich nicht in Abrede stellen, aber es war nach meiner Meinung immer ein mißlich Ding um ein Kunstwerk, bei dem man sich an einzelne Schönheiten halten sollte, und da Gurlitt uns durchaus auch an dem Neujahrsmittag zu seinem Hebbelkultus hatte bekehren wollen, wobei die Männer lebhafter und heftiger geworden waren, als es mir gefiel, hatte ich scherzend ausgerufen: „Nun gut! Wir wollen, um diese Unterhaltung endlich loszuwerden, es ein für alle Male feststellen: Hebbel ist Gott und Gurlitt sein Prophet! Nun will ich aber von Hebbel, von diesem Holofernes der Literatur auch nicht mehr reden hören, und wer wieder davon anfängt, den schicke ich nach Hause."

Wir hatten darüber gelacht, waren alle wieder heiter geworden, indes Stahr kam, als wir dann allein beisammensaßen, noch einmal auf die frühere Erörterung zurück.

„Sie haben heute," sagte er, „dem unfruchtbaren Streite mit Gurlitt sehr heiter ein Ende gemacht, aber es ist damit nicht viel gewonnen. Mit solchen geistreichen Einfällen fördert man sich nicht, denn sie sind oberflächlich und halten sich nur an der Oberfläche der Dinge. Diese Art des Urteilens haben Sie von Heinrich Heine abgesehen, an dem Ihr Wohlgefallen mir immer unbegreiflich ist. Ich kann es mir nämlich gar nicht vorstellen, wie eine

Frau an diesem wüsten Gesellen soviel Behagen haben kann, als Sie an ihm bezeigen. Wie kann eine Frau einen Dichter gelten lassen, um nicht gar zu sagen bewundern und lieben, dem das Weib doch im Grunde gar nichts ist, als ein Mittel zur Befriedigung seiner Sinnlichkeit, oder ein Spielzeug, mit dem er schön tut. Ich liebe Hebbel so wenig als Sie. Auch mich stößt seine Roheit ab, und er ist im persönlichen Verkehr mir nicht angenehmer erschienen als in seinen Dichtungen. Aber gegen Heines zur Schau getragene Liederlichkeit und abgefeimte Frivolität ist Hebbels Roheit noch erhaben — und ich glaube, Sie haben niemals ernstlich darüber nachgedacht, was Sie damit aussagen, wenn Sie zuweilen Heine so in Pausch und Bogen zu bewundern und zu lieben behaupten, diesen Menschen, dessen verderblicher Einfluß auf den Geschmack und die sittlich-ästhetische Bildung unseres Volkes und unserer Literatur, eben wegen seines großen Talentes, mir oft gradezu fürchterlich erscheint." — Er hielt eine Weile inne, nahm meine Hand und sprach sehr mild und freundlich: „Wenn ich von Ihnen solche Dinge höre, ist mir immer, als sähe ich kleine Flecke, kleine Federn auf einem Prachtgewande. Man kann sich nicht enthalten, sie fortzuwünschen, man kann der Versuchung nicht widerstehen, sie fortzubringen!"

Ich schämte mich, und doch tat mir die Art und Weise, mit der Stahr mich behandelte, wohl. Ich hatte das Gefühl, daß er — was ich ja immer von den Männern gefordert und fast immer vergeblich gefordert hatte — mich wie einen vernünftigen Menschen behandle, und den sittlichen Idealismus, mit dem er von den Frauen sprach, hatte ich, seit Leopold gestorben war, in keinem der mir bekannten Männer jemals wiedergefunden — Leopold aber hatte weder den Geist von Stahr besessen, noch war der unfertige junge Theologe diesem reifen, durchgebildeten Manne auch nur im entferntesten zu vergleichen gewesen.

Als Stahr fortging, dankte ich ihm, daß er bei mir geblieben sei. Ich hatte das Bewußtsein, einen sehr reichen Abend verlebt

zu haben, und ich sprach es ihm aus, wie ich mich freute, zu Hause geblieben zu sein.

„Das glaube ich Ihnen," versetzte er, „denn es kommt ja bei Ihrem Gesellschaftsleben auch nicht viel heraus. Man hat nur im engen ruhigen Gespräche etwas voneinander, und Sie namentlich zersplittern sich in diesem Treiben mehr, als Ihnen gut ist! Sie haben Ruhe und Sammlung nötig, nicht Zerstreuung!" —

Ich dachte noch lange in der Nacht über unsere Unterhaltung nach. Stahr aber hat mir später einmal erzählt, daß er eben an jenem Abende mit einer sehr ruhigen Heiterkeit von mir fortgegangen sei, bis mit einem Male ein ihm ganz fremdes und unerklärliches Gefühl des Triumphes durch seine Brust gezogen, so daß er sich selbst gefragt habe, was ihm denn geschehen oder eben jetzt gelungen sei? — Und er hatte sich mit Genugtuung darauf die Antwort gegeben, daß er mit sich zufrieden sei, weil er mir das Recht des Stärkeren hatte fühlbar machen können.

9

Von Neujahr ab sahen wir uns fast täglich, sei es, daß wir zu vieren, meine Begleiterin und ich und Professor Stahr und Dr. Hettner, in die Museen gingen, in die Villen und in die Campagna hinausfuhren, oder daß wir uns abends in einem der vielen Fremdenkreise trafen, die Stahr allmählich, wenn auch immer selten genug, zu besuchen anfing und in denen seine geistvolle Lebendigkeit sich überall Freunde gewann. Man beneidete mich darum, daß ich ihn zum beständigen Begleiter hatte, und namentlich suchte Fräulein Schopenhauer, welche inzwischen bei ihren Freundinnen ebenfalls die Bekanntschaft Stahrs gemacht hatte, diese fortzuführen. Sie hatte ihn zu verschiedenen Malen eingeladen, ohne daß er von ihrer Aufforderung, sie zu besuchen, gebrauch gemacht hätte, und sie erbot sich denn endlich, da Stahr

sie lesen zu hören wünschte, ihm bei mir die Iphigenie vorzulesen, von der, wie Frau von Goethe sagte, „der Vater" behauptet hatte, daß niemand sie wie Adele spreche.

Das war denn allerdings ein großer Genuß, der namentlich auf Stahr einen erschütternden Eindruck machte. Bei seiner Verehrung für Goethe ergriff es ihn und uns mit ihm, das Wort des Meisters von derselben Stimme lesen zu hören, mit welcher es einst an sein Ohr getragen war. Man empfand sich dem großen Genius dadurch nähergebracht; ein Göttliches, ein Vergangenes trat menschlich und gegenwärtig an uns heran, stieg zu uns herab und trug uns mit sich empor, weil wir fähig waren, es zu erfassen. Adele war entzückt von der Aufnahme, welche ihr Vortrag auf den empfänglichen Zuhörer hervorbrachte, und dieser, dem ihr gespreiztes Wesen bisher ebensowenig zusagend gewesen war, als mir, ließ sich auch nun bewegen, an einem der nächsten Abende zu ihr zu gehen, wodurch denn wieder eine Begegnung von Stahr und Iwan Galahoff vermittelt ward, der, durch gemeinsame deutsche Freunde an Stahr empfohlen, ihn bisher mehrmals vergebens aufgesucht hatte.

Da ich nun Gelegenheit gewann, Stahrs körperliches Befinden fortdauernd zu beobachten, kam ich mehr und mehr auf die Vermutung, daß seine Ärzte und er sich über seinen Zustand täuschten, und daß man ihn geschädigt habe, indem man ihn seit langen Jahren auf eine strenge Diät und auf alle Arten von Entziehungskuren hingewiesen hatte. Fräulein Schopenhauer war durch Oldenburger Briefe davon benachrichtigt worden, daß man Stahrs Halsübel für eine Halsschwindsucht ansehe, und er selber schien dies auch zu fürchten. Indes, wenn er einmal eine Andeutung davon fallen ließ, versicherte ich ihn immer, das sei eine leere Furcht. Ich hatte meine Mutter fast zehn Jahre lang dieser unheilvollen Krankheit entgegengehen, sie endlich daran sterben sehen, das sei aber ganz anders gewesen; und da er darüber klagte, daß er, sobald er lebhaft spreche, ein trocknes Brennen und Stechen wie

an einer Wunde im Halse fühle, kam ich auf den Einfall, daß man es nie bis zu diesem Trockenwerden des Halses kommen lassen dürfe. Gingen wir aus, so steckte ich ein paar Orangen für ihn in die Tasche, fuhren wir in die Campagna, so wurden Wasser und Wein im Wagen mitgenommen, und da ihm dies eine wesentliche Erleichterung schaffte, da ich sah, daß ich ihm mit diesen kleinen Palliativmitteln wirklich nützte, so machte mir dies, wie jedes Gelingen, eine große Freude, und ich fing an, mich in jedem Betrachte sehr um ihn zu sorgen.

Er war dafür dankbarer, als ich es irgend erwarten konnte, denn so sehr er die häuslichen Eigenschaften seiner Frau auch rühmte, sah ich an allem und bei jedem Anlaß, daß er an eine Vorsorge und vollends an eine verständige Pflege, wie ein chronisch Leidender sie braucht und wie wir sie meiner Mutter fort und fort geleistet hatten, ganz und gar nicht gewöhnt war. Es gehört zu einer solchen Pflege eine sichere Beobachtung und eine nicht aussetzende Achtsamkeit, ich möchte sagen, ein angebornes und ausgebildetes Talent. Ich fing an, Stahrs ganze Lebens- und Ernährungsweise zu beaufsichtigen. Ich nötigte ihn, außer seinen bisherigen zwei Mahlzeiten noch zwei andere, und zwar von kräftigen Speisen zu sich zu nehmen, ich bat Dr. Hettner, darüber zu wachen, daß dies geschah, auch wenn er mit Stahr allein war; denn da dieser es bisher für durchaus gleichgültig gehalten hatte, was oder wann er esse, sofern er nur eben nicht hungre, sondern satt werde, so begegnete es ihm beständig, daß er in die Arbeit, in eine Unterhaltung oder auch in Betrachtung irgendwelcher Merkwürdigkeiten vertieft, das Essen vergaß und dann in eine Abspannung verfiel, in der er das eigentliche Bedürfnis seiner Natur verkannte. Dazu rauchte er viel, und zwar die schlechten römischen Regie-Zigarren, deren austrocknende Wirkungen er im Halse schmerzlich fühlte; aber er war an das Rauchen so sehr gewöhnt, daß er es nicht entbehren zu können glaubte und beständig rauchte, wenn er allein war. Wollte ich

ihn also davon abhalten, so mußte ich ihn bitten, bei mir zu bleiben, und da das lebhafte Sprechen ihm das schädlichste von allem war, so hatte ich eines Tages angefangen, ihm aus dem Bande Platenscher Gedichte vorzulesen, die Georg Herwegh mir in Baden-Baden geschenkt hatte, und bald verging kein Abend, an dem wir nicht irgend etwas zusammen gelesen hätten, wenn wir, um Ave Maria von unseren Spaziergängen heimkehrend, in meiner Wohnung beisammenblieben, bis um neun Uhr die Gesellschaftsstunde für mich schlug.

Wie ich nun auf solche Weise guten Einfluß auf das Befinden meines Freundes hatte, so wirkte sein Verkehr, ohne daß er es beabsichtigte oder ich es gleich gewahrte, noch segensreicher auf mich ein. Mein Leben wurde zunächst ruhiger, da ich mich seinen Bedürfnissen und seiner Tageseinteilung anzupassen suchte; und die mir befreundeten Frauen, Ottilie von Goethe, Frau von Schwanenfeld, Frau Mertens und Galahoffs sanfte, schöne Schwester, die alle Teilnahme für Stahr gewonnen hatten und sich an seinem besseren Befinden freuten, ermunterten mich, in meiner Sorge für ihn fortzufahren. Man fand es in diesen Kreisen bald völlig in der Ordnung, wenn ich es ablehnte, zu irgendeinem Ausgange mitzukommen, wenn dieser in eine Stunde fiel, in welcher Stahr sich bei mir einzustellen pflegte; man fragte mich, wenn ich abends einmal später erschien, als man mich erwartet haben mochte, ob Stahr sein Abendessen bei mir gehabt habe, und es waren keine drei Wochen nach dem Beginn des neuen Jahres entschwunden, als man sich schon gewöhnt hatte, Stahr als meinen beständigen Begleiter und uns beide als zusammengehörend anzusehen.

In die erste Woche des Jahres war das Fest der heiligen drei Könige auf einen Dienstag, auf den Empfangsabend bei Frau Mertens gefallen, und Festen und Maskenspielen sehr geneigt, hatte sie mit ihren nächsten Bekannten, mit Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer, den Plan gemacht, zu Ehren der Schutzheiligen ihrer Vaterstadt an ihrem Empfangsabende eine

kleine Aufführung zu veranstalten und den Bohnenkuchen nach deutscher Weise essen zu lassen.

Jerichau und Elisabeth, welche an dem Abende zum ersten Male als dessen Braut in großer Gesellschaft erschien, kamen mich abholen, und als Elisabeth bei mir eintrat, warf sie schnell ihren Mantel ab, damit ich sie betrachten sollte, denn sie hatte sich mit der ihr eigentümlich künstlerischen Weise heute völlig metamorphosiert. Sie war in perlfarbige matte Seide gekleidet, hatte ihr Haar, gegen ihre sonstige Gewohnheit, schlicht gescheitelt und in einen antiken Knoten genestelt, auf dem sie einen Kranz, tief in den Nacken gedrückt, trug, dessen grüne Zweige vorn in ein paar leichte Epheuranken auf der Stirn ausliefen. So blieb sie, sehr zufrieden mit sich und sehr glücklich in ihrer Liebe, mit herabgesunkenen Armen vor mir stehen, und als sie dann noch, wie wenn sie die Falten ihres Kleides betrachte, die Augen niedersenkte, mußte jeder, der sie erblickte, sagen: Das ist die verschämte Braut! — Es war ein in sich vollendetes lebendes Bild. Sie sah wirklich schön aus, und es hatte etwas Erschreckendes, als sie wenige Augenblicke später mit gewohnter hastiger Lebendigkeit von ihren praktischen und unpraktischen Einrichtungen und Plänen zu sprechen begann.

Sie half mir gutwillig und geschickt wie immer ein paar feuerrote Kamelien in das Haar und ein paar andere an der Brust festzustecken — Julian pflegte mir an jedem Dienstag frische Blumen für den Abend zu bringen, weil dies das einzige war, was ich ihm erlaubt hatte, für mich zu besorgen — und wir fanden, als wir bei Frau Mertens anlangten, ihre Säle schon von Gästen voll. Die Gesellschaft war, wie immer, sehr glänzend. Adelaide Sartoris, die ehemalige Adelaide Kemble, hatte zu singen versprochen, ihre Schwester, die schöne und geistvolle Schauspielerin Fanny Kemble, die nach ihrer Verheiratung mit Herrn Buttler in Neuyork ein Journal redigiert und sich auch als Schriftstellerin einen Namen gemacht, war ebenfalls anwesend, und so

gut ich von mir auch zu denken geneigt war, setzte mich doch wieder der Empfang in Verwunderung, den ich in diesem Kreise fand. Unwillkürlich fragte ich mich oftmals: Bin ich das? Und was haben, was finden die Menschen denn an mir jetzt mit einem Male so anziehend und liebenswürdig? — Ich bin ja nicht eine andere, ich bin ja nicht besser, nicht klüger, nicht jünger geworden? Gerade an dem Morgen dieses Tages hatte Stahr, neben mir am Fenster stehend, die Bemerkung gemacht, daß ich schon hie und da ein weißes Haar in meinen Locken hätte, und als ich ihm entgegnete, ich hätte schon seit zehn Jahren graues Haar, als natürliches Familienerbe, hatte er scherzend ausgerufen: „Das hilft nichts! Das hilft Ihnen alles nichts, da bekommen Sie keinen Mann mehr, Fräulein Lewald! Das ist aber auch recht gut! Es muß durchaus solche barmherzige Schwestern wie Sie auf Erden geben!"

Jetzt am Abende sah ich, daß er mich, während ich mit Monsignore Lippi und dem Abbate Matranga zusammensaß, unverwandt betrachtete. Als er endlich herankam, hörte er, wie Lippi mir sagte, er habe, als er mich kennenlernte, nicht glauben wollen, daß ich Romane schreibe. „Weshalb nicht?" fragte ich ihn. „Wie kann man daran denken, Romane zu erdichten, wenn man noch jung genug und dazu angetan ist, sie zu erleben!" versetzte der galante Italiener, und das Gespräch ging dann noch einige Augenblicke in der gewohnten Weise fort, die mich wie ein jeu d'esprit wieder auf das neue und auf das allerhöchste belustigte.

Stahr hörte in ernstem Schweigen zu. Dann, als ich aufgestanden war und fortgehen wollte, sagte er: „Welch eine wunderliche Gesellschaft ist das, in der wir leben, und die Sie so erfreut! Aber wahr ist's, Sie sind schön!" setzte er mit einem Ernste hinzu, der etwas sehr Komisches für mich hatte, und noch in dem Zuge der Konversation, die ich bis dahin geführt, rief ich lachend: „Bemerken Sie das erst heute? Und trotz meines grauen Haares?"

„Sie sind doch eitler, als ich glaubte!" entgegnete er und ließ mich stehen.

Ich war sehr verletzt, denn ich hatte wirklich nur einen Scherz beabsichtigt und von ihm, der mich in den letzten Zeiten doch besser hätte kennenlernen sollen, als diese fremden Menschen, von ihm, der es wußte, daß ich ernsthaft und daß mein Leben nicht danach angetan gewesen war, mich eitel zu machen, von ihm kränkte mich diese neue Zurechtweisung.

Was gab ihm, dem ich in uneigennützigster Weise nur Freundliches erwiesen hatte, ein Recht, mich immerfort zu tadeln? Ihm gerade hatte ich es ausdrücklich erzählt, wie diese Art der Salonunterhaltung mit den Italienern und den Franzosen mich vergnüge. Wie konnte er ein Arg darin finden? Wie konnte er sie mir mißgönnen? — Er kam mir pedantisch, kleinstädtisch, schulmeisterlich vor, ich ärgerte mich über ihn, und es tat mir leid, daß ich mich überall so warm über ihn ausgesprochen hatte, daß ich mich durch die Zustimmung meiner Freundinnen beinahe außer der Möglichkeit befand, mich jetzt von ihm zurückzuziehen. Ich mußte weiter mit ihm fortgehen wie bisher; aber ich meinte zu sehen, daß ich diesem Manne gegenüber meine Freiheit zu wahren habe — und ich nahm mir vor, es ihn nicht vergessen zu lassen, daß ich mein eigner Herr sei und dies auch ihm gegenüber ein für allemal zu bleiben wünsche.

Der Bohnenkuchen wurde in aller Form gegessen. Groß wie er war, mußte er in sehr viele Stücke zerteilt werden, denn die Zahl der Gäste war noch größer als sonst, und der Zufall teilte mir die Bohne zu.

In aller Eile wurde auf einer kleinen Erhöhung ein im voraus bereiteter Ehrensessel aufgestellt, man hing mir einen roten Schal als Mantel um; und nachdem ich so in aller Form in mein Amt eingesetzt worden, erschienen Frau Mertens, Frau von Goethe und Fräulein Schopenhauer im Kostüm der heiligen drei Könige, die in drei Körben ihre Gaben darbrachten, welche ich nach dem

Anweis der von ihnen gesprochenen Gedichte an die Gesellschaft zu verteilen hatte. Es waren kleine Nippes, Ansichten von Rom, kleine Marmor- und Alabastersachen, aber alles eben nur Gegenstände von mäßigem Werte, wie man sie Fremden ohne Zudringlichkeit anbieten darf, und die Gesellschaft hatte an der kleinen Szene ihre große Freude. Ich verteilte die Geschenke nach bester Einsicht; man überhäufte mich, die ich gar nichts dazu getan hatte, mit Liebenswürdigkeiten, und ich konnte an mir selber mit Heiterkeit ermessen, wie leicht und gut diejenigen es haben, die, wie ich, durch des Zufalls blinde Gunst zum Thron gelangt, zu gewähren vermögen, was andere begehren. Indes der Gäste waren doch noch mehr, als der Gaben. Frau Mertens füllte mir die leerwerdenden Körbe wieder mit verschiedenen Kleinigkeiten, welche sie aus ihrem Vorrate herbeiholte, und als das endlich auch nicht reichen wollte und immer noch zwei, drei Personen übrigblieben, die nichts bekommen hatten, nahm ich die Kamelien, die ich an der Brust und im Haar trug, und verteilte diese an die Leerausgegangenen. Solch kleine Entschlossenheit und Ungezwungenheit waren nun recht im Sinne der Italiener, und auch Stahr freute sich daran. Er sprach mir das mit seiner gewohnten Wärme aus, und ich vergaß, daß ich einen Augenblick zuvor böse auf ihn gewesen war. Die Gesellschaft, äußerst angeregt, fing gegen die Sitte des Hauses zu tanzen an, selbst Stahr ließ es sich nicht ausreden, ein paar Touren zu walzen; und als wir uns am Abend trennten, ward die Verabredung getroffen, daß wir am nächsten Tage etwas gemeinsam unternehmen wollten.

Indes am Morgen erinnerte ich mich, daß ich in der Frühe ausgehen müsse. Ich schickte also meine Gaetana zu Stahr und schrieb ihm: „In meiner mir sehr zusagenden Königsrolle verbleibend und König Ludwig nachahmend, melde ich Ihnen, daß, vormittags ausgehen müssend, um Handschuh und Stiefel zu kaufen, ich Sie nachmittags um zwei Uhr erwarte, in der Voraussetzung, daß Sie es nicht verschmähen, Meiner Majestät die Merkwürdigkeiten Roms

zu zeigen. Wollen Sie Ihren Freund mitnehmen, so ist mein Hofstaat um so größer. — Aber wie ist Ihnen das Tanzen bekommen? — Mir tut's leid, daß ich nicht Königin bin! Wahrhaftig! — ich brächt's so gut zustande als manche andere! — Schicken Sie mir den Teller wieder, auf dem ich Ihnen Weihnachten Ihr Teilchen sendete. Sie sehen, ich denke an den Haushalt wie die alten Königstöchter. Alles Liebe und Schöne. F. Rom, d. 7. 1. 46."

Stahr antwortete mir: „In aller Eile nur so viel als Antwort, daß ich Ihro Majestät Befehlen gemäß mit Dr. H. gegen zwei Uhr mich einstellen werde, um entweder eine Campagnatour zu machen oder Villa Albani zu besuchen. — Der Abend ist mir besser bekommen, als ich zu hoffen Ursache hatte. Ich habe noch über Mitternacht hin Shelleys Beatrice Cenci gelesen. Auf Wiedersehen. Der Ihre. Ad. St."

Es war das zweite Billett gewesen, das ich an ihn schrieb, das erste, das ich von ihm empfing, und meine Beziehung zu ihm war am Anfang des Jahres noch eine sehr freie und unbefangene von beiden Seiten. Es war eben nur so viel Anreiz und Spannung in unserem Verkehr, wie sie sich überall finden, wo zwei lebhafte Personen verschiedenen Geschlechtes aufeinander treffen, die beide Lust daran haben, von ihren geistigen Mitteln auch einen spielenden Gebrauch zu machen; und obschon wir beide über die Jugend hinaus waren und Stahr obenein voll Sorge und recht krank, hatten wir doch beide das Gemeinsame, daß wir bei ursprünglich ernster Natur eine große Elastizität des Geistes und eine lebhafte Einbildungskraft besaßen, die uns immer leicht über die etwaigen Störungen des Augenblickes hinwegtrugen. Dazu erheiterte Stahr, wenn wir im Freien oder in den Galerien waren, der Anblick meiner Freude und meines Glücksgefühls; er, der für mein graues Haar nicht blind gewesen war, sagte mir nachher mit froher Rührung oftmals: „Ach! Sie sind doch sehr viel jünger als die Jüngsten!"

Und in der Tat, wenn Glück und Jugend gleichbedeutend sind, muß ich damals wohl sehr jung erschienen sein, denn ich war

äußerst glücklich inmitten all des Großen und Schönen, das mich umgab, und in all dem Wohlwollen und der Neigung, von der ich mich umfangen und getragen fühlte.

10

Der Januar ging uns in dieser Weise hin, aber eine neue Erkrankung von Stahr unterbrach für einige Tage wieder unser Begegnen, wenn auch nicht unsern Zusammenhang. Sein Arzt hatte Stahr bei diesem Rückfall darauf aufmerksam gemacht, wie das Tabakrauchen ihm entschieden verderblich sei, und er hatte sich entschließen wollen, diesem Genuß bis auf die Frühstückszigarre zu entsagen, die wir ihm gleichfalls abzustreiten strebten. In dem Verhandeln um diesen Gegenstand rief Stahr mit einem halb wahren, halb verstellten Unmut: „Aber um Gottes willen, was soll ich denn des Morgens tun, wenn ich nicht eine Zigarre zu meinem Kaffee rauche? Irgend etwas will der Mensch doch haben!" — Wir verwiesen ihn auf die Zeitungen, auf die Bücher. — „Ach, das ist alles nichts!" sagte er. „Ja, wenn Sie mir noch alle Morgen ein Billett schrieben, dann ließe ich mir's gefallen! Dann hätte ich doch etwas, worauf ich mich freuen könnte!" — „Das soll ein Wort sein!" entgegnete ich, indem ich ihm die Hand hinhielt. Stahr schlug ein, und die Sache war damit abgemacht.

Was ich ihm schrieb? — Zwei, drei Zeilen! — Ein Anfrage über unsere Tageseinteilung und über sein Befinden. Eine Erinnerung an den Scherz eines vergangenen Tages! eine Bitte um ein Buch! eine Neckerei um eine Kleinigkeit! Ich hatte ihn liebgewonnen, ihn schätzen, ihm vertrauen lernen, und seine unbestechliche Wahrhaftigkeit, auch gegen mich, hatten ihn mir verehrungswert gemacht. Ich fühlte an jedem Tage mehr, wie redlich er es mit mir meinte, ich fühlte, daß ich ihm etwas wert sein mußte, weil er sich so bemühte, mich aufzuklären und mein Urteil zu berichtigen.

Eines Morgens waren wir beide allein, gleich nach meinem Frühstück, in dem schönsten Wetter nach dem Quirinal hinaufgegangen und saßen auf den vorspringenden Steinen unter dem Hauptportale eines der Paläste, um die erhabenen Gestalten der Rossebändiger auf dem Monte Cavallo zu betrachten. Damals fühlte ich ihre Erhabenheit noch nicht. Ihre Größe war mir zu gewaltig und gewohnt, jedem Gedanken sorglos Ausdruck zu geben, rief ich plötzlich: „Nein! Die sind doch gar zu groß, zu derb! Sie sind weit mehr riesige Kerle als Götter!"

Stahr schwieg, aber ich kannte sein Mienenspiel schon genugsam, um zu wissen, daß ich ihm sehr mißfallen hatte. „Und doch haben Goethe und Winckelmann und das ganze Altertum sie als ein Erhabenstes bewundert!" sagte er nach einer Weile.

Am Nachmittag gingen wir auf dem Monte Pincio spazieren und traten in die Villa Medici ein, in welcher sich die Akademie der französischen Künstler befindet. Stahr führte mich in die Sammlung der Abgüsse, welche damals, mit Ausnahme der Mengsschen Galerie in Dresden, die ich nur einmal und völlig unvorbereitet gesehen hatte, wohl noch einzig in ihrer Art war. Gleich beim Eintritt in das Museum fielen mir zwei Kolossalköpfe auf, deren göttliche Erhabenheit mich förmlich auf dem Platze festbannte.

„Mein Gott, ist das groß!" rief ich endlich ganz überwältigt aus. Stahr lächelte. „Es sind die Köpfe der Dioskuren vom Monte Cavallo, die Ihnen heute wie ein paar riesige Kerle erschienen sind!" sagte er. „Sehen Sie jetzt wohl, daß die beiden Dioskuren nicht zu groß sind, sondern daß Sie nur zu klein gewesen sind, ihre Größe im ganzen zu erfassen?" — Und mir die Hand auf die Schulter legend, fügte er hinzu: „Auf gut Glück, auf augenblickliches Empfinden aburteilen, das ist keine Kunst. Das können andere auch, das kann eine Gräfin Hahn-Hahn mit Meisterschaft. Aber vor dem, woran die größten Geister aller Zeiten sich begeistert haben, soll man nichts auf seinen augenblick-

lichen subjektiven Eindruck geben, sondern zu verstehen suchen und zu lernen trachten!" —

Mir traten vor Beschämung und Ergriffenheit die Tränen in die Augen. So hatte nie zuvor ein Mann mit mir gesprochen. Wie ein Spielzeug hatten die einen mich behandelt, wie eine Dame die andern; und wieder andere hatten um meiner glücklichen Anlagen, um meines Talentes willen meine unvollständige Bildung übersehen zu können geglaubt und sich auch daran gefreut, daß sie mich immer übersahen. Erst Schnaase hatte angefangen, mich aufklären zu wollen, und nun stand ich hier mit einem Male einem Manne gegenüber, dem es leid tat, wenn er meine Unkenntnis in tausend Dingen hervortreten sah, der meine Anlagen und meinen guten Willen, sie recht zu brauchen, so sehr ehrte, daß es ihm eine Aufgabe schien, mir zu Hilfe zu kommen; der zwar oftmals mit mir scherzte, aber niemals mit mir spielte, und der nie mit einer jener landläufigen Schmeicheleien an mich herantrat, die man uns zuwirft, wie im Karneval jedem hübschen Mädchen seine Sträuße oder sein Zuckerwerk, als Zeichen des Wohlgefallens, als Ausdruck eines einseitigen und selbstherrlichen Vergnügens. Es war eine mir ganz neue Art des Verkehrs, und sie ging mir zu Herzen — ich weiß es nicht anders, als mit diesem Ausdruck zu bezeichnen.

In Stahr einen Mann zu sehen wie die andern, die mich umgaben, konnte mir gar nicht einfallen. Er war älter als die jungen Künstler und Gelehrten, er war krank, er war verheiratet und Vater von fünf Kindern, die er außerordentlich liebte. — Das hob ihn alles auf einen völlig andern Standpunkt, und obschon ich es mir damals noch nicht erlaubte, mit Männern allein, ohne meine Begleiterin, auszugehen, meinte ich, mit Stahr, dem älteren und verheirateten Manne, eine Ausnahme machen zu dürfen, welche mir ohnehin eine Erleichterung gewährte.

Meine Begleiterin war mir nämlich auf die Dauer nicht recht genehm. Sie war eine gute, brave Person, die einzige Tochter einer wohlhabenden Berliner Handwerkerfamilie, und da sie einen Bru-

der hatte, der zu seiner Zeit ein recht tüchtiger und gebildeter Porträtmaler gewesen, so hatte auch sie sich mancherlei Kenntnisse angeeignet und sich in gute Umgangskreise einzuführen gewußt. Sie sprach gut englisch, wußte, als wir zuerst den italienischen Boden betraten, mehr Italienisch als ich, hatte allerlei von Kunst reden hören und mancherlei gesehen und gelesen. Sie hatte auch ein gutes, fröhliches Herz und eine außerordentliche Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit. Dabei war sie mit ihren fünfzig Jahren von einer nicht zu ermüdenden Vergnügungslust, bereit, sich ganz wahllos jedem anzuschließen, der ihr Aussicht auf ihre Art von Vergnügung bot — kurz, wenn sie nicht ein Frauenzimmer, sondern ein Mann gewesen wäre, so hätte man sie, um einen Studentenausdruck zu gebrauchen, als ein „altes fideles Haus" bezeichnen müssen. Anfangs war ich mit ihr recht gut ausgekommen, obschon ihre gelegentlichen Taktlosigkeiten und ihre oft zur Unzeit angewendete Sparsamkeit mich hie und da in wirkliche Verlegenheit versetzt hatten; indes schon in Florenz hatte ich sie, wennschon mit größter Vorsicht, ein paarmal darauf hinweisen müssen, daß die Zuvorkommenheit, mit welcher wir aufgenommen wurden, nur mir und nicht ihr dargebracht würde, und daß, wie herzlich gern ich ihr jeden Anteil daran gönnte, sie es doch mir überlassen müsse, was ich davon anzunehmen und was ich zurückzuweisen für angemessen hielte. In Rom hatte sich das sehr verschlimmert, und ich war bereits einmal in der Lage gewesen, sie daran zu erinnern, daß es sich für sie nicht zieme, einen Platz im Fond des Wagens anzunehmen, auch wenn die überaus feine und gütige Frau von Goethe sich geneigt dazu zeige, ihr denselben anzubieten. Ähnliche Dinge kamen immer häufiger vor, und wie wir denn alle durch die Art des römischen Fremdenlebens uns wie verwandelt fühlten, so mochte auch sie sich nicht mehr als dieselbe vorkommen, und mit dem Gedanken an ihre eigentliche Stellung schien sie auch völlig, wie die Römer sagen, die tramontane verloren zu haben. Dazu hatte sie sich einigen Frauen angeschlossen,

deren Gesellschaft mir nicht angenehm sein konnte, und ihre wahrhafte Manie, alles zu besehen, jede letzte Kapelle und jeden letzten Säulenstumpf zu betrachten, waren vollends nicht nach meinem Sinne.

Ich war also herzlich froh, wenn ich sie jetzt mit ihren neuen Bekannten umhergehen lassen konnte, während Stahr und Hettner mich auf ihren Studienwanderungen durch die Museen des neuen und die Überreste des alten Roms mit sich nahmen, und es war mir ebenso recht, wenn sie abends zu ihren Freundinnen ging; denn an ein ernsthaftes Gespräch oder an das Lesen eines ernsthaften Buches war in ihrer Gesellschaft nicht zu denken. Sie hatte Stahr freilich auf ihre Weise auch sehr lieb gewonnen, sie half mir treulich, als er einmal bei uns von einer der Ohnmachten befallen wurde, an denen er in jener Zeit bisweilen litt, aber was er war und was wir aneinander hatten, das konnte sie beim besten Willen nicht begreifen. Es war oftmals ebenso komisch als störend, wenn sie mit der zuversichtlichsten Heiterkeit inmitten einer ernsthaften Unterhaltung oder Beschäftigung irgendeine lustige Klatschgeschichte oder sonst eine schuldlose Albernheit dazwischenwarf.

Manch lieben Morgen, an dem sie die entlegensten Kirchen durchstöberte, gingen Stahr und ich ruhig nach der Villa Borghese hinaus. Wenn wir genug umhergewandert waren und die helle Wintersonne zu mächtig wärmte, setzten wir uns im Schatten der immergrünen Eichen bei der großen Fontäne nieder, die in gemessener Entfernung von Statuen umgeben ist, und während das goldene Sonnenlicht durch das dichte Laub der Bäume fiel, lasen wir in stillem Frieden, was große und schöne Menschenseelen hier in dem Lande der Schönheit einst vor uns empfunden hatten. Goethe und Platen waren fast immer unsere Begleiter, und ihr Geist war immer mit uns.

Hatten wir dann genug gelesen, so waren unsere Herzen frei erschlossen. Während Stahr die Orangen aß, die ich für ihn mitgenommen hatte und den gleichfalls mitgenommenen Becher mit

dem Wasser des auf- und niedersteigenden Springquells füllte, erzählte ich ihm von meinen Eltern, von meinen Geschwistern, wie er mir von seiner Jugend, von seinem Weibe und von seinen Kindern sprach. Ehrlich und bestimmt, wie in allem seinen Tun, und doch sanft, wie sein Herz stets für mich war, fragte er mich eines Tages, weshalb ich unvermählt geblieben sei, und ich erzählte ihm ebenso offen alles, was ich erlebt und erlitten, wie mich nie ein Mann recht eigentlich geliebt habe und wie mein heißes Lieben nicht erwidert worden sei. Ich verbarg ihm nichts, denn ich hatte nichts zu verbergen, und bald lag mein ganzes bisheriges Leben so deutlich vor ihm, wie ich es später auf seinen Wunsch in meiner Lebensgeschichte niedergeschrieben habe.

„Nun ich Sie kenne," sagte Stahr eines Tages, „möchte ich wohl irgend etwas lesen, was Sie geschrieben haben. Haben Sie denn gar nichts mit sich?" — „Gar nichts!" versetzte ich, „außer einige Bogen eines in der Schweiz begonnenen Romanes." Er fragte, welchen Titel das Buch bekommen werde? — „Liebesbriefe!" gab ich zur Antwort, und ich versprach, daß ich sie ihm vorlesen wolle, sobald wir einmal einen Abend allein beisammen sein würden.

Was ich von seinem Leben hörte, machte ihn mir nur lieber[1]). Er war der Sohn eines Landgeistlichen, der von geringster Herkunft und in Not und Elend erwachsen, sich durch eigene Kraft herangebildet hatte. Nachdem er der Feldprediger und Freund des bei Quatrebras gebliebenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels geworden, hatte er nach der Wiederherstellung von Preußen eine der ansehnlichsten Pfarrstellen der Uckermark, in dem Dorfe Wallmow bei Prenzlau erhalten und bis an seinen spät erfolgten Tod bekleidet. Mit zwei jüngeren Brüdern — eine Schwester war bald nach der Geburt gestorben — war Adolf Stahr

[1]) Stahr hat seine Jugendgeschichte später selbst unter dem Titel: „Aus der Jugendzeit" erzählt und drucken lassen.

bis zu seinem vierzehnten Jahre in dem einsamen Pfarrhause allein von seinem Vater unterrichtet und bis zu der Ober-Tertia des Gymnasiums vorgebildet worden. Auch im Französischen und in der Musik hatte der musikalische Vater den Sohn unterwiesen, und die ganz musikalische und für Musik und Poesie schon in frühester Jugend sehr begabte und empfängliche Natur des Knaben war den Bemühungen des Vaters glücklich entgegengekommen. Dann hatte er das Gymnasium in Prenzlau, die Universität in Halle besucht, hatte dort das erste Zeugnis, hier den ersten Preis für eine Arbeit über Aristoteles erhalten und sich oft unter den herbsten Entbehrungen, ja durch teilweises Aufgeben von warmer Kost, die Mittel zum Ankauf der Bücher verschafft, die er für seine Studien nötig gehabt, und für welche eine Unterstützung von seinem Vater zu fordern seine Liebe für diesen ihn abgehalten hatte. Schon mit einundzwanzig Jahren war er als Hilfslehrer, später als ordentlicher Lehrer in das Königl. Pädagogium in Halle aufgenommen worden. Dort hatte er Echtermeyer und später Arnold Ruge zu Kollegen gehabt, als dieser nach siebenjähriger Gefängnishaft wieder für anstellbar in Preußen erklärt worden war, und mit diesen und anderen Gleichstrebenden war er an der Begründung der deutschen Jahrbücher beteiligt gewesen, deren eifriger Mitarbeiter er auch geblieben, als ihn im Jahre 1836 der Großherzog von Oldenburg, auf Trendelenburgs und Niemeyers besondere Empfehlung, als Konrektor an das Gymnasium nach Oldenburg berufen hatte. —

Voll Begeisterung für die Ideen der Sittlichkeit, der Freiheit und der deutschen Einheit, genährt mit dem Geiste des klassischen Altertums, war er ein eifriger Anhänger der deutschen Burschenschaft gewesen, und wie alles an ihm eine ideale und leidenschaftliche Gestalt annahm, war auch seine Freundschaft mit einigen von seinen Genossen leidenschaftlich ernst gewesen. Er hatte bei größtem Fleiß und großem Erfolge seine Studentenzeit mit jugendlicher Frische genossen, obgleich bereits damals sein Halsleiden ihn oft

behindert und gestört; und da er, sobald es tunlich war — er hatte schon als Schüler Unterricht erteilt —, auch auf der Universität vielfach Lehrstunden gegeben, so hatte diese Anstrengung des leidenden Organes das Übel nur gesteigert.

Durch den zufälligen Umstand, daß sein zweiter Bruder, der anderthalb Jahre später zur Universität nach Halle kam, in das Haus einer Witwe Krätz gezogen war, lernte Stahr die Tochter dieser Witwe, ein sechzehnjähriges Mädchen, kennen. Frau Krätz hatte einer angesehenen und reichen Leipziger Familie von französischer Abstammung angehört. Sie war eine geistreiche, aber sehr leidenschaftliche und phantastische Person gewesen, die zur Zeit der Philanthropen aus freiem Antriebe nach Yverdun gegangen war, um sich unter Pestalozzis Leitung zur Erzieherin auszubilden. In Yverdun hatte sie sich einem bedeutend jüngeren Manne, dem nachmaligen Seminardirektor Krätz, nahe angeschlossen, ihn später geheiratet, war zeitig Witwe geworden und hatte, nachdem sie ihr Vermögen verloren, bald an diesem, bald an jenem Orte in Schlesien gelebt, bis sie sich endlich in Halle niedergelassen, wo sie durch Unterricht im Französischen sich und ihre fünf Kinder mit großer Tapferkeit, wenn auch nur spärlich, durch das Leben brachte.

Stahr hatte die älteste Tochter der Witwe Krätz zuerst gesehen, als sie in einem großen Henkelgefäße Wasser vom Brunnen heraufgetragen, und da ihm die Last für das junge Mädchen zu schwer erschienen war, hatte er sie ihr gutmütig abgenommen. Danach war er durch seinen Bruder mit der Familie bekannt geworden.

Die Bildung und der Geist der Mutter waren ihm anziehend gewesen, die treue stille Arbeitsamkeit der Tochter, die das ganze Hauswesen und die Geschwister zu versorgen hatte, weil die Mutter von früh bis spät außerhalb des Hauses beschäftigt war, hatte ihn gerührt. Man hatte zusammen französisch gelesen, Musik getrieben, um sich in beidem zu vervollkommnen. Stahr

hatte sich der Erziehung und des Unterrichts der beiden Knaben angenommen und war endlich alltäglich in dem Hause aus- und eingegangen. Man hatte dies nicht zu befördern, nicht zu hindern gesucht, um so weniger als der junge Mann damals sehr ernstlich daran gedacht hatte, Halle zu verlassen, um eine Universitätskarriere, auf welche seine Erfolge ihn hinwiesen, einzuschlagen, und sich, da er ohnehin die Welt zu sehen wünschte, an einer der anderen preußischen Universitäten als Dozent zu habilitieren.

Indes unmerklich hatte sich zwischen ihm und dem jungen Mädchen eine zärtliche Empfindung entwickelt, der ein Augenblick das Wort gegeben. Der völlig mittellose Mann hatte sich dem ebenso mittellosen Mädchen anverlobt, und da es bei der phantastischen Mutter sich nicht glücklich fühlte, hatte er darauf zu denken gehabt, die Geliebte so bald nur immer möglich in sein Haus zu führen.

Damit war freilich die Aussicht auf eine Universitätskarriere nicht mehr festzuhalten gewesen, Stahr hatte jedoch das Verzichten auf diesen Plan leichter verschmerzt als sein um ihn besorgter Vater. Er fühlte sich sicher, das Mädchen gefunden zu haben, das ihn vorzugsweise beglücken würde, das vor allen andern Frauen für ihn passe. Alles an seiner Braut hatte ihm gefallen, aber es waren Jahre voll Schwierigkeiten und Sorgen und Mühen mancher Art vorübergegangen, ehe der Bräutigam daran denken konnte, seinen Hausstand zu begründen, und schließlich war es unter Verhältnissen geschehen, welche ihm eine große Anstrengung seiner Kräfte auferlegt hatten. Mit einem Gehalte von vierhundert Talern, das er als Lehrer am Pädagogium bezog, war er in die Ehe getreten, sich mit mutigem und gerechtem Vertrauen auf seine Kenntnisse und Arbeitsfähigkeit verlassend. Er erzählte mir bisweilen, in welcher Enge und Beschränkung er gelebt, wie glücklich Jugend und Liebe auch inmitten von Entbehrungen zu sein vermöchten, und sooft er von seiner Ehe sprach, geschah es mit freundlichem Gedenken, wennschon er daneben es nicht unterließ, seine gegen-

Ottilie von Goethe

Gemälde von Luise Seidler

wärtigen Zustände und seine Freiheit als ein nie zu vergessendes Glück zu preisen und zu segnen.

„Wenn ich," sagte er einmal zu mir, „mich frage, was ich eigentlich lebenslang als das höchste Gut ersehnt habe, so ist es, einmal frei und mein eigener Herr zu sein, obschon mein Beruf und mein Amt mir wert sind. Deshalb habe ich mich auch so bedürfnislos als möglich und unabhängig von fremder Meinung zu erhalten gestrebt, und all Ihr ‚dies kann man' und ‚dies kann man nicht' fechten mich wenig an, überraschen mich aber nicht angenehm, wenn ich sie von Ihnen höre. Wer sich freiwillig Richter aufsucht, macht sie zu seinen Herren und sich selbst zum Sklaven!"

Mir war dann auch wirklich, als ich ihn hatte kennenlernen, Stahrs Einfachheit sehr aufgefallen. Selbst jetzt noch, da ein für seine Verhältnisse ansehnliches Gehalt und manche literarische Einnahme ihm ein gewisses Wohlleben ermöglichten, waren ihm eine Menge von kleinen Luxusbedürfnissen und Bequemlichkeiten, die uns anderen seit unserer Kindheit zur Gewohnheit geworden, kaum dem Namen nach bekannt, und mit einem wirklichen Widerwillen wies er alle jene Arten von Konvenienz zurück, durch welche man sich aus Rücksicht auf andere unnötige Ausgaben oder gar einen persönlichen Zwang aufzuerlegen oftmals für nötig ansieht. Aus Idealismus nur auf das Wirkliche, auf das Wesen der Dinge gestellt, verachtete er das Scheinenwollen auf das höchste; und wie er stets bereit war, alles Große, Gute, Schöne mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu würdigen, jeder Leistung, sofern sie nur etwas Tüchtiges oder Bedeutendes enthielt, bereitwillig Anerkennung zu zollen, so hatte er gegen das Unwahre, Halbe, Schlechte einen ebenso lebhaften Zorn, besonders wenn er zu erkennen meinte, daß das Schlechte und Geringe sich mit dem Schein des Guten aufzuputzen, seine Niedrigkeit durch eine mehr oder weniger bewußte Heuchelei zu verbergen und sich also durch Lüge Geltung zu verschaffen suche.

Sein Glaube an die Macht der Wahrheit, an das Gute im Men-

schen war ebenso tief als stark, und selbst wenn er von körperlichen Leiden gedrückt, von Sorgen sich belastet fühlte, bedurfte es nur eines ihn anregenden Wortes, eines schönen Gedankens in einem Dichter, eines Blickes auf ein Kunstwerk oder eines sonnigen Tages in schöner Natur, um ihn mit einem Schlage über jede beengende Schranke in das Reich freien Denkens und Empfindens hinauszuheben.

Ich war inzwischen, ebenso wie Elisabeth, mit seinen Familienverhältnissen allmählich bekannt geworden; aber sooft er mir von seinen Kindern und von seiner Frau sprach, fiel es mir immer wieder, wie an dem Tage in Elisabeths Atelier, sonderbar auf, daß er von der Mutter gerade wie von den Kindern redete, daß er niemals eines ernsthaften Gespräches mit seiner Frau gedachte, daß auch nicht ein Wort darauf hindeutete, als teile sie seine geistigen Interessen. Was er gelegentlich von ihr berichtete, zeugte alles von einem vortrefflichen Herzen, von einem reinen und einfachen Sinne, von harmloser Heiterkeit, von gutem Willen und von einer geistigen Naivität und Lebensunkenntnis, die an einer Frau von mehr als dreißig Jahren, an einer Mutter von fünf Kindern, welche seit einer langen Reihe von Jahren eben diesem Manne angehörte, für mich und für alle andern etwas Auffallendes haben mußte. Unwillkürlich fragte ich mich bisweilen: Wie verständigt sich dieser ungewöhnlich geistreiche, hochgebildete Mann, dem ich nicht ernsthaft genug erscheine, dem meine Entwicklung, meine Bildung, mein Erfassen des Menschenlebens nicht tief genug dünken, mit seiner eigenen Frau? Wie ist es zu erklären, daß sie ihn befriedigt, daß er sie liebt? Oder wie ist es gerade diesem Manne möglich, eine Frau als Gattin zu behandeln, die er nicht von ganzer Seele als seinesgleichen ansehen kann?

Als wir einmal bei Frau von Goethe darauf zu sprechen kamen, zuckte Frau Mertens lächelnd die Schultern. „Sie bilden sich ein, die Männer zu kennen," sagte sie, „und sind doch selbst ein Kind! Sie bilden sich auch ein, Ihren Faust zu kennen, und

scheinen das ‚Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!‘ noch keineswegs zu verstehen. Es ist den Männern weit eher möglich, als Sie denken. Sie wissen viel leichter mit sich fertig zu werden, als Ihr guter Mädchenglaube es sich vorstellt.“

Ich mußte zugeben, daß dies richtig sein könne, mir tat jedoch der Ausspruch in Stahrs Seele wehe, und ich dachte noch darüber nach, als sich die Unterhaltung dann auf den Roman hinwendete, den ich etwa sechs Monate vorher herausgegeben hatte.

Es war meine dritte größere Arbeit, und sie behandelte, wie ich in dem sechsten Band meiner Lebensgeschichte erwähnt zu haben glaube, den durch die Deutschen Jahrbücher in mir angeregten Gedanken, daß in gewissen Fällen die Trennung einer Ehe zu einer sittlichen Notwendigkeit werden könne. Es war an dem Abende bei Frau Mertens von dem Thema lange Zeit die Rede, denn wie Fräulein Schopenhauer halb im Scherz bemerkte, hatten fast alle anwesenden Frauen „ihre Schicksale gehabt“, und auch die Ehe von Frau Mertens war, wie man behauptete, keine befriedigende, eine Trennung für die katholischen Gatten aber eine Unmöglichkeit gewesen. In alle diese Fragen schlug mein Roman „Eine Lebensfrage“ voll hinein, und jede von den Frauen wußte schließlich Beispiele in Fülle dafür anzuführen, wie gerade bedeutende Männer am wenigsten danach Verlangen trügen, in ihren Frauen einer entsprechenden geistigen Bedeutung zu begegnen.

Ich sprach darüber nach bestem Wissen ruhig mit; denn obschon Stahr mich beschäftigte und anzog, durchdachte ich dies durch meine Arbeit mir vertraut gewordene Thema noch mit voller sicherer Freiheit und mit einer Herzensruhe, die es nicht voraussah, wie bald ich berufen sein würde, mit zu erleben, was ich gedichtet hatte, wie bald ich in einer Ehestandstragödie eine der handelnden und mitleidenden Personen werden würde!

Ich hatte außerdem, wie die ganze Fremdengesellschaft, bereits den Karneval im Sinne; die Zahl der ankommenden Fremden und mit ihr die Zahl der neuen Bekanntschaften wuchs mit jedem Tage.

Man verhandelte überall über die zu vermietenden und zu mietenden Balkone im Korso; wir hatten, da auch Andersen wieder nach Rom gekommen und leselustig war wie immer, fast täglich eine Vorlesung in unseren Kreisen, und die immer schöner werdenden Tage lockten mehr und mehr aus den Museen und Galerien in das Freie vor die Tore hinaus.

Der arme Stahr aber befand sich damals weit weniger gut als im Anfang des Januars, und an einem der letzten Tage des Monats, da ich mich wie gewöhnlich am Morgen mit meinem Billettino nach seinem Ergehen erkundigte und ihm vorschlug, den Abend bei mir mit einer Bekannten den Tee zu trinken, schrieb er mir: Beste Freundin! Ich sitze da eben und schreibe an einem „Berichte" über den Gesundheitszustand des Professor Stahr und seinen „Wiedereintritt in die amtliche Tätigkeit" an das Großherz. Old. Konsistorium; ferner an einem Briefe an S. K. H., meinen allergnädigsten Herrn, welcher eine Schilderung des gedachten Zustandes und die Bitte enthält, über meine Kräfte anderweitig in seinem Dienste zu verfügen. Noch nicht genug: Auch der Minister will von mir in dieser Sache angeschrieben sein; und viertens endlich habe ich an den treusten meiner Freunde, den Obersten Mosle, Generaladjutanten des Großherzogs, in derselben Angelegenheit zu schreiben. — Sie werden empfinden, was es für ein stolzes Herz heißt, in eigener Sache zu bitten. Aber nicht wissen können Sie, welche Empfindungen mich durchwühlen bei dem Gedanken, einer mir werten Lebenstätigkeit, für die ich Beruf und Talent habe, entsagen und in der Blüte des Lebens mein Leben umbrechen zu müssen. — In dieser innersten Qual meiner Seele habe ich Sie heute dreimal aufgesucht, nicht um Ihnen diese Dinge zu sagen, sondern um an Ihrer durch Güte erquickenden Gegenwart mich zu beruhigen. — Kann ich — so komme ich, doch wäre es mir lieber, Sie allein zu wissen. Komme ich nicht — dann auf morgen. Für immer Ihr Ad. St.

Am Abend stellte er sich wie gewöhnlich bei mir ein. Da es mir

aber nicht möglich gewesen war, seinem Wunsche nachzugeben und die Einladung jener Dame rückgängig zu machen, so blieb er nur eine kleine Weile und verließ uns dann wieder. Mir tat das leid, denn ich hatte es in den letzten Tagen wohl bemerkt, daß Stahr Kummer hatte und daß die Überzeugung, sein Lehramt nicht wieder aufnehmen zu können, ihm schwere Sorge machte. Das war aber nur ein Grund mehr, ihn, soviel ich konnte, zu zerstreuen, und wir waren alle samt und sonders in die Karnevalsstimmung hineingekommen, in der man an jedem Tage irgend etwas Besonderes unternehmen zu müssen meinte.

Damals tanzte Fanny Elsler in Rom und entzückte alle Welt. Ich hatte sie früher schon in Berlin und auch wiederholt auf der Bühne in Rom gesehen und Stahr sehr zugeredet, sich den Genuß zu bereiten, den der Anblick von Fannys wundervoller Gestalt und harmonischer Bewegung ihm durchaus bereiten mußte. Aber Stahr hegte ein Vorurteil gegen das moderne Ballettwesen und hatte sich nicht bewegen lassen, mit uns andern das Theater zu besuchen. Dagegen war er gleich bei der Hand, als man den Vorschlag machte, in das Puppentheater zu gehen, wo eine berühmte Puppe, La Fannyna, in den Rollen der Elsler vorgeführt wurde und durch die tollsten Sprünge den fanatischen Beifall ihres Publikums hervorrief.

Wir hatten also an einem jener Abende mit einer größeren Gesellschaft ein paar Stunden im Puppentheater zugebracht, hatten uns an der guten Musik und den vortrefflichen Leistungen der Puppen höchlichst belustigt, und wie wir uns danach vor meiner Tür von der übrigen Gesellschaft getrennt, war Stahr noch mit hinaufgekommen, um mit mir und meiner Begleiterin den Tee zu trinken. Als wir ihn eingenommen hatten, erinnerte er mich an meine Zusage, ihm gelegentlich etwas von mir selbst Geschriebenes vorzulesen.

Ich holte auf dies Verlangen ohne jegliches Bedenken die in Vevey begonnenen „Liebesbriefe eines Gefangenen" hervor, die

ich in dem Gedanken unternommen hatte, einen Roman zu schreiben, bei dem jede äußere Handlung möglichst ausgeschlossen und die Teilnahme nur durch das Innenleben der Handelnden gewonnen und festgehalten werden sollte.

Stahr nahm am Kamin im Lehnstuhl seinen Platz, um ausruhend und zuhörend das Feuer wach zu erhalten, und bei dem Scheine der auf meinem Tische brennenden römischen Lampe fing ich meine Vorlesung gelassen an.

Kaum aber hatte ich die ersten Seiten dieser Liebesbriefe gelesen, als ein heftiges Herzklopfen mich überfiel. Das machte mich jedoch durchaus nicht an mir irre. Ich hatte früher sehr viel und schwer an Herzklopfen gelitten, und es hatte mich immer mehr oder minder heftig aufgeregt, wenn ich einmal genötigt worden war, etwas von meinen Arbeiten, und wäre es auch nur vor meinen Eltern und Geschwistern, vorzulesen.

Vor Stahr aber schämte ich mich dieser Schwäche. Ich wollte sie gewaltsam überwinden, wollte vor einem Manne, an dessen Urteil mir so viel gelegen war, meine Dichtung doch auch zur Geltung bringen und las mit großer Anstrengung, trotz meines inneren Kampfes weiter fort. Indes je leidenschaftlicher der Ausdruck in den Briefen wurde, um so unerträglicher wurde meine Pein, und unfähig, mich länger zu bezwingen, brach ich plötzlich in ein heftiges Weinen aus und mußte mein Manuskript zur Seite legen.

Stahr stand erschrocken auf und fragte, was mir fehle. Meine Begleiterin sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Aber ich hatte mich schnell wieder gefaßt und gestand lachend, im besten Glauben an mich selbst, nachdem ich jene meine Eigenheit erklärt hatte, daß ich, um mich Stahr gefällig zu erweisen, etwas unternommen hätte, was immer über meine Kräfte gegangen sei.

Damit beruhigten sich die andern ebenso gutwillig als ich mich selbst, und der kleine Rest des Abends verging uns im behaglichen Gespräch.

Hätte ich mich Stahr gegenüber nicht in so völliger Sicherheit

gefühlt, wäre mir auch nur der entfernteste Gedanke daran in den Sinn gekommen, daß zwischen uns irgendeine andere Empfindung, als die einer ehrlichen und herzlichen Freundschaft walten könne, so hätte die leidenschaftliche Aufwallung, in die ich mich an diesem Abend plötzlich hineinversetzt fand, mich achtsam machen können und müssen auf die Art der Zuneigung, die wir füreinander mehr und mehr zu fühlen begannen; aber wir lebten wie die Kinder, ohne Ahnung der nahe drohenden Gefahr, in der wir schwebten.

11

Der römische Februar des Jahres 1846 war inzwischen in unsäglicher Schönheit herangekommen. Die Tage wurden immer sonniger, es war ein so gewaltiges Werden und Schwellen und Erblühen in der Natur, daß man sich selbst davon ergriffen fühlte. Indes eben in jenen Tagen hatte ich ein paar kleine Verdrießlichkeiten gehabt, die mir freilich nicht in böser Absicht zugefügt waren, aber doch verstimmend auf mich wirkten.

Julian war Ende Januar mit seinem Begleiter auf acht Tage nach Neapel gegangen, und an und für sich war mir das eine Erleichterung gewesen, denn seine Leidenschaft für mich war allen, außer ihm selbst, kein Geheimnis, und es war für mich keine leichte Aufgabe, den Jüngling in dieser Unkenntnis seiner selbst zu erhalten, bis er Italien und mich verlassen würde. Denn da er ungeschult und ohne Herrschaft über sich war, mußte ich bei ihm in jedem Augenblicke auf irgendeine gewaltsame Übereilung und unbedachte Äußerung gefaßt sein, die ich zu verhindern suchte.

Alles was er tat oder besaß hatte für ihn nur den Wert, den ich der Handlung oder der Sache beimaß, und wenn ich dadurch auch vielfach einen sehr guten Einfluß auf ihn ausübte, so legte es mir doch daneben eine Vorsicht auf, die mir Sorge machte.

Eines Tages hatte man in seinem Beisein von einem Duell gesprochen, das zwischen einem jungen Archäologen und einem der Künstler im Werke und durch Stahrs vermittelndes Dazwischentreten verhindert worden war. Die Berechtigung und die Bedeutung des Duells überhaupt waren dabei erörtert worden, und Julian hatte das Duell kurzweg für eine Dummheit und für einen Unsinn erklärt, weil man damit, daß man sich vielleicht von seinem Beleidiger tot- oder zum Krüppel schießen ließe, doch nicht zu seinem Recht käme. Sein Begleiter, ganz und gar ein Kavalier, hatte ihm Mangel an dem rechten Ehrgefühl vorgeworfen; einer der Anwesenden hatte, um ihm zu Hilfe zu kommen, einen erdachten Fall aufgestellt, in welchem, wie er glaubte, auch Julian zu einem Duell bereit sein würde. Er war aber fest auf seinem Sinne geblieben, bis meine Begleiterin unvorsichtig und taktlos, die Frage aufwarf: „Aber wenn Sie nun mit Fräulein Lewald auf der Straße wären und jemand beleidigte dieselbe!" — „Oh!" rief Julian, indem er von seinem Sitze aufsprang, „wer der Lewald etwas täte, den schlüg ich tot!"

Ein andermal waren wir samt und sonders bei Elisabeth zum Tee gewesen, und Julian hatte in die Gesellschaft eine sehr kostbare Bernsteinarbeit, die er gekauft, zum Besehen mitgebracht. Er hatte sie denn auch mir gezeigt, und da ich in meiner Heimat an vorzügliche Bernsteinsachen gewöhnt war, hatte ich mich dahin geäußert, daß die Farbe des Bernsteins zu dunkel und also nicht von der besten Art sei. In dem nämlichen Augenblick aber hatte Julian das Mundstück mit wildem Zorn von sich und auf die Erde geschleudert, daß es in Stücke zerbrach. Als ich ihn darauf leise gesagt, daß solch ein Betragen kindisch, daß es mir zuwider sei, war er ebenso plötzlich, ohne ein Wort des Abschieds, davongeeilt, und sein Begleiter und ich hatten am nächsten Tage Mühe und Not gehabt, seiner Verzweiflung und seinen Selbstanklagen nur ein Ende zu machen und ihn seine Reise beruhigt machen zu lassen; aber noch am Abende vor seiner Abreise hatte er mir eine

neue Szene gemacht, denn in dem Augenblicke, in welchem er mir zum Abschiede die Hand gegeben und nach der Tür gegangen war, hatte er sich in der Tür plötzlich umgewendet und ohne allen Zusammenhang mit unserem Gespräch die Frage hervorgestoßen: „Nicht wahr, liebe Lewald, den Gurlitt heiraten Sie nicht?"

„Wie dürfen Sie mich darum fragen?" entgegnete ich ihm. Aber er überhörte den Vorwurf und rief, nur mit seinen Gedanken beschäftigt: „Ich weiß, er ist ein großer Maler, und sie lieben ihn alle: Elisabeth und der Kammerherr und Jerichau! Alle! und ich habe es gehört, wie sie davon gesprochen haben, daß Sie sich gewiß einmal heiraten würden — aber ich hasse ihn! ich hasse ihn" — und damit war er fortgegangen.

Daß Gurlitt und ich ein Paar werden könnten, war und blieb damals eine Vermutung unter unsern Bekannten, obschon sie jedes Anlasses von unserer Seite entbehrte. Selbst Stahr hat mir in späteren Zeiten erzählt, daß er, nachdem er mich näher kennenlernen, Gurlitt einmal darauf aufmerksam gemacht, wie ich wohl eine zupassende Lebensgefährtin für ihn sein könne, da er sich ja um seines Knaben willen wieder verheiraten müsse und wolle. Gurlitt hatte mir denn auch eine Menge guter Eigenschaften zugesprochen, aber eingewendet, daß ich um ein Jahr älter sei als er, also für ihn nicht mehr jung genug, und hatte in richtiger Erkenntnis unserer beiderseitigen Charaktere, trotz seiner Freundschaft für mich, den Gedanken einer Ehe mit mir von sich abgewiesen.

Indes, wie alle Männer in ähnlicher oder gleicher Lage, gefiel er sich in der Politik der freien Hand, und die Männer müßten wirklich wahre Wunder von Stoizismus und Selbstlosigkeit sein, wenn es ihnen nicht Vergnügen machen sollte, sich von der Gesellschaft durchweg als die Herren, ja als das beglückende Schicksal aller noch so bedeutenden unverheirateten Frauenzimmer betrachtet zu wissen, sofern nicht großer Reichtum den Mädchen eine materielle Unabhängigkeit gewährleistet.

Gurlitt verkehrte ohne Frage so gern mit mir, als ich mit ihm.

Ich sah ihn, da er sich eng an Stahr angeschlossen hatte, der ihn sehr wert hielt, so wie diesen fast an jedem Tage; aber während wir beide, Gurlitt und ich, sehr bald und genau wußten, wie wir miteinander standen, konnten die Dritten nicht von dem Gedanken lassen, nun Elisabeth und Jerichau verlobt waren, auch uns näher verbunden zu sehen und mir aus des Freundes Seele heraus Bekenntnisse und Vorstellungen zuzuflüstern, die er mir zu machen sich nicht veranlaßt fand.

Zu den verschiedensten Malen hatte ich es zu erwägen bekommen, daß ich in einem Alter sei, in welchem ein mittelloses Mädchen wie ich an seine Versorgung zu denken und die Ehe mit einem so tüchtigen Künstler wie Gurlitt als ein Glück anzusehen habe. Es ward mir vorgehalten, wie meine offen zur Schau getragene Vorliebe für die Gesellschaft, für die große Welt und ihre Vergnügungen einen besonnenen bürgerlichen Mann bedenklich über meine häuslichen Neigungen machen müsse. Man wies mich darauf hin, daß Elisabeth Baumann, die gleich mir als Künstlerin eine Ausnahmestellung eingenommen hätte, sich jetzt als Jerichaus Verlobte viel glücklicher fühle als vordem, da das wirkliche Glück für eine Frau tatsächlich nur in der Ehe zu finden sei. Kurz, man hätte mir nicht zweckmäßigere Vorstellungen machen können, hätte es Gurlitt gefallen, sich wirklich um mich zu bewerben und ich ihn abgewiesen, was beides nicht der Fall war.

Dabei übersahen jene Wohlmeinenden es nur, wie ich mich vor allem andern doch als Schriftsteller fühlte, wie ich mit vollen Zügen mein erstes Freisein als ein Glück genoß, wie in dem Gefühl dieses Glückes mir Gedanken, Bilder, Kompositionen in nie gekannter Kraft und Fülle immer neu aus der Seele quollen, und wie die farbenreiche, große Gesellschaft, in der ich mich bewegte, etwas ungemein Anregendes für mich hatte. Ich genoß in ihr meine geistige Schnellkraft, während ich sie spielend kennenlernte. Ich hatte ein klares Bewußtsein darüber, daß ich nicht genug Farben auf meine Palette bekommen, daß ich nicht genug ver-

schiedenartige Menschen sehen könne, und daß ich es nötig hätte, mich frei in den verschiedensten Lebensverhältnissen bewegen zu lernen. Ich hatte freilich auch ein großes Ideal von Liebe in der Seele, ich dachte auch groß von der Ehe, sofern sie nach meinen Begriffen eine wahre Ehe, eine Zusammengehörigkeit im weitesten Sinne des Wortes war; aber in jenen Tagen war mein Verlangen doch weit mehr auf freie Selbstentwicklung, als auf eine feste Gebundenheit durch die Ehe gestellt; und ich dachte viel mehr an ein mehrjähriges Reiseleben, als an eine Heirat und die Häuslichkeit.

Eine solche Unterredung hatte ich eben mit einer meiner Freundinnen gehabt, als Gurlitt und Stahr um Ave Maria zu mir kamen. Sie blieben eine Weile da; Gurlitt wollte mich überreden, den Abend im Hause des in Rom ansässigen und begüterten Landschafters, Professor Franz Catel, zuzubringen, dessen feste Empfangsabende — es kamen vorzüglich Künstler von allen Nationen dort zusammen — ich auch öfters zu besuchen pflegte. Aber teils hatte ich mir vorgenommen, an dem Abende verschiedene kleine Näharbeiten zu vollenden, die selbst zu besorgen ich immer noch als eine meiner weiblichen Pflichten ansah, teils war ich auch zu unmutig, um gerade heute in Gesellschaft zu gehen, und ich lehnte also seinen Vorschlag ab, es meiner Gefährtin überlassend, was sie tun wolle. Sie beschloß natürlich, die Soiree zu besuchen, und da Gurlitt sich darauf entfernte, ging sie in ihr Zimmer, sich für die Gesellschaft anzukleiden.

Stahr und ich blieben allein am Teetisch, indes es wollte zum erstenmal zu keiner rechten Unterhaltung kommen. Meine Begleiterin kehrte in Toilette zu uns zurück, redete mir nochmals zum Ausgehen zu, ich aber stopfte beharrlich an meinen Kragentüchern, und da mein Mißmut, als sie uns verlassen hatte, nicht gewichen war, erhob sich auch Stahr, um aufzubrechen.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen heute fehlt?“ sagte er dabei. „Es ist das erstemal, daß ich Sie übler Laune sehe.“ — Ich

nahm, bemüht, meinen Mißmut zu beherrschen, scherzend das Recht für mich in Anspruch, auch einmal verdrießlich sein zu dürfen wie ein andrer. — „Nein!" versetzte er, „das Recht haben Sie nicht, denn es ist ja gerade Ihre gleichmäßige Stimmung, die wir an Ihnen lieben und bewundern. Also sagen Sie doch ehrlich, was ist Ihnen denn geschehen?"

Ich wollte schweigen. Da aber jeder Verstimmte sich danach sehnt, seinem Unmute Worte geben zu dürfen, rief ich, von einer aufwallenden Heftigkeit wider meinen Willen fortgerissen: „Ach! ich habe eine lästige Szene mit meiner Freundin gehabt! Sie hat mir Vorstellungen über mein Leben in der großen Welt gemacht, hat mir vorgehalten, daß ich mich nicht bürgerlich genug betrage, mir — wenn Sie wollen — zuviel Freiheit nehme, zuviel mit Männern verkehre —"

Ich hatte mich, während ich das sprach, erhoben; wir standen an dem Tische vor meinem Sopha einander gegenüber. Stahr sah mir mit festem Blick ins Auge, und plötzlich, als komme ihm ein Gedanke, rief er: „Tranchons le mot! War ich auch in diese, Sie mit Recht verstimmenden Vorwürfe verwickelt?"

Ich erschrak vor seinem finsteren Blick wie vor seinem harten Ton. Aber weil ich selbst von meinem Mißmut litt, hielt ich mich, wie jeder Zornige, für berechtigt, die andern auch zu Mitleidenden zu machen, und kurz und trocken entgegnete ich: „Ja, Sie auch! Sie hielt mir vor, daß ich mit Ihnen soviel allein umherginge, daß Sie alle Tage zu mir kämen —"

„Komme ich denn alle Tage her?" fragte mich Stahr, und es zog ein Etwas durch seine Mienen, das mir das Herz klopfen und mich plötzlich erbleichen machte.

„Wissen Sie das nicht?" gab ich ihm in einer Verwirrung, wie ich sie nie empfunden hatte, zur Antwort.

Er schwieg. Wir standen ein paar Sekunden einander regungslos gegenüber. Dann ergriff Stahr meine Hände. „Nein!" sagte er, und seine Stimme bebte, „nein! Ich wußte es nicht!" Und

ehe ich noch einen Gedanken fassen konnte, hatte er mir mit leidenschaftlicher Erregung die Hand geküßt und mich rasch verlassen.

Ein paar Tage vergingen, ohne daß wir einander sahen. Ich war verstimmt und unzufrieden mit mir selbst, und wenn ich dann überlegte, was ich gesagt und getan hatte, so war es doch nichts als die einfachste Wahrheit und fast ein Gebotenes gewesen.

Ich war in jedem Augenblicke gewärtig, Stahr an meine Tür klopfen und bei mir eintreten zu sehen; ich bangte davor und trug doch großes Verlangen danach, ihn zu sprechen, um, wie ich meinte, ihm zu erklären, was mich neulich so verdrießlich gemacht, und wie mich vor allem die leidigen Ermahnungen besonders darum so beleidigt hätten, weil sie auch wieder darauf hinausliefen, daß selbst für eine Frau wie ich, kein Heil zu finden sei, als in einer, wenn auch nicht aus wahrer Liebe geschlossenen Ehe.

Bisweilen wollte ich mich hinsetzen, um Stahr dies alles schriftlich auseinanderzulegen, aber ich hatte Bedenken, mich ihm zuerst wieder zu nahen. Ich wollte abwarten, was er tun würde. Dann kam mir der Gedanke, wir dürften uns nicht mehr wiedersehen, und ich wollte ihm dies, nur dies eine und in bestimmtester Weise sagen. Indes, was war denn geschehen, daß ich mich zu beunruhigen nötig hatte?

Stahr hatte oftmals davon gesprochen, wie sehr weibliche Liebenswürdigkeit auf ihn wirke, und wie sie ihn anziehe. Ich kannte seine, zum lebhaften Ausdruck seiner Empfindung geneigte Natur und ebenso die Redlichkeit und Reinheit seines Wesens. Ich wußte es freilich damals bereits von ihm selber, daß seine Ehe ihn geistig nicht befriedigte, daß er sich eben deshalb in verschiedenen, mehr oder weniger fesselnden Verhältnissen zu geistig bedeutenderen Frauen bewegt, und daß er vor nicht allzulanger Zeit eine solche Verbindung zu einem älteren Frauenzimmer in seiner Heimatstadt gelöst hatte, weil es sich eine Herrschaft über ihn anzumaßen gestrebt, die er ihm nicht hatte zugestehen wollen, und weil es sich nicht rücksichtsvoll genug gegen seine Frau betragen hatte.

Nun! Daß ich Stahr, der mir so lieb war, nicht quälen würde, davor war ich sicher; und seine Frau? — Die lag völlig außer meinem Bereiche. Wie sollte ich je in deren Nähe kommen, was kümmerte mich Oldenburg? — Und was sollte Stahr selber von mir denken, wenn ich aus der flüchtigen Aufwallung eines Augenblickes ein großes entscheidendes Ereignis machte? Was sollten vor allem die Leute davon sagen, wenn sie Stahr und mich, die wir jetzt immer beisammen gewesen waren, mit einem Male nicht mehr zusammen sähen?

Ich atmete ordentlich auf, als ich so weit gekommen war, an die „Leute" zu denken, denn wie ich es mir auch wegleugnete, war ich gegen ihr Urteil damals noch keineswegs in mir selbst gefestigt. Nun ich entschlossen war, Stahr um der Leute willen wiederzusehen, brauchte ich mir auch die Frage nicht mehr vorzulegen, wie mir denn sein würde, wenn er es etwa nötig fände, eine Schranke aufzurichten zwischen mir und ihm, wenn er nicht wieder zu mir käme?

Ich hatte ein paar unruhige und sehr verstörte Tage und Nächte. Sie griffen mich um so mehr an, als ich beständig unter Menschen war und den Schein meiner gewohnten Heiterkeit aufrecht zu erhalten hatte. Ich ging um die Promenadenstunde nicht auf die Passeggiata, ich ging nicht in die Galerien, ich wollte Stahr vermeiden und war doch in der Seele froh, als er am Abend des dritten Februar wieder wie vordem nach Ave Maria zu mir kam.

Er machte die Bemerkung, daß ich übel aussähe, aber von dem neulichen Vorfalle war keine Rede. Er war also, wie ich es mir deutete, dadurch nicht so tief als ich ergriffen worden. Ob mich das freute oder schmerzte, hätte ich nicht sagen können; aber es beruhigte mich sehr wesentlich.

Nach einer Weile eines geflissentlich gleichgültigen Plauderns kam Stahr auf meine Vorlesung der „Liebesbriefe eines Gefangenen" zu sprechen. „Es ist mir jetzt wirklich leid, daß Sie keine ganze Arbeit von sich mitgenommen haben," sagte er. „Die Kraft

und Wärme Ihrer Ausdrucksweise haben mich neulich überrascht, während Ihre Gedankengänge mir vertraut begegneten; und," setzte er scherzend hinzu, „wenn man sich daneben sagt, daß dies alles im Grunde doch nur nach dem Gehör geschrieben ist, da Sie nie erfahren haben, was es sagen will, eine geteilte Leidenschaft zu fühlen, so setzt es eine große dichterische Divination voraus."

Ich konnte ihm nichts darauf erwidern, und er mochte bemerken, daß mir der Scherz nicht wohlgetan hatte. Er brach also davon ab und sagte freundlich, er habe es wohl bemerkt, wie ich ihm in den letzten Tage aus dem Wege gegangen sei. Er habe dies natürlich den weisen Ermahnungen meiner Freundin zugeschrieben und sich dahin beschieden, mich meinen Willen haben zu lassen. „Aber," setzte er plötzlich mit großem Ernste hinzu, „es ist doch traurig, daß Sie noch so wenig in sich selbst beruhen. Sie denken frei und handeln zaghaft. Sie wissen nicht, wie töricht es neulich war, als Sie es dem greisen, herrlichen Peter von Cornelius, der Sie ohnehin mit Ihrer unvermeidlichen Begleiterin, mit Ihrem Tugendgendarmen, wie er sie nannte, aufzog, zimperlich verweigerten, ihm mit Ihren Schultern und Armen zu seinem Bilde zu stehen, bis Fräulein Schopenhauer sich ins Mittel legte und Ihnen beiden während des Modellstehens vorzulesen sich erbot. Derlei, beste Freundin, kleidet Sie nicht gut. Sie fühlen sich mit Recht als eine bedeutende Frau und ordnen sich dem Urteil unbedeutender Menschen unter wie ein Schulkind. Das ist halbe und darum schlechte Politik. Denken Sie, was der geistreiche und die Menschennatur so trefflich kennende Abbate Matranga Ihnen hier an dieser Stelle vor nur wenig Tagen zugerufen hat: Méfiez vous toujours des femmes médiocres! Elles seront — et par nécessité — toujours vos ennemies! Sie hätten zu Hause, in Ihrer Vaterstadt, bleiben müssen, wenn Sie nicht entschlossen waren, Ihren Weg zu gehen. Wer hat denn Lisinka chaperonniert, als sie allein unter uns und mit uns allen in Ariccia gewesen ist? Aber

freilich hatte sie keinen Tugendgendarmen und keine beratenden Bekannten neben sich, was immer ein großes Glück ist!"

Ich hörte das alles an, sah ein, daß seine Vorstellungen zutreffend waren, erkannte die Notwendigkeit, mich auf mich selbst zu stellen, und weil ich ihm nicht sagen mochte: „Sie haben recht!" neckte ich ihn damit, daß er nicht leben könne, ohne mich zu tadeln und zu erziehen.

„Ich habe es eigentlich recht schlimm," sagte ich. „Ich muß Ihnen hier, wo Sie allein sind und nichts zu tun haben, alles Fehlende ersetzen: das Pädagogium, Ihre Prima, Ihre Kinder, und Gott weiß, was sonst noch! und ich bin so gutmütig, mich von Ihnen schelten zu lassen, sooft Sie wollen. Lehren Sie mich lieber etwas, statt so viel Erziehungsmühe an mich zu verschwenden."

Stahr faßte das heiter und sehr lebhaft auf. „Wollen Sie etwas lernen, so stehe ich zu Diensten," entgegnete er mir, „und schaden würde es Ihnen nicht. Irgendeine ernste Disziplin, ein Zuwachs an wirklichem Wissen, selbst nur die Anfangsgründe der lateinischen Grammatik würden Ihnen ein großer Vorteil und sehr heilsam sein. Wir haben noch drei Monate vor uns, an Sprachtalent gebricht es Ihnen nicht, und eine freie Stunde findet sich an jedem Tage, wenn man sie finden will."

Es wurde darüber hin und her gesprochen, zur Ausführung kam es nicht. Der Abend verstrich in freundlicher Ruhe, meine Begleiterin erzählte aus den alten Berliner Zeiten dies und das, und wir schieden mit der Abrede, daß Stahr mich am Morgen zum Besuch der Galerie Sciarra abholen solle.

Indes am Morgen hatte ich wieder Scheu vor dem Alleinsein mit dem Freunde, schrieb ihm also in den zehn — zwölf Zeilen des Frühstücksbilletts, daß ich anders über mich verfügt hätte, und riet ihm, sich für den Abend nach einer Kartenpartie, wie er sie gelegentlich machte und liebte, umzusehen, da dies für seinen Hals weit besser sei, als stundenlang mit mir zu plaudern.

Stahr aber las aus dem allen nur eine Nachwirkung der neulichen Erfahrungen heraus und wies sie ab.

Ich spiele heute keine Karten und auch wohl sobald nicht wieder, schrieb er mir zur Antwort. Ich werde daher sehr wahrscheinlich zu Ihnen kommen und bei Ihnen bleiben, wenn nicht alberne Menschen mich stören und vertreiben. Es hilft nichts, daß man sich sträubt und stemmt, niemand entgeht seinem Schicksale; und da ich das weiß, und auch weiß, daß das Leben kurz und das römische Leben noch kürzer ist, so will ich es leben nach meinem Wohlgefallen und mir keine brutale Gewalt weder selbst antun, noch antun lassen, und wäre es auch in der besten Absicht. Ich habe Sie lieb, fühle, daß mir bei Ihnen wohl ist, und daß ich dann mein unsagbar Leiden auf Stunden vergesse; also warum Karten spielen, wenn man Besseres tun kann. Adolf St. Rom, den 4. Februar 46.

Der Brief war nicht gemacht, mich zu beruhigen. Stahr kam am Abende, wir waren zu dreien beisammen, und weil wir beide von uns absehen, unsere Gedanken und Empfindungen verbergen, uns selber täuschen wollten, waren wir lebhafter, aufgeregter, als es sonst der Fall war. Wir überboten uns in Scherzen, wir berauschten uns förmlich an dem eigenen Worte, und Stahr ging mit schmerzendem Halse von mir fort, während meine Gefährtin mal auf mal versicherte, so geistreich, so liebenswürdig habe sie uns nie gesehen. —

Mit meinem Frieden aber war es jetzt vorbei!

Die Stunden gingen mir hin, ich wußte nicht wie. Ich war froh, wenn ich über sie hinweg kam, und war doch glücklich. Alles in mir klang und tönte, wie unter einer unsichtbaren Berührung. Ich hätte nichts sagen, nichts schreiben können — meine Tagebuch-Arbeit für die Briefe an meinen Vater ruhte ganz und gar. Ich hätte nur immerfort: Frühling! Frühling rufen mögen, und ein Gedicht, das Stahr eben in jener Zeit auf einem einsamen Wege

von dem Lateran in seine Schreibtafel geschrieben hatte, drückte dieselbe herzbeklommene Glückseligkeit aus.

Vormittags am fünften Februar lud Frau von Goethe mich ein, den Kaffee bei ihr zu trinken. Solche Einladungen kamen öfter vor, und es waren dann bisweilen auch mehrere Personen, sowohl Männer als Frauen, dabei. Frau von Goethe pflegte das aber in der Regel ausdrücklich zu melden, und da die Einladung nichts davon enthalten hatte, erwartete ich mit ihr allein zu sein. Indes, als ich ankam, fand ich Stahr schon bei ihr. Es war auf das Probieren und Durchgehen verschiedener italienischer Lieder abgesehen. Der Kaffee ward schnell getrunken, der Flügel stand mitten im Zimmer, Stahr spielte die Singstimme zugleich mit der Begleitung, Frau von Goethe und ich standen zu seinen beiden Seiten, als der Diener mit einer Bestellung in das Zimmer hereinkam, welche unsere Wirtin nötigte, uns zu verlassen.

Wir waren allein. Stahr spielte einige Minuten ruhig fort, ich war von dem Instrumente zurückgetreten. Plötzlich sprang er empor, und mit dem Ausruf: „Und wenn die Welt untergeht, ich kann nicht anders!" — schloß er mich mit heftiger Leidenschaft in seine Arme.

Wie ein Flammenmeer schlug es über mir zusammen. Kein Wort, keine Erklärung war möglich, denn in demselben Augenblick kehrte Frau von Goethe auch schon wieder. Wie wir über diese letzte halbe Stunde hinweggekommen sind, wie Stahr weiter musizieren konnte, ist mir noch ein Rätsel.

Als ich mich um die gewohnte Zeit entfernen wollte, verstand es sich von selbst, daß Stahr mich begleitete; und gleich vor Frau von Goethes Türe trafen war den Maler Rudolph Lehmann. Er war uns ebenfalls nahe befreundet, war einer der gebildetsten unter den damals in Rom lebenden Künstlern, ein schöner Mann mit seinem vollen blonden Haar und eine durchaus vornehme, in jeder Beziehung gehaltene Natur. Er ging ruhig plaudernd bis zu meiner Wohnung mit uns, dann verließ er uns, und wie mir

auch bange war, und wie das Herz in der Brust mir auch bebte, ich sehnte mich danach, mit Stahr allein zu sein, ich mußte mit ihm sprechen.

Oben aber erwartete uns meine Begleiterin, und gerade an dem Tage hatte auch sie kein Verlangen zum Abendspaziergange auf den Monte Pincio zu gehen. So blieben wir bis zur Theaterzeit beisammen, Stahr saß lesend auf meinem Sofa, ich setzte mich eine Weile zum Schreiben nieder, ich war völlig ratlos und fassungslos. Ihm helfen, ihn erquicken, heilen und herstellen hatte ich wollen — und wohin waren wir geraten? —

Er, der mich nicht lieben sollte, nicht lieben durfte, gerade er liebte mich! Und ich liebte ihn mit aller meiner Kraft. War ich denn bestimmt, immer nur zu leiden? — Ich war verzagt bis in das tiefste Herz.

Für den Abend hatten wir, Stahr und ich und Gurlitt mit Fräulein Schopenhauer gemeinsame Plätze in dem Theater Metastasio bestellt. Die Ristori, damals jung und schön, spielte die Lady Harley in „Sie ist wahnsinnig". Adele holte uns ab, wir fuhren in das Theater, da das Wetter aber so schön war, sollte zu Fuß nach Hause gegangen werden.

Zu vieren gingen wir bis an mein Haus. Als ich die Tür öffnen wollte, bemerkte ich, daß ich keinen Schlüssel hatte. In der Aufregung, in welcher ich mich befand, hatte ich ihn mitzunehmen versäumt. Es blieb nichts übrig, als meine Begleiterin abzuholen, die bei dem Maler Professor Catel, unfern von unserer Wohnung, in Gesellschaft war und mit ihr, die voraussichtlich ihren Schlüssel bei sich führte, zurückzukehren. Beide Männer waren bereit, mit mir zu gehen. Ich bat mit dem Vorgeben, daß es für Stahr schon spät sei, um die Begleitung Gurlitts, aber Stahr sagte, daß Gurlitt und Fräulein Schopenhauer dieselbe Richtung einzuschlagen hätten, daß er also mit mir gehen wolle, und ich konnte dies nicht von mir weisen, wollte ich vor Adele nicht den Schein auf mich laden, einen einsamen Spaziergang

mit Gurlitt geflissentlich zu suchen. In aller meiner Herzensangst blieb die Scheu vor dem Urteil anderer immer noch vorherrschend in mir.

Der Weg von meinem Hause nach der Catelschen Wohnung war nur kurz. Wir hatten eben nur den Spanischen Platz zu überschreiten. Stahr ging hinauf, meine Begleiterin zu holen, aber man machte in der Gesellschaft irgendeine szenische Aufführung, sie wünschte also noch dortzubleiben, und Stahr erbot sich, ihr den Schlüssel zurückzubringen, wenn er mir die Tür geöffnet haben würde. Langsam gingen wir also den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Die Nacht war wunderschön. Der Mond stand leuchtend über dem Platze, man meinte sehen zu können, wie er in dem Äther schwebte, die Sterne flammten förmlich in der Luft. Kein Mensch war auf dem weiten Platze zu erblicken. Breit und prächtig stieg die spanische Treppe zum Monte Pincio hinauf, man konnte jede Stufe, jede Verzierung des Geländers sehen; in der Propaganda, welche die eine Seite des Platzes einnimmt, glänzten die mondbestrahlten Fenster, als sei innen alles erleuchtet, und mitten auf dem Platze stieg und fiel der reiche Wasserstrahl der Fontäne in das Becken, welches einen Kahn darstellt, in die Navicella, nieder.

Ohne ein Wort zu sprechen, gingen wir nebeneinander her, als wüßten wir, daß nicht gesagt werden dürfe, was jeder von uns einzig sagen konnte. Das Herz war mir bis zum Zerspringen voll. Ich preßte die Zähne zusammen, denn ich fühlte, als müsse jeder Atemzug ihm sagen: Ich liebe dich! — Und es wird in der Brust des teuren Mannes auch nicht anders ausgesehen haben.

Vor der Navicella blieben wir stehen. Das Wasser stieg und fiel. Je höher der Strahl sich emporhob, um so heller erglänzten die Tropfen, und wo sie im Wasser des Beckens niederfielen, sah es aus, als verlösche ein Stern. Leise und gleichmäßig klang das Plätschern an unser Ohr. Stahr, der mich am Arme führte,

ergriff meine Hand. „Wie vielen Herzen hat das schon gerauscht! Wie vielen Herzen wird der Quell noch rauschen!" sprach er mit dem weichen, schwermütigen Tone, der mir stets zu Herzen drang.

Hand in Hand blieben wir eine Weile stehen, dann führte er mich weiter, und immer noch schwiegen wir. Als meine Tür erschlossen war, fand sich's, daß im Flur die kleine Lampe vor dem Mutter-Gottesbildchen, welche sonst den schmalen Gang bis zur Treppe stets erleuchtete, erloschen war. Das beunruhigte Stahr, denn nun hatte ich den Flur und die erste Stiege im Dunkeln in die Höhe zu gehen, da erst oben an meiner Tür im zweiten Stock wieder eine Lampe brannte. „Sie werden Schaden nehmen in der Finsternis," rief er, und mir voranschreitend, geleitete er mich bis zu meiner Treppe. Wir boten einander gute Nacht. Er ergriff noch einmal meine Hand.

„Ach! nun gehen Sie?" — fragte er, und wie unserer selbst nicht länger mächtig, stürzten wir Herz an Herz, brannten Lippe auf Lippe, bis ich mich losriß und die Treppe hinaufeilend, überwältigt von Glück und Schmerz, in heißen, überströmenden Tränen mich auf mein Lager niederwarf.

12

Der Tag kam schon herauf, als ich erst gewahr ward, daß ich mich gar nicht ausgekleidet hatte, sondern mit all den Bändern und Schleifen, die ich im Haar und sonst an mir getragen, in der vollen Gesellschaftskleidung, in welcher ich aus dem Theater gekommen war, auf meinem Bette liegend, die Nacht durchwacht hatte. Das war mir, die bis zur peinlichsten Genauigkeit an ihrer gewohnten Ordnung hing, in meinem ganzen Leben nicht begegnet — aber war ich denn überhaupt noch ich selbst?

Wo war sie hin, die fröhlich-stolze Selbstgewißheit, mit der ich dieses Land betreten hatte? Wo war es hin, das Vertrauen zu dem

Kompaß in meinem Innern, der nie, auch nicht während des heftigsten Sturmes, nur eine Minute von seiner Richtung abgewichen war? Wo waren sie hin, diese Ideale der Freundschaft, mit denen ich mich getragen hatte diese ganze Zeit hindurch? — Aber Freundschaft? Was war die Freundschaft gegen diese flammende Glückseligkeit, die mich an seiner Brust durchzittert hatte? — Wie war es möglich, daß ich ihn von mir gelassen, daß wir nicht beisammen waren, da wir uns doch liebten? Da ich ihn liebte, ach, tausendfach mehr, als ich je einen Mann geliebt, ihn — den Gatten einer anderen!

Wie eine eisige erdrückende Last wuchtete der bloße Gedanke auf mir. Von der glückseligen, fröhlichen Höhe meines Daseins herabgeschleudert mit einem einzigen Schlage, bis auf den Weg zur — Sünde, bis auf den Weg zur Selbstverachtung! Ich hätte aufschreien können in meiner Seele bitterster Pein.

Und er? — Ob er auch so wacht? — Ob auch er jetzt diese seligen Martern, diese qualvolle Wonne in sich empfand? Wenn es wäre? Wenn auch er nicht schliefe? Er, der Ruhe so nötig hatte; der Kranke, der leben sollte, leben mußte — für die Seinen — nicht für mich — nicht für mich! —

Mit fürchterlicher Klarheit stand meine ganze Lage vor mir. Wie man von dem höchsten Gipfel eines Gebirges die ganze Kette und alle ihre Verzweigungen und Ausläufe überschaut, so deutlich lag die lange Kette des Leidens vor mir, dem ich nicht entgehen konnte, mochte es werden, wie es wollte. Mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit durchwühlte ich mein eignes Herz. Ich ging die Tage der letzten sechs, sieben Wochen mit forschender Erinnerung durch. Ich fühlte mich schuldig, weil ich mir sagte: Unschuldig kann man so nicht leiden müssen. Aber was hatte ich denn getan, das ich mir zum Vorwurf zu machen hatte? Selbstloser war ich sicherlich in meinem ganzen Leben in keine Beziehung eingetreten, als in die zu diesem Manne!

Dann wieder ging jedes andere Empfinden unter in der reinen

Sorge um ihn. Ich dachte, er könne Fieber haben, Hilfe brauchen — und ich war nicht bei ihm. Ich hätte mich ankleiden und zu ihm gehen mögen. Aber weshalb? Wozu? — Um ihm zu wiederholen, daß ich ihn liebe? — Ach! das wußte er jetzt leider gar zu gut! — Um ihm zu sagen, daß er sich beruhigen, daß er sich nicht um mich sorgen solle? — Aber sorgte er sich denn um mich? War er denn so unglücklich wie ich? — Ihm war es nicht neu, den Herzschlag der Liebe an seiner Brust zu fühlen. Er hatte schon oft geliebt! Er hatte ja auch seine Frau, die er liebte, obschon sie völlig anders war als ich. Was war ich ihm also? Was konnte ich ihm sein? — Was hatte ihm das Recht gegeben, mir neulich, als ich ihn und mich in die Schranken bürgerlicher Gewohnheit zurückweisen wollte, so leidenschaftlich die Hand zu küssen, daß ich davor erschrocken war? Wie hatte er mich heute am Klavier umarmen dürfen, wo nichts ihn dazu herausgefordert hatte, wo er mich in die drückendste Verlegenheit hätte bringen, mich geradezu hätte bloßstellen können, ohne alle meine Schuld? — Ich war zornig gegen ihn, so zornig, wie man es nur gegen den Menschen sein kann, den man leidenschaftlich liebt.

Es war ein Auf und Nieder der Gedanken und der Empfindungen, das nicht enden wollte. Zwischen Anklagen gegen mich und gegen ihn wurde ich wie die Verdammten in der Danteschen Hölle wirbelnd umhergetrieben, und wenn ich in meiner Angst selber nicht mehr wußte, was ich sollte und wohin ich wollte, klammerte sich doch all mein Wünschen und mein Hoffen wieder nur an ihn, und wie eine helle Sonne, wie der Tag, der warm und leuchtend in die Höhe stieg, umfloß mich das Bewußtsein: Er, den ich von Herzensgrund verehrte, dessen Seelenreinheit mir immer erhaben erschienen war, dessen Wahrhaftigkeit und dessen starkes Gerechtigkeitsgefühl mir ein Vorbild geworden waren — er liebt mich — und ich liebe ihn! In allem Schmerze, welch ein unfaßbares Glück!

Ich erhob mich, um mich auszukleiden, ich legte meinen Mor-

genanzug an und öffnete die Fenster. Der Garten unter meiner Schlafstube schwamm im Tau der Nacht. Von der Seite fielen schon die Strahlen der Sonne hinein und beleuchteten die Baumeswipfel. Der frische Duft erquickte mich. Ich machte die Kette des kupfernen Schöpfeimers los, der aus der Hinterstube jeder Etage nach dem Brunnen hinunterging, um mir, was sonst immer meine Gaetana besorgte, das Wasser selbst heraufzuziehen. Ich kam nicht recht damit zustande, aber das war mir eben lieb. Ich dachte doch nun ein paar Augenblicke an etwas anderes, als an mich und ihn.

Die Kälte des frischen Wassers tat mir wohl. Ich fing an, meine Toilette vom verwichenen Abend abzulegen, sie in die Schränke und Schiebladen zu legen, damit meine Begleiterin und Gaetana es nicht auffallend fänden, wenn sie die Sachen, gegen meine Gewohnheit, noch im Zimmer umherliegen sähen. Die kleine Arbeit war bald getan, und was dann? —

Dann kam Gaetana in mein Zimmer, dann brachte sie mir mein Frühstück und würde stehenbleiben, um auf das Billett zu warten, das sie allmorgentlich nach Piazza di Poli zu Signor Adolfo zu tragen hatte. Aber was sollte ich ihm heute schreiben? — Was konnte ich überhaupt tun, um mich und ihn zu erretten und zu befreien? — Befreien! — Das hieße sich trennen! — Alle die Tage hatte ich an diese Trennung gedacht. Nun stand sie aber mit einem Male als etwas Entsetzliches vor mir. Ich wußte es: Mein Vater, wenn er eine Ahnung von meinem Seelenzustande hätte, meine Brüder, wenn sie darum wüßten, würden mit Gewalt auf meine Entfernung dringen. Indes, was kümmerten sie mich? Was waren mir Brüder und Schwestern neben ihm? Hatten sie mir je auch nur den Schatten des Glückes bereitet, das jetzt in allen meinen Adern zitterte und mir das Herz vor Freude schwellte, daß ich meinte, es müsse springen, wenn ich die Hände nicht dagegenpreßte? Was kümmerte mich die ganze Welt? — Er und ich! Das war ja die Welt! Das andere

war alles nur der Boden, der Hintergrund für uns und unsere Liebe.

Ich setzte mich hin und wollte ihm das sagen, alles — alles! — Er sollte es empfinden, daß ich Liebe und Leidenschaft nicht nur vom Hörensagen kenne. Aber — er liebte ja eine andere, seine Frau! — Es hatte ihn vielleicht die Zeit her sehr nach ihr verlangt, nach seiner Gattin, von der er beinahe ein ganzes Jahr getrennt war — und nur seine aufgeregten Sinne hatten ihn überrascht. — Wenn das der Fall war! Wenn es nur das gewesen wäre? Und aufs neue brach ich in verzweifeltes Weinen aus, denn ich konnte es mir nicht verbergen: Ich war zum Glücke nicht geboren! Nur gezeigt hatte das Schicksal mir das Glück, um mich empfinden zu lassen, wie elend ich sei!

Fort! sagte ich mir nun selber! — Aber wie? Wohin? — Ich hing nicht allein von mir ab. Ich hatte Rücksicht auf meine Begleiterin zu nehmen. Gleich an diesem Tage fortzugehen, war auch nicht möglich. Ich mußte meinen Paß besorgen, mancherlei Vorkehrungen treffen, das nahm im besten Falle ein paar Tage hin — und was wurde, wenn ich Rom verließ, aus jenem Buche, das ich schreiben mußte, um von dem Ertrage leben zu können, wenn die Reise beendet war! — Ein Ausweg war da! Ich konnte auf einige Tage in das Gebirge gehen — aber wenn Stahr mir dahin folgte? — Und wie sollte ich, da ich mit Dritten Verabredungen aller Art genommen hatte, diese rückgängig machen? Wie sollte ich vor der Gesellschaft den grillenhaften Einfall rechtfertigen, daß ich dicht vor dem Beginn des Karnevals von Rom aufbrach, um mich in das Gebirge zu vergraben, wo jetzt niemand war und niemand hinging? — Es konnte ja nichts Törichteres geschehen, als unnötig die Aufmerksamkeit auf mich und mein Empfinden zu ziehen, mich und Stahr dem Gespräche all unserer Bekannten auszusetzen. Mitten in meiner Pein mußte ich fast mit mir selber lachen. Die gute Adele Schopenhauer hatte mich und Elisabeth zu verschiedenen Malen — natürlich ohne irgendwelche

Namen zu nennen, von ihren Herzenserfahrungen und Abenteuern unterhalten, die uns aus ihrem Munde nicht immer recht glaubwürdig erschienen waren. Besonders hatte eine Geschichte, in welcher die Phrase vorgekommen war „Ich bestellte Extrapost — ich mußte fort" uns in unserm frohen Übermute einmal sehr belustigt, und wir hatten dieses „Ich bestellte Extrapost — ich mußte fort" oft bei den törichtesten Veranlassungen als ein Stichwort zum Lachen wiederholt. Nun war ich nahe daran, ein ähnliches Experiment zu versuchen — und weshalb?

Wenn wir wirklich waren, wofür wir uns gehalten hatten, wenn wir den sittlichen Idealismus besaßen, zu dem wir uns aus vollster Überzeugung oftmals und bei den verschiedensten Anlässen gegeneinander bekannt hatten, wie konnte es da anders sein, als daß die bloße Erkenntnis der Gefahr uns beide auf uns selbst zurückwies? Uns wieder zu Herrn über uns selber machte? — Das mußte, das wollte ich Stahr schreiben, und dies zu tun, ging ich an meinen Schreibtisch.

Wie ich aber zu schreiben anfing, war es, als ob ein böser Zauber über mir waltete. Zur Ruhe, zur Selbstbeherrschung wollte ich uns überreden, und ich schrieb die leidenschaftlichsten Worte, ich sprach nur von der Liebe, die ich für ihn fühlte. Ich zerriß den Brief, ich schrieb zwei, drei andere, es blieb immer dasselbe. Es war etwas Dämonisches darin. Aber war es nicht auch dämonisch, daß ich erleben mußte, was ich eben erst gedichtet hatte? — Ich sah mich im Geiste wieder in meinem Vaterhause, an meinem Schreibtisch in der Königsberger Hangelstube sitzen und es dichtend schildern, wie in Theresens, des nicht mehr jungen Mädchens Brust die Liebe für den Dichter Alfred entsteht, der in jugendlicher Unerfahrenheit, um ein gegebenes Versprechen zu erfüllen, sich mit einer ihm geistig nicht ebenbürtigen Frau verbunden hatte. Nichts fehlte in den äußeren Verhältnissen, sogar der Jüngling nicht, der Therese heimlich liebt! — Wie war ich darauf gekommen? Sollte es wirklich Ahnungen, Vorgebilde geben, die aus

unserem eigenen Wesen heraus erzeugen, was wir tun werden? Die wie Schatten unserem Tun voraufgehen? —

Und wieder, wenn ich an meine Arbeit dachte, wie farblos, wie tot, wie kalt kam mir jetzt alles daran vor, das Freuen wie das Leiden! Ich hatte es wirklich nur nach dem Gehör geschrieben! Jetzt wußte ich es anders!

Ich fing einen neuen Brief an, ich wollte ihn so sanft, so beruhigend als möglich halten, er sollte dem leidenden Geliebten die Seele besänftigen, ich wollte ihm die barmherzige Schwester sein und bleiben, als die er mich zuerst betrachtet hatte. Aber ich war allmählich weich geworden, die Zeilen sprachen das aus, jedes Wort forderte Mitleid, mußte Stahr rühren — ich konnte nicht schreiben.

Indem kam Gaetana. Sie setzte, wie ich das vorausgewußt, das Frühstück auf den Teetisch, sie blieb stehen, wie ich das erwartet hatte, und fragte ihr alltägliches: „E la lettera, Signora?"

Da hörte ich im Garten Vogelgesang. Es fiel mir ein, daß Stahr einmal zu mir gesagt hatte: „In diesem himmlischen römischen Frühling sind Sie mir noch, zu allem Guten, wie ein Frühlingsvogel in das Zimmer geflogen!" Und da ich denn in dem wirren Kreislauf meiner Gedanken notgedrungen immer wieder auf denselben Punkt zurückkommen mußte, dachte ich plötzlich: Ach! hätte er mich fröhlich weiterziehen lassen!

In meiner Seelennot blieb ich an dem Worte hängen, und wie das in solch aufgeregten Zuständen nur zu leicht geschieht, verfiel ich auf einen Ausweg, der mir und meinem ganzen Wesen in diesem Augenblicke eigentlich am fremdesten war. Ich wollte uns mit einem Gleichnis, mit einem Bilde über uns selbst weghelfen, ich wollte sein eignes Bild gebrauchen, und ich, die so sehr selten einmal Verse gemacht hatte, deren Stärke der Vers niemals gewesen war, deren Verse Stahr belacht hatte, als er einmal zufällig ein paar in die Hand bekommen, nahm ein Blatt

und schrieb, während Gaetana wartete, ein paar elende Strophen darauf hin, die so schlossen:

Laß mir den schönen, freien Flug
Und zieh mich nicht herab!

Nichts auf der Welt entsprach meiner Stimmung und meinen Empfindungen weniger, als diese unwahren, spielenden Verse; es peinigte mich geradezu, als Gaetana mit ihnen fortgegangen war. Ich stand zehnmal vom Frühstückstische auf, um zu sehen, ob meine Botin noch nicht wiederkäme, ich hörte nichts von all den Erzählungen und Schilderungen des verwichenen Gesellschaftsabendes bei Professor Catel, welche meine Gefährtin mir machte. Endlich klingelte es draußen, Gaetana trat ein, sie brachte mir zwei Briefe.

„Signor Adolfo habe schon am Tische gesessen und geschrieben," sagte sie, „das ist der eine Brief gewesen; als er aber meinen Brief erhalten, habe sie warten müssen, und er habe ihr dann noch einen Brief gegeben." Ich setze sie beide hierher, da ich nicht besser als eben diese Blätter, die Zeugen jener Vergangenheit, unsere Zustände darzustellen und wiederzugeben vermag. Sie lauteten:

Vom 6. Februar 46. Beste Fanny! Als ich gestern zu Hause kam, fand ich auf meinem Tische zwei Konzertbilletts von Landsberg. Vielleicht wird mir durch Musik zuteil, was von ihr gesagt wird:

Da kommt herab Musik mit Engelsschwingen —
— — — —
Das Auge netzt sich, fühlt in höhrem Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen. —
Und so erleichtert, merkt das Herz behende,
Daß es noch schlägt und ewig mochte schlagen — —

Lesen oder sagen Sie sich's weiter.

Also: ich habe Lust, ins Konzert zu gehen und stillsitzend Musik zu hören, damit sie sich wie mildes Öl beruhigend über die aufgeregt flutenden Nervenschwingungen breite. Lassen Sie mich daher wissen, wann das Konzert angeht, damit ich Sie abholen kann!

Ich habe schlecht geschlafen, das begreift sich wohl, und mein Hals ist schlimmer als gewöhnlich, das habe ich mir selbst zuzuschreiben. Aber davon, daß mein Herz krank ist seit dem Abend, wo ich so heiter zu Ihnen kam, davon darf ich wohl einen kleinen Teil der Schuld auf fremde Schultern wälzen.

Doch geschehen ist geschehen, und nun ist's auch so gut. Freilich soll man nie einen Nachtwandler beim Namen rufen, denn nur in seinem schweigenden Schreiten liegt der schwindelabwehrende Zauber. Da der Nachtwandler aber diesmal trotz des Leutegeschreis ohne Halsbrechen davongekommen ist, wollen wir's gut sein lassen und es nun wie jener Heros in der Mythe machen, dem dasselbe Eisen die Wunde heilte, durch das sie ihm geschlagen war. Das heißt, wir wollen uns alle Tage ein paarmal recht offen und ehrlich sagen, wie lieb eins dem andern ist; und ob diese Liebe wahrhaft sei, daran erkennen, daß sie uns wohltut und heilend stärkt, statt uns siech und krank zu machen.

Da bringt man mir Ihr Billett. —

Das beantworte ich auf einem anderen Blatte.

Adolf.

„Und zieh mich nicht herab." —
Hast Du das Wort ermessen,
Als Du es niederschriebst?
Und hast so ganz vergessen
Den Schmerz des, den du liebst?
Dem es mit Schwertes Spitze
Tief in die Seele dringt,
Daß wie im roten Blitze
Ein Blutstrahl hoch aufspringt!

Hast Du das Wort ermessen,
Das mich so hart verklagt?
O hilf es mir vergessen,
Daß Du es je gesagt!

Rom, früh, Freitag, 6. Februar.

Beide Briefe zerrissen mir das Herz. War ich es, die er im ersten Briefe anzuklagen meinte oder waren es die Dritten, deren Bemerkungen ich ihm mitgeteilt? Er war, jedes Wort sprach es ja aus, traurig darüber, seine Ruhe, seinen Frieden verloren zu haben. Er sah sein Leiden, mein Leiden voraus, so gut wie ich. Aber wenn er das tat: Wer war derjenige, der den Schlafwandler geweckt hatte? — War ich nicht in ebenso ruhiger Sicherheit neben ihm hergegangen? — Hatte nicht erst seine Leidenschaft die meine wachgerufen? — Und wenn er wußte, was uns bevorstand, warum hatte er all seinem Empfinden Worte und Ausdruck gegeben? — Ich hatte geschwiegen. Ich würde mich zu beherrschen gewußt haben, jetzt so gut, als durch mein ganzes Leben. Ich war es gewohnt, still in mir zu leiden und fertig zu werden mit allem. Ich war Glücklosigkeit gewohnt! —

Glücklosigkeit? — Aber ich konnte mich ja nicht fassen vor innerem Glück! — Glück? — Und ich las aus jeder Zeile seines ersten Briefes sein müdes, krankes Sein heraus.

Helfen! Retten! Erlösen! schrie es in mir, und ich hatte ihn mit ungeschickter, leichtsinniger Hand eben heute erst zum Tode getroffen. Ich küßte die Blätter, die er mir geschrieben. So sanft, so rein, so hoch empfunden waren sie. Seine ganze sittliche Bildung lag in ihnen vor mir, aber er irrte. Die Heilung, wie er sie im Sinne hatte, war unmöglich. Das alles konnte uns nichts frommen! Ich mußte gehen, er mußte bleiben, mochte daraus werden, was es immer konnte. War er es doch, er ganz allein, sein Nachgeben gegen sich selbst, was mich aus dem Paradiese trieb — ich war so glücklich gewesen hier in Rom mit ihm.

So froh, so heiter, so zufrieden! — Nun war das alles hin, nun —. Und um keinen Preis der Welt hätte ich gewollt, daß er geschwiegen hätte! Denn wie anders sah das Leben mich heute an, heute, wo ich es in jeder Sekunde mit Jubel in mir fühlte, daß ich geliebt ward, wie ich liebte! — Und dennoch, dennoch mußte ich fort.

Die Stunden flogen schnell wie ein rieselndes Bergwasser an mir vorüber. Ich sah ihnen zu, ich betrachtete das Kommen und Gehen der kleinen Wellen, ich blieb im Sinnen und Träumen mit meinem Glück und meinem Leid immer auf demselben Fleck. So ging die Mittagszeit vorüber. Um zwei Uhr kam er zu mir. Wir hatten in unserem Innern eines dem anderen Vorwürfe gemacht. In allen Einzelheiten hatte ich es mir vorgestellt, wie ernst, wie ruhig und gefaßt ist ihn empfangen wollte, wie er in mir bald wieder nichts mehr sehen solle, als die ihn pflegende Freundin, und als er in das Zimmer eintrat, fielen wir einander wieder in die Arme und weinten schmerzliche Freudentränen einer an des anderen Brust.

Aber wir waren doch ruhiger geworden als an dem verwichenen Abende, wo die gewaltsam zurückgehaltene Empfindung wild, wie eine Feuergarbe, emporgeschossen war. Wir saßen beieinander, wir überlegten unsere Lage, ich erklärte, daß wir uns trennen müßten, daß ich Rom verlassen würde.

„Tun Sie das nicht!" entgegnete Stahr. „Sie und ich haben beide bis jetzt nicht gewußt, was Liebe sei, keiner von uns beiden hat sich selbst gekannt! Wir erleben ein Großes, ein Ungeahntes! Und ich bin nicht so vermessen, ein Glück, eine Offenbarung von mir zu stoßen, wenn das Leben sie mir bietet. Daß wir keine Zukunft für unsere Liebe haben, wissen Sie, weiß ich. Das ist hart genug; aber sollen wir deshalb die Gegenwart, die unser ist, zerstören und nicht genießen? Noch bin ich hier, noch liegen drei volle Monate in unbeschränkter Freiheit vor mir. Wohin Sie auch gehen mögen, ich werde es immer erfahren können, wohin Sie

sich gewendet haben; und täuschen Sie sich nicht darüber: Ich bleibe keine Stunde hier, wenn Sie Rom verlassen, ich folge Ihnen, solange meine Freiheit reicht, wohin Sie immer gehen mögen. Ich will mir nicht voreilig die seidne Schnur herabziehen und um den Hals legen, die über meinem Haupte schwebt. Und die Leute? — Nun!" rief er, und sein ruhiger Ernst erheiterte sich; „nun, die werden nicht weniger schreien wie bisher, die werden aber auch nicht sehr davon erbaut sein, wenn Sie mit einem Male nach Neapel oder gar nach Hause laufen und ich hinter Ihnen her! — Denken Sie doch! Heute — morgen — übermorgen — und noch viele, viele heute, morgen und übermorgen sind unser! — Herr des Himmels! Und die wollen Sie uns alle stehlen, nur weil einmal ein Letztes kommen soll und muß?" —

Er war wieder ernst geworden, nahm meine Hand und sprach: „Geliebte Fanny!

Der Mensch erlebt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wer weiß es denn, ob dieser römische Frühling nicht das letzte Glück und solch ein letzter Tag für uns ist? — Ob ein anderer Frühling uns noch beschieden? — Seien Sie nicht kleiner als unser seltenes Geschick! — Sie haben mir heute unsagbar wehe getan, unsagbar wehe? Weshalb taten Sie das? Sie haben viel an mir gutzumachen!"

Er hatte seinen Arm wieder um mich gelegt, ich konnte nicht sprechen. Ich war weit glücklicher, als ich es hätte sagen können, und ich hatte mir doch in meinem Innern fest gelobt, ihm andere, ganz andere Dinge zu sagen, als daß ich glücklich sei, und daß ich ihm angehöre mit allem meinen Wollen und Empfinden. Ich schwieg, der innere schwere Kampf mochte sich in meinen Mienen zeigen.

„Ist es denn ein Unglück, daß ich Sie liebe?" fragte er, da ich sprachlos immer neben ihm sitzen blieb. „Ja!" entgegnete ich mit einer Härte, die mir selbst das Herz zerriß. Er zuckte davor zu-

Adolf Stahr. 1846

gezeichnet von Elisabeth Baumann-Jerichau (vgl. S. 263)

sammen „Fanny!“ rief er, „Fanny! bedenken Sie, was Sie tun; mir und sich!“

„Sie dürfen mich nicht lieben!“ — Das war alles, was ich vorzubringen vermochte.

Stahr lachte bitter. „Welch ein Selbstbetrug und wie heroisch Sie sich vorkommen, weil Sie uns beide martern. Als ob das etwas änderte!“

Es entstand eine Pause — wir durchlitten sie sekundenweise, Stahr faßte sich zuerst. — „Was Sie an mir lieben,“ sagte er, denn er wußte, daß unsere Gedanken genau denselben Weg gegangen waren, „das entziehen Sie keiner andern, das hat meine Frau nie besessen, nie besitzen können, weil es für sie nicht vorhanden ist, und vor allem darum nicht, weil ich es selber in mir nicht kannte. Sie ist rein und gut wie ein Kind — aber sie ist eben auch ein Kind.“ — Und wieder schwieg er. Dann fuhr er, wie im Selbstgespräche, fort: „Ich habe mich nicht zu beklagen, sie war meine freie Wahl! Und gerade ihr kindliche Beschränktheit, ihre kindliche Harmlosigkeit haben mich entzückt. Es war mir in meiner eigenen unreifen Unerfahrenheit eine Freude, mich ihr in jedem Augenblick so hoch überlegen zu fühlen — was mir zur Qual geworden ist, ihre Unfähigkeit, sich zu entwickeln, das bewunderte ich an ihr, das habe ich für schöne, abgeschlossene Naturbestimmtheit angesehen! — Ich habe ihn schon lange erkannt, schon oft gebüßt, jenen männlichen Hochmut und diesen Irrtum! Schwer gebüßt!“

Er ging, in seine Gedanken versunken, ein paarmal in der kleinen Stube auf und nieder, dann blieb er vor mir stehen, und das gesenkte Haupt plötzlich erhebend, rief er: „Aber ist es an Ihnen, mich dafür zu strafen?“ Und mit dem spielenden Lächeln, das oft so wehmütig über sein ernstes Antlitz glitt, fügte er hinzu: „Gewiß, Fanny! Sie hätten mich nicht erst aufzupflegen gebraucht, um mich — unglücklicher zu machen und kränker, als ich war! Das war keine große Tat, das konnten andere auch!“

Er versuchte zu scherzen, um mir beizustehen. Ich reichte ihm beide Hände hin. Er zog mich an sich. „Also es wird nicht fortgereist?" fragte er — und ich brauchte ihm nicht zu antworten, denn ich hing an seinem Halse. Es war alles, alles vergessen! — Alles vergeben! — Der Frühling schien in unser Fenster hinein, der ganze goldene römische Tag lag noch vor uns.

Er küßte mir die Tränen von den Augen, ich küßte seine Hände. Dann holte ich Wein und Brot. — „Kommen Sie!" rief er, „das soll unser Liebesmahl sein — und dann hinaus, ehe das Konzert beginnt! Wie wird heute über Rom die Sonne leuchten."

13

Traumseligkeit! — Wer hat das Wort nicht oft genug gebraucht! Wie landläufig ist es geworden! Und dennoch weiß ich heute, da ich diese Erlebnisse aufzeichne, gerade an dem Tage, an welchem wir vor zwanzig Jahren im Saale von Sybille Mertens in Rom die ersten Worte miteinander wechselten, dennoch weiß ich heute, wo aus dem Meere der Vergangenheit die Erinnerungen hell und leuchtend vor mir aufsteigen, mich voll und reich umfluten und mir das Herz so frisch erwärmen, daß ich mich fast fragen könnte, woher das weiße Haar auf meinem Haupte? Dennoch weiß ich kein andres Wort für unseren Zustand an jenem sechsten Februar zu finden, als: Es war eine friedensvolle Traumseligkeit auf uns herabgesunken.

Wir genossen ein Glück, das dem Menschen im Traume öfter als in der Wirklichkeit vergönnt ist. Alle beengenden Schranken waren für uns wie verschwunden, jedes irdische Hemmnis uns unsichtbar geworden. Wir wanderten die Straßen entlang, ohne zu denken, daß wir gingen, ohne zu bemerken, daß Häuserreihen uns umgaben. Mitten unter den Menschen, die im Konzerte uns

dicht umringten, waren wir allein beisammen, sah ich nur ihn und er nur mich.

Wir dachten nicht vorwärts und nicht zurück. Wir waren uns die Welt, der Augenblick, die Ewigkeit. Und dazu strahlte die Sonne so hell hernieder, als freute sie sich, daß sie ein so glückliches Menschenpaar bescheinen könne; und wir waren jünger als in den Tagen unserer Jugend, weil wir unseres Glückes froher waren als damals, da wir das Leid noch nicht empfunden hatten.

Das Konzert war, um dem Geschmack der Engländer zu genügen, äußerst reich an einzelnen Musikstücken ausgestattet. Es mochten bereits anderthalb Stunden vorübergegangen sein, und eine ebensolange Dauer war noch vorauszusehen, als Frau Mertens an uns herantrat und uns den Vorschlag machte, die zweite Hälfte des Konzertes aufzugeben, um mit ihr und ihrer Tochter in das Freie hinauszufahren, wonach wir dann mit ihr speisen und den Tag bei ihr beschließen sollten.

Uns, denen die Herzen so voll waren, hatte die Enge des Zimmers schon lange nicht behagt; wir nahmen also die Einladung mit Freuden an, und es mochte vier Uhr vorüber sein, als wir, den Palazzo Caffarelli verlassend, in welchem das Konzert veranstaltet worden war, vom Kapitol herniederfuhren. Durch die Stadt, über das Forum des Trajan, am venetianischen Palast vorüber, den langen Corso hinab, fuhren wir durch die Porta del Popolo in die Villa Borghese hinaus.

Die Bäume hatten schon wieder frisches helles Laub, die Anemonen sproßten aus dem Grün der großen Rasenplätze hervor, der ganze Einfahrtsweg stand voll Knaben und Mädchen, die Veilchen zum Kaufe anboten. Frau Mertens kaufte einigen von ihnen den ganzen Vorrat ab. Wir nahmen die Körbe mit uns in den Wagen, und von den schönen schwarzen Pferden pfeilschnell durch die frühlingsschwere Luft getragen, von Veilchenduft umflossen, fuhren wir stundenlang umher, bis die Sonne niedersank, bis über den prachtvollen Pinien der Villa die rötlichen Schleier des

Abends zu schweben begannen, und von nah und fern das Läuten des Ave Maria ertönte, jener allabendliche Klang, an den das Ohr in Rom sich so gewöhnt, wie an das zur Ruhe und zum Schlummer mahnende Liebeswort der Mutter.

Auf dem Heimweg fühlte die Tochter unserer Freundin sich nicht wohl; sie hatte Schwindel, wollte gehen, Stahr erbot sich, sie zu Fuß nach Hause zu geleiten. Auguste nahm es an. Es war inzwischen kühler geworden; Stahr schlang sein Taschentuch um seinen Hals, ich gab ihm das meine, es vor den Mund zu halten, wenn die Luft ihm etwa empfindlich werden sollte. Frau Mertens und ich fuhren allein zurück. Wir sprachen über Stahrs Gesundheit, ich rühmte sein besseres Befinden, Frau Mertens wollte daran nicht glauben. „Ja," sagte sie, „er ist anscheinend belebter, als er war, aber sein Leiden ist doch gewiß unheilbar, und da er in den Norden zurückgehen muß — wer weiß, ob dies nicht der letzte Frühling ist, den er erlebt und genießt. Brauchen Sie das Tuch nicht, das Sie ihm gegeben haben, Sie können bei mir ein anderes bekommen!" —

Hätte sie ahnen können, wie ihre unheilvolle Voraussicht auf mich wirkte! — Sterben sollte er? Sterben! und ich liebte ihn! — Mit beiden Armen hätte ich ihn umfassen mögen, damit er mir nicht entrissen würde. Es konnte ja auch nicht sein, er konnte nicht sterben; mit soviel Hoffnung, mit soviel Liebe kann man dem Tode nicht verfallen sein, mit dieser Glut im Herzen kann es nicht zu schlagen verlernen — rief ich mir im Innern zu.

Es war die erste Stunde, die ich fern von ihm zu durchleben hatte, seit dem offenen Bekenntnis unserer Liebe. Ich konnte sein Kommen kaum erwarten, ich mußte ihn sehen — sehen, ob er denn so krank sei, ob er sterben müsse? — Ich schwankte zwischen den entgegengesetztesten Empfindungen hin und her. Bald war ich glücklich, bald voll Gram und Sorge. Endlich kam er mit Augusten heim. Die Kerzen im Speisezimmer brannten schon, wir setzten uns zur Tafel — nun beim Lichte konnte ich mir's

nicht verbergen, er war angegriffener, als ich es bemerkt hatte. Die Aufregungen der letzten Tage, die Hitze des Konzertsaales, die weiche Frühlingsluft, der lange Weg zu Fuß waren zuviel für ihn gewesen. Frau Mertens bestand darauf, daß er sich niederlegen und ruhen solle. Er wollte davon nichts hören, bis sie sich erbot, ihm etwas vorzuspielen, wenn er ihr gehorche. Sie war immer unwiderstehlich, sooft ihr herber Ernst sich sänftigte und die Güte ihres Herzens an den Tag kam.

Der Empfangssaal, in welchem man den Kaffee trank, war eines der Frontzimmer in dem Palast der päpstlichen Druckerei, durch dessen Mauern die Wasserleitung der Fontana Trevi geht. Dicht hinter den Fenstern des Saales, in dem wir uns befanden, brach der Wasserstrom, aus dem fernen Gebirge kommend, reich hervor, um sich mit mächtigem Rauschen in das gewaltige Becken zu stürzen, das unten, weit wie ein Teich, einen Teil des Platzes einnimmt. Die Fenster waren geöffnet, die Körbe voll Veilchen standen noch, wie wir sie aus der Villa mitgebracht hatten, auf einem der Marmortische, auf welchem eine Lampe brannte. Im Kamin knisterten die brennenden Reben, mit denen man das Feuer anzuzünden pflegte.

Oben in der Ecke des Zimmers ruhte Stahr auf einem Diwan. Auguste hatte sich neben ihn gesetzt, ihn vor dem Scheine der Kaminflamme zu bewahren; ich saß ein wenig weiter nach dem Fenster hin, Sybille phantasierte auf dem Flügel. Es kannte sie niemand, der sie nicht spielen hören, und sie spielte selten, sehr selten im Beisein eines anderen. Sie mochte wissen, daß sie in Tönen verriet, was sie in Worten stolz verschwieg — das Leiden einer vereinsamten Seele.

„Ach!“ sagte Stahr leise zu mir, „die weint ihre Tränen so still, wie Schnee in einer Mondnacht vom Himmel niederfällt.“

Augusten wurde es des schweigenden Träumens wohl zuviel. Sie erhob sich, um beim Scheine der Lampe die frischen Veilchen in die alten römischen und etruskischen Vasen und Schalen zu ord-

nen, deren ihre Mutter eine große Anzahl besaß. Ich nahm ihren Platz an des Geliebten Seite ein, er hielt meine Hand in der seinen, sein Kopf lehnte sanft an meiner Schulter. — Es rührte mich, zu sehen, wie das eben der Kindheit entwachsene junge Mädchen die uralten Gefäße mit den Blumen dieses Jahres füllte, wie Vergangenheit und Gegenwart sich in ihrer Hand vereinten.

Ein unsagbarer Zauber ruhte über dieser Stunde. Das helle Mondlicht, das durch die Fenster schien, die linde Frühlingsluft, die uns umspielte, der süße Duft der Veilchen, das Rauschen der Fontäne und die frische Kühle des Wassers, die man zu empfinden meinte, während die Töne, welche Sybille ihrem Flügel entlockte, weinten und klagten, lächelten und jauchzten. Es war etwas Märchenhaftes in diesem Zusammenwirken alles dessen, was die Sinne entzückt und die Herzen erschließt, es war uns, als wären wir der Erde entrückt in Traumseligkeit!

Das Mondlicht fiel auf des Geliebten Antlitz. Jeden Zug, jede Miene konnte ich unterscheiden. Er hatte die Augen geschlossen, um der Musik zu lauschen, er sah bleich aus, bleich wie ein Entschlafener.

Wenn ich jemals ihn also sehen müßte! wenn ich ihn verlieren, wenn er bald von dannen gehen müßte, rief es mit grimmem Schmerz in meiner Seele. Ich konnte den Gedanken nicht zu Ende denken. Ich beugte mich nieder und küßte seine Stirne, ich mußte fühlen, daß das Leben sie noch warm durchströmte.

Er schlug die Augen auf, sah lächelnd zu mir empor, unsere Lippen berührten sich — er lebte!

Nun denn! so sollte er auch leben, so sollte er glücklich sein, solang er lebte, so glücklich als meine Liebe ihn irgend zu machen imstande war! Das gelobte ich mir in jener zauberischen Stunde — und Dank meinem gütigen Geschick — ich habe es halten können!

Es war inzwischen spät geworden. Sybille saß immer noch an ihrem Flügel. Immer mächtiger erklangen die Akkorde unter ihrer

Meisterhand, immer aufs neue stürzte der Strom des Wassers in sein Becken nieder, wie er es seit Jahrhunderten getan, immer noch beleuchteten der Mond und die Sterne diese ewige Stadt und dieses unvergleichliche Land; und während die Sorge um die Vergänglichkeit des Geliebten mir das Herz erzittern machte, verlangte die Liebe in uns nach der Dauer, nach Ewigkeit und nach der Unsterblichkeit, die sie in sich besitzt, weil sie sie zu denken vermag.

Weltvergessen in Traumseligkeit entschwanden uns die Stunden, und voll und frisch leben sie noch heut in uns.

Roma, 6. Febrajo! — Auf wie manchen Brief habe ich dies Siegel aufgedrückt, das Stahr mir damals machen lassen. Von wie manchem Briefe hat es ihm entgegengeleuchtet durch lange, lange Trennungsjahre voll Leiden und voll Kampf, voll Liebe und voll treuem Harren!

14

Es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß man an die Erde und ihre Bedingungen erinnert wird.

Da Stahr bereits acht Monate in Italien gelebt hatte, ehe wir einander begegnet waren, hatte er sich in dem Kreise der in Rom verweilenden Künstler und der fremden Gelehrten festgesetzt und mit diesen mancherlei Übereinkommen getroffen, die ebenso eingehalten sein wollten, wie meine Verabredung mit meinen Umgangsgenossen innerhalb der müßigen Fremdengesellschaft, der sogenannten schönen Welt. Nebenher hatte Stahr bestimmte wissenschaftliche Untersuchungen und Studien vor, die er nicht liegen lassen durfte, während ich bemüht sein mußte, mir das Material für die Reisebilder zu sammeln, die ich nach meiner Heimkehr auszuführen gedachte. Den sinneinwiegenden Stunden des fünften

und sechsten Februars folgten also für uns ein paar ganz stille Tage, in denen wir uns wenig sahen.

Stahr hatte für den siebenten Februar in aller Frühe einen weiteren Ausflug mit Freunden in die Campagna vor; ich hatte eben zu demselben Tage eine der kleinen Kaffeegesellschaften eingeladen, deren wir der Reihe nach allwöchentlich eine veranstalteten, seit Frau von Goethe einmal geäußert hatte, daß sie in Rom gar nichts vermisse, als die guten Weimarischen Kaffeegesellschaften, und wenn sich Stahr zu meinem Kaffee auch für eine halbe Stunde einstellte, da in der Regel auch Männer an diesen kleinen Vereinigungen teilnahmen, und später am Abende noch einmal wiederkehrte, so waren wir doch keinen Augenblick allein, und das wiederholte sich an dem nächsten Tage. Es steigerte unsere Sehnsucht, und doch war es uns heilsam.

Das, was geschehen war, hatte uns überrascht, uns überwältigt. Keiner von uns beiden hatte es erstrebt, erwünscht. Es handelte sich zwischen uns nicht um eines jener einfachen, jugendlichen Liebesbündnisse, in welchem eine allmähliche wachsende Neigung eine allmähliche Bewerbung erzeugt und eine mehr oder weniger schnelle, mehr oder weniger das ersehnte Glück teilende Erhörung findet. Wie die Liebe der antiken Götter sich gewaltsam der Sterblichen bemächtigt, so war die Flamme unersehnt und urplötzlich in uns emporgestiegen, und wir kannten sie beide genugsam, um mitten in unserem Entzücken vor ihrer Gewalt zu erschrecken. Wir mußten uns sammeln, bedenken, was wir in uns erschütterndes erlebt hatten, überlegen, was nun weiter werden solle.

Erst am Morgen des neunten Februar waren wir wieder einmal mitsammen allein. Der Tag war für die Jahreszeit trotz seines hellen Sonnenscheines ungewöhnlich rauh. Stahr kam schon in der Frühe, nachdem er bis elf Uhr in seinem Winckelmann studiert, mich zum Ausgehen zu holen.

Langsam stiegen wir die Straße zum Quirinal empor, an dem Quatro Fontana vorüber, und setzten uns dann auf den großen

Vorsprüngen des Portales nieder, auf denen wir schon einmal in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft gesessen hatten, um die Rossebändiger des Phidias zu betrachten. Sie standen seit zweitausend Jahren auf dieser Stelle und waren dieselben geblieben ganz und gar. Wir aber — kaum sechs Wochen mochten vergangen sein, seit wir hier miteinander gesessen hatten; und welche Wandlung hatten wir in uns erlebt!

Es kam mir vor, als hätte ich jetzt mit einem Male Zeit zu allem, als hätte ich eigentlich gar nichts mehr zu tun. Die Traumseligkeit war vorüber, eine ernste Stille, ein Gefühl des Ausruhens erfüllte mein Herz; und während wir mit Hingebung an die erhabenen Kunstwerke ihre Schönheit im einzelnen zu erkennen und in uns aufzunehmen bemüht waren, während Stahr seine Gedanken und Bemerkungen in seine Schreibtafel einzeichnete, wußten wir doch in jedem Augenblicke, daß — um ein Bild zu brauchen, welches sich mir aufdrängt — unsere Seelen Hand in Hand beisammen waren.

Gelassen, als wäre es immer so gewesen und als werde es niemals anders sein, erhoben wir uns endlich wieder, um uns in den Garten des Palazzo Colonna zu begeben, in welchem die Trümmer des kolossalen Aurelianischen Sonnentempels liegen. Der Platz des Quirinals war, wie fast immer, menschenleer, der Garten Colonna völlig einsam. Wir gingen in den breiten Wegen hin und wieder, von denen das Auge die Stadt beherrscht, und es ist etwas Großes um das Herabschauen auf einen Boden und auf eine Stadt, welche Zeugen der größten geschichtlichen Ereignisse gewesen sind; das Persönliche verschwindet davor. Wie aus einem schimmernden Lichtmeer tauchten die riesigen Bauwerke aus den Häuserreihen an den Grenzen der gegenwärtig bewohnten Regionen vor uns empor, den Sinn mit großen Erinnerungen anzurufen.

Stahr verweilte forschend, messend, schreibend bei den kolossalen Trümmern der Säulen und der Architrave. Ich sah ihm mit stiller Freude zu. Nur von ihnen, nur von der Vergangenheit sprachen

wir, kein Wort von uns und unserer Liebe. Davon war nichts mehr zu sagen, die war eben da, und wir empfanden sie wie das Atmen, als eine Notwendigkeit — nicht abhängig von unserem Willen!

Als der Mittag heraufgekommen war, hatte der Wind sich gelegt. Es ward drückend heiß auf den weiten Terrassen des Gartens, und da wir zum Ausruhen den Schatten suchten, fanden wir unweit eines in dem Garten gelegenen Hauses ein kleines, mit leichtem Staketenwerk umzäuntes, besonderes Gärtchen. Trotz der Fremdartigkeit der Sträucher und der Bäume, sah es wie ein deutscher Pfarrhausgarten aus. Auf der schlichten Holzbank unter dem vollen, dichten Myrthenbusche setzten wir uns nieder. Die Beete ringsum waren mit Veilchen eingefaßt, ihr Duft stieg unter der Mittagssonne warm empor. Uns gegenüber stand unter einer Lorbeerlaube die Marmorstatue einer Göttin. Wir saßen schweigend Hand in Hand.

„Und Marmorbilder stehen und sehen mich an!" sagte Stahr nach einer Weile vor sich hin und sich zu mir wendend, sagte er: „Dachten Sie's nicht auch?"

„Nein!" versetzte ich, „ich dachte an ein Spielzeug, das ich als Kind sehr lange besessen habe. Es war eine Wallnuß, und wenn man sie öffnete, saßen tief versteckt im Moos zwei kleine Wachsfigürchen darin, ein Knabe und ein Mädchen. Gerade so sitzen wir hier versteckt im Grünen!"

„Kind!" sagte Stahr lächelnd, indem er mich an sich zog; aber er küßte mich nicht, denn wir waren ruhig wie die Kinder, das volle Glücksgefühl hatte uns für den Augenblick wieder zu Kindern gemacht.

Kein Lüftchen regte sich, nur hie und da beugte sich ein Zweig oder ein Blatt; dann guckte die Sonne hinein und bestreute uns und den ganzen kleinen Garten über und über, recht aus vollen Händen, mit ihren warmen leuchtenden Funken. Es sang in allen Zweigen rings umher. Durch das Gegitter der dichten Lorbeer-

büsche, über dem Haupte des Marmorgebildes, schlüpfte ein neugieriges Vögelchen hin und wieder, als komme es zu sehen, wie es uns denn gefalle, so allein zu sein in dieser trauten Stille.

Glückliche haben nicht viel Gedanken, noch weniger ein Bedürfnis, von sich abzusehen. Das Glück macht leicht beschränkt. — „Sehen Sie! da kommt's, da sitzt's, das Vögelchen! Nun ist's fort! Dort oben ist es wieder!" Das war alles, was wir sprachen, aber wir sprachen es eben zueinander.

Als wir endlich von der lieben Stätte scheiden mußten, blieb derselbe stille Frieden in uns. Stahr erzählte mir von seinem Vater, von dem Heimatsdorfe, von den alten Birnbäumen zu beiden Seiten der Rampe, die ein mächtiges Dach gebildet über des Pfarrhauses breiter Eingangstür; von den Pflaumenbäumen auf dem Dorfkirchhofe, von dem großen Stabensee hinter seinem heimatlichen Dorfe in der fernen Uckermark, von dem blauen Wasser mit den schilfbewachsenen Ufern, in dem der Knabe die heiße Brust gekühlt, von der spiegelnden Fläche des Eises, auf welcher des Jünglings beschwingter Fuß dahingeflogen war; und wendeten wir dann die Blicke voneinander ab, so war es immer wieder das ewige Rom, auf das wir niederschauten, und die Luft, der Duft, das Licht Italiens, die uns umfingen. Es war kaum faßbar für das Menschenherz, dies stille Glück.

Indes schon nach wenigen Tagen zogen kleine Wolken an unserem Himmel auf. Ich verlangte, daß Stahr eben, weil wir einander liebten und weil es uns so schwer fiel, uns beständig zu beherrschen, mich in Gegenwart von Dritten soviel als möglich meiden sollte. Ich tadelte es jetzt, wenn er mir die Hand gab, während ich doch gewohnt war, sie meinen Bekannten zur Begrüßung hinzureichen; ich wollte, daß er weniger als früher zu mir kommen sollte, und vor allem wollte ich meinen unzähligen kleineren und größeren gesellschaftlichen Pflichten nichts vergeben, um nicht die Aufmerksamkeit auf uns hinzulenken. Diese Vorsichtsmaßregeln hatten indessen wenig Erfolg. Wie sehr wir uns auch zu beherrschen

meinten, konnte es doch nicht fehlen, daß die uns naheſtehenden Perſonen die Wandlung zu ahnen begannen, die ſich in uns vollzogen hatte. Man mochte es gewahren, daß unſere Augen ſich ſuchten, daß wir nur füreinander ſprachen, ſelbſt wenn wir zu dritten Perſonen redeten, und ein Anfall von übermütiger Laune, dem Stahr ſich an dem nächſten Geſellſchaftsabende bei Frau Mertens überließ, hatte unſern Freund Gurlitt auf unſer Verhältnis zueinander aufmerkſam gemacht und ihn zugleich mit Recht verletzt. Ich hatte nämlich mit Stahr und Gurlitt und einem Dritten im Nebenzimmer des großen Saales lange geplaudert und wollte in dieſen zurückkehren, wozu Stahr ſich nicht geneigt erwies. Er bat, daß ich in dem Kabinette bleiben ſollte, ich ſchlug es ab, erhob mich und die beiden andern folgten mir. Da rief Stahr lachend, indem er den Platz einnahm, den ich verlaſſen hatte: „Gehen Sie nur, Madonna Fanny! mit Ihren cavalieri serventi! Der Herr bleibt hier!“

Ich war ſehr unangenehm davon betroffen, die beiden Männer ſehr empfindlich. Ich verſuchte Stahrs Anmaßung ins Scherzhafte zu ziehen, um mich zu decken und die andern zu beſchwichtigen, es wollte beides nicht verſchlagen, und Stahr tadelte noch obenein dies „vergebliche und törichte Bemühen“.

„Ich muß Sie zwingen, ſich gerecht zu ſein und mir!“ ſagte er mit harter Feſtigkeit, „denn ich weiß in jedem Augenblicke, was ich will, Sie aber wiſſen's nicht. Ich ſehe nichts als Sie und mich! Und Sie werden einmal blutige Tränen weinen um die ſchönen Stunden, welche Ihre ſchwache und ſo unfruchtbare Nachgiebigkeit gegen die Leute uns verkümmert. Die Leute!“ ſetzte er mit verächtlichem Spott hinzu. „Die Leute! Die Geſellſchaft! Und wir leben hier auf den Ruinen einer verſunkenen Welt!“

Er war mir von der erſten Stunde unſerer bewußten Liebe durch ſeine feſte Entſchloſſenheit immer überlegen. Er konnte von allem andern abſehen, ich vermochte es nicht, und ich wollte es auch nicht.

Ich konnte den Blick nicht abwenden von der Zukunft — ich hatte viel gelitten, und vor neuem Leiden bangte mir!

Ich sah alles deutlich ein, was richtig in seinen Worten war, danach zu handeln konnte ich mich nicht entschließen. Bald hatte ich Mut, bald war ich zaghaft und die Liebe, die ich für ihn hegte, trug mit dazu bei, mich vor den Schmerzen zurückschrecken zu machen, denen wir ganz unabweislich entgegenzugehen hatten.

Stahrs Gesundheit hatte sich aber mit dem in ihm erwachten Glücksgefühl fast wunderbar gebessert. Er sah dem Leidenden, als welchen ich ihn hatte kennenlernen, kaum mehr ähnlich. Sein Gang war wieder rasch und jugendlich elastisch, er fühlte seine Kräfte wiederkehren, er konnte lange wachen, früh am Morgen wie in der ersten Jugend an seine Studien gehen, und die Arbeit freute ihn und ging ihm gut vonstatten. Unsere Freunde gewahrten das mit Teilnahme. Man schob den günstigen Wechsel auf des ungewöhnlich zeitigen und herrlichen Frühlings Rückkehr, auf die Pflege, die ich Stahr angedeihen ließ, man lobte mich dafür und tat unserem Beisammensein auf jede Weise Vorschub.

Mich beglückte sein günstiges Befinden, aber ich konnte mich gegen die Frage nicht verschließen: was wird aus ihm werden, wenn dieses milden Himmels Luft ihm fehlt? wenn meine Liebe, meine Vorsicht nicht für ihn sorgen? wenn ich ihm fehle? — und er mir?

Vergessen! verzichten! entsagen! rief es dann in mir, und mit dem festen Willen, mich zu opfern, strebte ich danach, ihn und mich zurückzulenken auf den Weg, von dem wir ausgegangen waren. Ich wehrte mich gegen jede Aufwallung meines Herzens, ich hielt den Ausdruck meiner Liebe oft mit schmerzlicher Gewalt zurück, ich zwang mich dazu, ihm, wenn wir beisammen waren, von seiner Heimat zu sprechen, von seiner Frau, von seinen Kindern. Ich erwähnte ihrer in meinen Morgenbriefen, ich wollte mich endlich selber überreden, daß seine Frau mir in allen Eigenschaften des Herzens überlegen sei, ich ließ mich nicht dazu bringen, Stahr du zu nennen, als er mich lange schon mit diesem Zeichen des lieben-

den Vertrauens grüßte. Ich zerriß jedweden meiner Briefe, wenn er mir zu warm, zu zärtlich dünkte, und wenn ich solch ein kühles Machwerk berechnender Vernunft dann abgesendet hatte, empörte mich die Unwahrheit darin, ich sagte mir, daß ich mich betrog und den Geliebten; daß alles Lüge sei — aber eine von den Lügen, für welche, wie Rahel es einmal ausspricht, wir in den Himmel zu kommen verdienen. Ich litt über alles Sagen unter dem Zwang, den ich mir antat.

Stahr ließ mich in alledem gewähren. „Du meinst es gut," sagte er an einem Tage, da meine erzwungene Gelassenheit ihn schmerzte, „aber du bist ein Kind, das mit seinen Händen dem Meere wehren will, seine Brandung über das Ufer zu ergießen. Quälen kannst du mich und dich — ändern kannst du nichts!" —

Dann wieder, wenn ich eine Weile lang die Pein erduldet hatte, mich selber zu verleugnen, wenn ich mir lange genug vorgehalten hatte, daß mein Glück, mein Leben, meine Zukunft nichts bedeuten durften neben des geliebten Mannes Frieden, neben seiner Ehe, kamen Stunden, in denen der Gedanke an die nicht allzu ferne unabweisliche Trennung mich mit Entsetzen, mit Todesangst befiel; Stunden, in denen nichts mir berechtigt, nichts mir heiliger erschien als eine Liebe wie die unsere.

Sie haben ihn nach Italien gesendet, sagte ich mir dann, ein letztes Mittel der Herstellung für ihn zu versuchen. Wenn er nicht genesen, wenn er hier gestorben wäre, so würde seine Witwe ihn beweint, betrauert, seine Kinder ihn bald vergessen haben, denn sie sind noch viel zu jung, ihn lange zu vermissen, und nach Jahr und Tag würden in diesem, wie in allen solchen Fällen, die Dinge sich geordnet haben. Aber wenn ich ihn verlieren muß, ihn, der mit jedem Tage mir tiefer in das eigene Leben hineinwächst, ich, die ihn ganz anders liebt, als irgendeine andere Frau ihn lieben kann — so gibt es keinen Trost für mich und keinen Trost für ihn. Was soll dann werden? was soll aus uns werden? rief ich oft laut in der Stille der Nacht auf meinem Lager.

Meist behielt ich Fassung, wenn Stahr bei mir war, nur manchmal konnte ich nicht schweigen, und wenn ich ihn heute mit ruhiger Bitte zu überreden getrachtet hatte, daß er mich, wie ich es zuerst gewollt, fortgehen lassen oder sich selber von Rom entfernen solle, so kamen daneben Stunden, in denen meine Phantasie mich zu den entferntesten Möglichkeiten hintrieb, in denen ich, selbst von der Unmöglichkeit solchen Vorhabens überzeugt, dem Gedanken nachhing, mit dem Geliebten Europa zu verlassen und jenseits des Ozeans eine Zuflucht für unsere Liebe zu suchen.

Stahr schüttelte zu dem einen das Haupt, wie zu dem andern. Er nannte meine Entsagungsgedanken leere Worte, kläglichen Selbstbetrug, meine Pläne für unser Glück törichte, romanhafte Phantasien. Es war etwas Antikes in der unerschütterlichen Festigkeit, mit welcher er mir beständig wiederholte, was er mir in den ersten Stunden unserer Liebe ausgesprochen hatte.

„Was wir erleben, ist kein alltägliches Geschick," sagte er einmal, „es ist ein außerordentliches. Durch alle Verhältnisse unseres Daseins voneinander getrennt, sind wir fern von der Heimat zueinander gekommen, haben uns gefunden, ohne uns zu suchen, und lieben einander, wie ich nie, wie du nie geliebt. Wir wissen, daß wir nicht voneinander lassen werden, so sicher als wir wissen, daß die Trennung uns bevorsteht, daß wir uns trennen müssen, trennen werden. Dies Geschick erleiden wir. Was wir daraus machen, dafür sind wir uns verantwortlich! und wir dürfen nicht kleiner sein als unser gegenwärtiges Glück, als unser zukünftiges Leid!"

Solche Ermahnungen gaben mir Kraft für eine Weile, nicht für lange Zeit. Wir suchten uns zu beschwichtigen, uns zu beruhigen, Stahr, indem er sich fest anklammerte an den Augenblick. „Von allen vergessen und alles vergessend!" rief er mir oftmals zu; indes ich konnte das nie über mich gewinnen, und während unserer Pein und unseres Glückes nahmen die Tage und unser äußeres Leben ihren ruhigen Verlauf.

Da Stahr sich früh erhob und die ersten Morgenstunden für seine Arbeit nutzte, kam er meist zeitig zu mir, und wir gingen, die Morgenluft zu nutzen, gewöhnlich über das Kapitol nach dem Forum hinunter, die Via favra entlang und in das Kolosseum. Wenn ich dann an des geliebten Mannes Arm die oft betretenen Pfade wandelte, war mir's, als hätte ich das alles gar noch nicht gesehen.

Stahr war des Unterrichtens von Jugend auf gewohnt und liebte es, zu lehren; ich hatte immer am besten vom Mund zum Ohr gelernt. Ich wußte mancherlei, hatte sehr viel gelesen, noch viel mehr gedacht. Stahrs Wissen und Erklären brachte in das alles erst Zusammenhang. Sein fast unvergleichliches Gedächtnis bot ihm in jedem Augenblicke, was mir frommen, mich erfreuen konnte; und wenn ich dies dankbar erkannte, wenn sein Scharfblick, seine Klarheit mich entzückten, genoß er, was er an Wissen sich erworben hatte, mit einer neuen Lust, da es mir zugute kam. Sah er, wie ich schnell fassen, wie leicht ich kombinieren konnte, so beklagte er's bisweilen ernsthaft, daß mir das „solide Fundament reellen Wissens fehlte", und ließ es sich doch gern gefallen, wenn ich mit leichtem Sinne diesen Mangel leicht nahm, wenn um seinen Ernst mein Scherz sich legte, wie das frische Grün sich rankte um das steinerne Gefüge der Trümmer, die uns rings umgaben.

Alles belebte sich mir unter des geliebten Mannes Worten, der schon damals mit seinen Studien sich der römischen Kaisergeschichte zugewendet hatte. Wir gingen die Straße, auf welcher die Züge der Triumphatoren zum Kapitol emporgestiegen waren; wir sahen die Kaiser thronen in ihren Palästen, wir sahen das Volk der Juden einherziehen vor dem Wagen ihres Überwinders. Den siebenarmigen Leuchter, von dem wir als Kinder in der Bibel gelesen, betrachteten wir in den Reliefbildern des Titusbogens und zählten die Zahl der Männer, so die Schaubrote trugen. Die Spuren konnten wir verfolgen, welche die Wucht der Wagen den Quadern der heiligen Straße eingedrückt hatten, und wenn wir uns dann niedersetzten auf dem Rande der Brüstung, aus deren

Tiefe die Phokassäule und die schönen Säulen des Concordientempels sich erhoben, so sahen wir sie rund umher: den Friedenstempel und den Tempel der Venus und Roma; so lagen sie vor unseren Augen, die Ruinen der Kaiserpaläste, auf deren Unterbauten die mächtigen Farneses sich ihre stolzen Schlösser aufgerichtet, und die Tempel und die Schlösser, sie alle waren in Trümmer zerfallen, und doch rief es in unseren Herzen: ewig! ewig!

Und warum denn nicht? — Blühten nicht die Rosen in voller Herrlichkeit auf den Trümmern der Farnesischen Gärten? Sah nicht die strahlende Sonne auf das üppiggrüne Geranke hinab, das tief in die zerklüfteten Bogen des Friedenstempels herniederhing? Dufteten der bräunlich gelbe Goldlack und die rote Federnelke nicht auf den Pfeilern und auf den weiten Vorsprüngen des Kolosseums, in das wir immer und immer wiederkehrten?

Der Custode des Kolosseums kannte uns schon. Langsam pflegten wir hineinzugehen durch die kühlen Mauern. Wie die Herren nahmen wir, wenn wir eine der oberen Sitzreihen erstiegen hatten, an jedem Morgen von dem Riesenbaue neu Besitz.

„Uns gehört es," sagte Stahr oft scherzend, „denn wir lieben, wir genießen es! Mir gehört das Kolosseum und ich schenk' es dir! Nur den einen großen einsamen Pfeiler, dort zur Linken, der wie eines Giganten Blumentisch oben auf dem Haupte die allermeisten Blumen trägt, den behalte ich für mich, denn etwas muß ich noch behalten, dir's ein andermal zu schenken, wenn du lieb und gut bist!"

Blumen pflückend und Efeureiser brechend, stiegen wir von einer Sitzreihe zu der anderen empor, so weit man gehen dürfte. Dann setzten wir uns nieder und ordneten die Blumen und banden sie in Sträuße. — Unter uns tat weit sich die Arena auf. Sie hatte die grausen Tiergefechte, die zum Tode getroffenen Gladiatoren gesehen, sie hatte das Blut der christlichen Märtyrer getrunken, während die vergötterten Kaiser zu ihr herniedergeschaut in strahlender Herrlichkeit und Pracht. Jetzt erhob sich das Kreuz in-

mitten der Arena, Gebetsstationen lehnten sich an die untere Balustrade. Verhüllt in schwarze nonnenhafte Tracht, zogen römische Frauen, Fürstinnen aus den ältesten Geschlechtern, betend von Bild zu Bild, während rotröckige Mitglieder des englischen Jockeyklubs draußen durch die Felder sprengten, und die sich immer herrlicher entfaltende Pracht des Frühlings Baum und Strauch mit Blüten überschüttete.

Man kam sich beinahe wie allwissend vor, wenn man Rom und seine Geschichte und ihren Zusammenhang mit der ganzen Welt in den Mauern und auf der Höhe des Kolosseums überdachte; und wenn Stahrs Worte mir Bilder aus der antiken Welt und die großen Momente des christlichen Mittelalters vor die Seele führten, so klangen uns dazwischen deutsche Romantik und deutsche Lyrik aus den eignen Herzen wieder, und mit Entzücken empfanden und sprachen wir des Dichters Worte nach: „Wir schauen hinaus in die Lande und werden nicht gesehen!"

15

Gegen die Mitte des Monats Februar begann der Karneval. Wir hatten, Stahr und ich, am Vormittag des ersten Karnevaltages in dem Palast der Konservatoren auf dem Kapitol jener aus dem Mittelalter stammenden Zeremonie beigewohnt, in welcher die Juden alljährlich auf das Neue die Erlaubnis, in Rom wohnen zu dürfen, mit einem Tribut erkaufen mußten, welcher in unseren Tagen freilich nur noch symbolisch in einem Blumenstrauße dargebracht wurde. — Dann hatten Stahr und ich uns getrennt, um uns später mit meiner Begleiterin auf den Balkon des Korso zu begeben, den wir für den ganzen Karneval mit anderen Bekannten gemeinsam gemietet hatten.

Ich hatte mich im allgemeinen auf den Karneval gefreut und war an dem Morgen obenein sehr mit mir zufrieden, denn ich hatte

es am Abende vorher in einer Gesellschaft von Künstlern und andern jungen Männern mit meinen Bitten und Vorstellungen erlangt, daß man es aufgab, Fräulein Schopenhauer, welche bei den jungen Leuten nicht beliebt war, auf dem Korso, durch die Maskenfreiheit geschützt, mit allerhand übermütigen Scherzen, mit Karikaturen und kleinen Spottgedichten zu verfolgen. Aber gerade in dem Augenblicke, in welchem ich mit Stahr auf den Korso gehen wollte, erfuhr ich durch einen Zufall, daß meine alte Begleiterin sich in ein törichtes Abenteuer eingelassen hatte, dem zu begegnen nicht recht in meiner Macht lag und dessen Wirkung seine Verdrießlichkeiten für mich haben konnte, so daß ich notwendig an ihre Entfernung denken mußte, welche mir, obschon mir die Gesellschaft der guten Person nichts weniger als lieb war, doch gerade jetzt nicht gelegen kam.

Die Lust des Karnevals, das lebhafte Treiben auf dem Korso verscheuchten freilich diese Mißstimmung; indes Unannehmlichkeiten kommen wie die Bettelvögte meist zu Zweien, und am zweiten Tage des Karnevals erging es mir noch übler als am ersten.

Die Zeit der Maskenbälle war herangekommen, der Maskenball der deutschen Künstler war einer der ersten, und Stahr und ich waren mit Frau von Schwanenfeld zu Frau von Goethe gefahren, um irgendeine Verabredung dafür zu treffen. Als wir das getan und alle bereits das Zimmer verlassen hatten, rief Frau von Goethe mich zurück, um mir noch etwas zu sagen. Ich eilte die kleine Treppe hinauf, aber im Hinuntersteigen geriet mein Fuß in eine schadhafte Stelle des Teppichs, ich strauchelte, konnte mich nicht halten und stürzte mit vorgestreckten Händen nieder. — Wie ich mich dann aufraffte, fühlte ich, daß das Blut mir am Schienbein hinablief. Der Schmerz war jedoch nicht allzu heftig, ich meinte, ihn überwinden zu können, und ging, ohne etwas davon zu sagen, zu den beiden anderen, die mich im Wagen erwarteten.

So fuhren wir durch die Villa Borghese, nahmen ein Gabelfrühstück bei unserer Freundin ein, indes im Laufe dieser beiden

Stunden war der Schmerz immer heftiger geworden, und als ich mich vom Tisch erheben wollte, konnte ich nicht mehr gehen. Man mußte einen Wagen kommen lassen, mich die Treppe hinunter, in meine Wohnung hinauftragen, und während alles fröhlich zum Karneval hinauszog, saß ich einsam mit Eisumschlägen in meiner Wohnung, bis Stahr, den ich mit Bitten und Vorstellungen zum Korso fortgeschickt hatte, zeitiger als meine Begleiterin zu mir zurückkehrte, mir Gesellschaft zu leisten.

Das war denn freilich eine traurige Unterbrechung des eben begonnenen Festes. Alles war auf den Beinen, alles voller Lust und Freude, und ich saß zu Hause, meinen brütenden Gedanken überlassen, was mir niemals gut tat. Allerdings konnte ich mich nach ein paar Tagen zum Korso fahren lassen und das fröhliche Treiben mit ansehen, aber meine Stimmung blieb gedrückt. Mitten in dem allgemeinen Frohsinn, in der ausgelassensten Lust, fing ich an, mich ihr völlig fremd zu fühlen, und während man mir von allen Ecken und Enden Blumen zuwarf, um mich für die versäumten Tage zu entschädigen, fand ich bisweilen in meinem Herzen keine Blüte, an der ich mich in der Zukunft zu erfreuen hoffen konnte; ja es überfiel mich ein furchtbares Weh, ein kaltes Entsetzen, wenn ich vorwärts dachte.

Stahr hingegen war heiterer, als ich ihn je gesehen. Er beteuerte mir alltäglich, daß er seit seiner Jugend, ja daß er nie zuvor so glücklich gewesen sei; obwohl er sich in dem Korso oft stundenlang mit den Künstlern im Gewühl umhertrieb, arbeitete er sehr fleißig, und ein Teil der Schilderungen, aus denen sich später sein Werk „Ein Jahr in Italien" zusammensetzte, wurde in diesen Tagen der Festeslust entworfen und begonnen. Dazu gingen die täglichen Briefchen von Via de due Macelli nach Piazza di Poli hin und wider ihren Weg, und Stahrs Sendungen waren fast an jedem Tage von einem der römischen Gedichte begleitet, die nach langen Jahren in seinem Bändchen „Ein Stück Leben" ihren Platz ge-

funden haben. Aber unsere sehr verschiedene Gemütsverfassung sprach sich in diesen „Frühstücks-Briefen" nur zu deutlich aus.

Am ersten Freitag des Karnevals, an welchem die Festlust um des Freitags willen feierte, schickte ich des Morgens ein Körbchen Apfelsinen zu Stahr und schrieb ihm dabei: Sie sehen, ich mache es noch immer wie die Hexe im Märchen, welche die Kinder füttert, die sich zu ihr verirrten. Nur daß ich Sie nicht für mich schlachten und behalten will. Ich möchte Sie gern recht frisch nach Hause schicken, damit wir in der Freude der Ihren, in Ihrem Wohlsein ein Gegengewicht gegen den notwendigen starken Schmerz des Trennens finden; damit wir uns die Freude der nächsten Wochen verzeihen dürfen, die mir doch mehr gehören werden, als mir zukommt. Sie sehen, mein „norddeutsches Denk- und Analysiersystem" verläßt mich nie, außer wenn Sie da sind; fern von Ihnen packen mich die eingeborne Wahrheit und Gerechtigkeit, und ich bin unzufrieden mit mir. Aber ich bin auch unzufrieden, daß ich Ihnen dies sage, weil ich Ihnen die Gegenwart damit verderbe. Indes ich kann nicht anders. — Und nun die Wanderung durch die zwölf Stunden des Tages. Gehen kann ich noch nicht viel, obgleich mir scheint, der Fuß sei etwas besser. — Sie erwarte ich noch vormittags. Ich fühle recht, wie unerquicklich dies Blatt Ihnen wieder sein wird. Es ist eine schlechte Antwort auf Ihre lieben Verse, auf Ihre noch lieberen Worte, bester Freund! — Ich wollte Ihnen ein paar Veilchensträuße senden, aber Gaetana versichert mich, es seien keine zu haben. Ganz, ganz freudlos kommt das Blatt zu Ihnen! — Nein! warten Sie! ich schicke Ihnen von meinen Blumen ein paar und gebe ihnen einen Herzensgruß mit, wie Sie ihn lieben. — Mosens Brief ist schön. Die Vorrede behalte ich noch, um ein Wort daraus abzuschreiben, das mich frappiert hat. Mir ist nicht ganz wohl; vielleicht wird's mir besser, wenn Sie kommen. Ich bin gereizt, verstimmt; aber es wird nicht lange dauern. Sie wissen ja, daß in mir die Stimmungen jetzt wechseln, schneller als die Be-

leuchtung bei dem Sonnenuntergange in den Bergen. Sehr die Ihre. Auf Wiedersehen.

Antwort. In ½ bis ¾ Stunden höchstens bin ich bei Ihnen, Liebste! Meine Veilchen hat der Karneval genommen, die Gaetana Ihnen heute morgen bringen sollte. So begegneten wir uns. — Ach bitte, liebe Fanny, stören Sie mich, sich, uns nicht wieder mit Gerechtigkeitsbetrachtungen. Es sind die meinen auch. Aber dies Märchenglück soll nicht getrübt, soll ganz, und ganz rein genossen werden, wie und weil es rein ist. Ich habe wieder neue Verse, sie kommen von und gehen zu Dir. Adolf St.

An einem der folgenden Tage, an welchem er mir, nachdem er die Zeitungen gelesen, seine Meinung über die Angelegenheit der Deutsch-Katholiken, sein Urteil über eine Schrift von Gervinus und über all die „großen und wichtigen" Dinge schrieb, die in Deutschland vorgingen, „indes man hier auf der Phäakeninsel die glückseligen Tage verträumt, von denen Goethes erste Epistel singt" — guckt er zum Fenster hinaus und ruft mitten in seinen Auseinandersetzungen: „Der Himmel ist nicht so hell wie gestern — wenn nur dem Karneval ‚kein Schad' geschieht!'" — und er schließt dann mit dem Bemerken: „Ich muß heute meinen Aufsatz über die armen Juden auf dem Campidoglio, den ich Ihnen teilweis vorgelesen, zu Ende schreiben, was mir sehr schwer wird, da ich meine Feder durch Ihre Tränen vergiftet weiß."

Sooft der Geliebte mir von seinen Arbeiten schrieb, nahm auch ich mir vor, mich an die Arbeit zu setzen, aber was ich auch vornahm, es zog mich nicht an. Nichts war mir ernst, nichts möglich. Ich suchte die „Liebesbriefe eines Gefangenen" hervor, ich wollte sie fortsetzen, beendigen — ich fühlte mich völlig außerstand, mich für die von mir erdichteten Gestalten, Leiden und Freuden zu erwärmen; ich konnte nichts denken als ihn und mich, ich empfand nichts als unsere Liebe, unser Glück und unser Leid — und arbeiten mußte ich trotzdem! Ich war mit meinem Lebensunterhalt auf den Ertrag meiner Arbeit angewiesen, ich hatte auch immer mit großer

Luſt geſchaffen und Halt, Beruhigung und Troſt gefunden in der Arbeit. Ich machte mich alſo an die Schilderungen, deren ich für mein „Italieniſches Bilderbuch" bedürftig war, und daß in dieſen die italieniſchen Maskenbälle nicht übergangen werden dürften, ſtand bei mir feſt, ganz abgeſehen davon, daß ich nie im Leben einem Maskenfeſt beigewohnt hatte, ſo daß mein Verlangen, die Maskenbälle zu beſuchen, in jedem Sinne ebenſo erklärlich als berechtigt war.

Zu dem Künſtlerball im Palazzo Fiano hatte mich Gurlitt ſeit Monaten ſchon eingeladen, für den großen Maskenball im Theater Tardenone Herr von Galahoff mir ſeine Begleitung angeboten, indes ich wünſchte, beide Feſte unter dem Schutze des Geliebten zu beſuchen, und er ſchlug mir dieſe Bitte ab. Ich machte ihm in meinem Herzen dieſe Weigerung zum Vorwurf, da er vollkommen wohl, auch heiter genug war, mich zu begleiten, aber ich ſagte nichts davon, und Stahr war ſo völlig hingenommen von ſeiner Darſtellung des römiſchen Karnevals, an der er große Freude hatte, weil ſie ihm ſo wohl gelang, daß er's nicht bemerkte.

Er war wie neu belebt! Jeder Tag brachte mir eine neue Elegie, und wie alles, was wir taten und dachten, uns näher zuſammenführte, ſo ging das poetiſche „Du" des Hexameters, das lange ſchon ein Herzensbedürfnis für uns geweſen war, unmerklich in die Proſa der Frühbillette über, bis es uns beiden zu einer ſüßen Gewohnheit wurde, die an Reiz gewann, weil wir uns ihr nur in den ſeltenen Stunden einſamen Beiſammenſeins überlaſſen konnten. Stahr hatte wohl recht mit den Schlußworten eines ſeiner römiſchen Epigramme, mit dem Worte: „Alle Wege von dir zu entfliehen, führen zurück mich zu dir!"

Trotzdem blieben die Maskenbälle ein Gegenſtand fortdauernder Erörterungen, denn je näher ſie heranrückten, um ſo dringender begehrte Stahr, daß ich ſie nicht beſuchen ſollte, und noch am Abend vor dem Künſtlerfeſte ſchrieb er mir:

Liebe Seele! Ich kann nicht ſchlafen gehen, ohne Dir zu ſagen,

daß ich mit mir unzufrieden bin, in kleiner Neckerei Dein jugendfröhliches kindliches Erfreuen an allem, was Tanz und Festen ähnlich sieht, wieder angegriffen zu haben, statt daß ich selbst Freude an Deiner Freude haben sollte.

Aber ich weiß wohl, woher das kommt, und Du wohl auch! — Daher kommt es, daß ich, weil ich Dich so sehr liebe, die Zeit verloren achte, die Du so zubringst, ohne daß ich Dich sehe. Denn sonst gönne ich Dir zehntausendmal jede Lebensfreude und jeden Lebensgenuß des so schnell dahingehenden Jugenddaseins. — Wie schwer ward es mir heute, nicht zu Dir zurückzukehren, nur noch ein einzig Mal Dich auf eine Minute an mein Herz zu drücken und in Deine tiefen Augen die meinigen zu versenken! Ich hatte schon den Vorwand dazu gefaßt. Mein Schlüssel, mit dem ich im Zimmer bei Dir gespielt, fehlte mir; ich bemerkte es gegen die Begleiter, welche selbst meinten, daß ich ihn wohl bei Dir gelassen haben könne. Schon wollte ich umkehren, obgleich ich wußte, daß er in der Tasche sei, in welcher ich noch nicht nachgesehen, aber — ich bezwang mich und „freute" mich sogar, als ich ihn nach längerem Suchen endlich „fand". Was verdiene ich dafür?

Als ich heute diesen guten Menschen gegenüber die Bedeutung des Abendmahls aussprach und von dem einen gar nicht, von dem andern halb und nur von Dir völlig verstanden wurde, schlug mir das Herz im Busen vor Freude. Wie ich in diesem Augenblicke so in mich hineinsah, fand ich mich mit Dir an den Stufen des Altars in der Dorfkirche meiner Jugend knien, und im gemeinsamen Genusse von Leib und Blut des für die Menschheitsidee geopferten Idealmenschen uns demütigen vor der ungeheuren Macht, der die meisten Menschen als blinde Werkzeuge folgen, ohne sie auch nur ahnend zu erkennen. Es tat mir so unglaublich wohl, wie Du sagtest: So habe ich das Abendmahl nie auffassen hören! — Denn auch darin sehe ich, daß und wie sehr ich Dich liebe, daß mich Dein Beifall beglückt und freut, da ich doch sonst schon lange auch diese Freude verloren habe.

Dem guten L... habe ich nicht wehe tun wollen, wenigstens nicht mehr als nötig, um ihm das ewige Zergliedern des Daseins, das ewig klagende Bereuen und bereuende Beklagen von Dingen, deren Tun oder Lassen ganz in seiner Hand stehn, abzugewöhnen, oder doch etwas zu verleiden. Jetzt aber, Liebste, Beste; Gute Nacht! Ich habe soeben noch einmal aus meinem Fenster gesehen auf den stillen Platz, über welchen der dunkle Sternenhimmel so ruhig und unwandelbar hinabschaut mit seinen kalten Lichtaugen, wie er herabgeblickt hat auf die unter zweitausendjährigem Schutte den ewigen Schlaf schlafende Welt des alten Roms. Ich liebe sie nicht, die vielbesungenen Sterne der Nacht, denn sie leuchten mir, wenn ich die Liebste lassen muß. Ich liebe den Morgen, den jungen, sonnigen, regen, lebendurchströmten Tag und sein glänzendes Gestirn, das mir den Pfad zur Liebsten beleuchtet. Gute Nacht, Herz!

16

Am Abend des Tages, an welchem ich diese Zeilen in der Frühe erhalten, war das Künstler-Maskenfest. Man hatte mir dazu ein sehr reiches Albanerkostüm besorgt, das mir vortrefflich paßte.

Gurlitt kam uns um die festgesetzte Stunde holen, Stahr begleitete ihn, um mich im Kostüm zu sehen, sie fanden, daß es mir gut stand, und Stahr bat mich noch in dem Augenblicke von dem Feste abzustehen, oder wenigstens, wenn ich ihm eine Stunde beigewohnt hätte, nach Hause zurückzukehren, wo er mich erwarten wolle, um mich in der von ihm geliebten Tracht der römischen Frauen für sich allein zu haben. Mir schien das eine wie das andere unausführbar, der Wagen erwartete uns vor der Tür, wir machten uns also auf den Weg.

Kaum aber hatte der geliebte Mann mir hineingeholfen und die Tür in das Schloß geworfen, als mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele schoß: Nur zwei Monate noch, und er wird in den

Wagen steigen, die Tür wird zugeworfen werden so wie jetzt, die Pferde werden anziehen und er wird mir verschwinden so wie jetzt. Ich werde ihn nicht mehr sehen, ihn nie mehr wiedersehen.

Hätte ich ihm gefolgt, wäre ich bei ihm geblieben! — Die Reue kam schnell genug und wieder einmal zu spät. Er hatte ja recht gehabt, wie immer, mit dem Vorsatz, sich den Eindruck des schönen Frühlingsvolksfestes, des römischen Karnevals in den Straßen, nicht durch den Anblick einer in „schwitzender Enge zusammengekeilten Gesellschaft" verderben zu wollen. Was konnte ich denn dort erleben, das ich mir nicht hätte vorstellen können — und ich hätte es so leicht gehabt, von dem Feste fortzubleiben, da vom Tanzen für mich keine Rede und selbst langes Gehen und Stehen mir noch empfindlich war. Ich begriff mich selber, begriff meine Auflehnung gegen seine Bitten, gegen seine Wünsche nicht.

Ich dachte an nichts weniger als an den Ball, zu dem wir fuhren; ich hörte auch die Scherze meiner beiden Gefährten kaum, und sie berührten mich, wenn ich sie hörte, wie ihr Lachen widerwärtig, denn mir war nicht zum Lachen, ich hätte gern geweint.

So kamen wir vor dem Palazzo an, fanden uns in der von Menschen überfüllten Garderobe und wollten eben in den Saal eintreten, als Gurlitt bemerkte, daß er seine Maske nicht mitgenommen hätte. In dem Ballokale hatte man nicht daran gedacht, Masken vorrätig zu halten, eine Maske kaufen zu gehen, erforderte viel Zeit, so gab denn einer der Bekannten meiner Begleiterin den Rat, ihre Maske unserem Freunde abzutreten, da die älteren Damen unmaskiert erscheinen durften, aber sie empfand den Vorschlag übel und wies ihn mit Empfindlichkeit zurück.

Man stand, man überlegte, der Raum wurde immer voller, mißmutig und traurig, wie ich war, wurde das parlamentierende Zögern mir endlich unerträglich, und rasch entschlossen sagte ich: „Da! nehmen Sie meine Maske, lieber Freund! Ich gehe unmaskiert!"

„Natürlich!" fiel meine Begleiterin mir in einem Tone ein, der ihr sonst gegen mich nicht eigen und den zu ertragen ich nicht ge-

neigt sein konnte; „Sie können das wohl tun, da die Herren Ihnen schon zu Haus gesagt, daß das Kostüm Sie so vortrefflich kleidet.“

„Gleichviel, weshalb ich's tue, wenn wir nur von der Stelle kommen!“ gab ich ihr zur Antwort und ging an Gurlitts Arm vorwärts.

Indes, in den Saal eingetreten, erkannte ich die Torheit, die ich in trotziger Ungeduld begangen hatte. Ich war, wie ich erwähnt, niemals in einer maskierten Gesellschaft gewesen, und wie ich alle die Larven um mich sah, denn selbst die Mehrzahl der älteren Damen hatte garnierte Brillen aufgesetzt, ward mir meine Lage äußerst lästig. Jeder sprach mich an, ich erkannte kaum einen oder den andern, tanzen konnte ich nicht, das Umhergehen, das mich immer neuen Anreden begegnen machte, wurde mir zuwider und mein Mißbehagen steigerte sich von Minute zu Minute, seit ein Mann im schwarzen Domino mir, ich mochte gehen, sitzen, stehen, auf Tritt und Schritt zur Seite blieb. Weil mich das ängstigte, sprach ich ihn an. Er wandte sich ab, verschwand für eine Weile und war dann wieder da.

„Ist das Stahr?“ fragte ich Gurlitt, dem die Maske ebenso aufgefallen war.

„Nicht doch! wie kommen Sie darauf!“ entgegnete er mir, und obschon wir beide den Domino beobachteten, blieb er uns unenträtselt, da ich — ohne Maske — es nicht wagte, ihn nochmals anzureden.

Der Abend, von dem ich mir soviel versprochen, verging mir in höchstem Unbehagen, und ich war endlich froh, als ich zu Hause war, als ich das Kopftuch, den Busto von mir legen, die heiße Stirn und die rastlosen Gedanken auf dem Kissen ruhen lassen konnte. Aber den Schlaf vermochte ich nicht zu finden.

Ich holte mir des Geliebten Brief, den ich in der Frühe empfangen, ich hatte ihn so oft gelesen, daß ich ihn fast auswendig

wußte, und doch saß ich auf meinem Lager und las und las ihn wieder.

Ja! er liebte mich! Ich fühlte es immer und immer, wie er sich vor mir beugte, um mich mit sich und über sich emporzuheben. Ich leugnete es mir nicht, daß seine Leidenschaft gewaltiger als die meine war, aber auch ich liebte ihn von Grund der Seele! Indes was half uns das? Je glücklicher wir miteinander waren — um so schlimmer für ihn, um so schrecklicher für mich! — Ich hatte mich ihm angelobt, ohne darin ein Verdienst zu finden, denn ich konnte es nicht anders. Ich wußte, daß ich nicht von ihm lassen, nicht wanken würde, aber ich konnte nicht anders als mit Sorgen, mit Schmerz und mit Erschrecken daran denken, wie verschieden meine Lage von der seinen war, wieviel mehr ich einzusetzen hatte als der geliebte Mann. Und daran dachte er in seiner Liebe nicht.

Er, wenn er von mir ging, kehrte in gefestete Verhältnisse zurück — mir fehlten sie. Er hatte sein Amt, eine sehr geachtete Stellung, einen Beruf, den er geliebt hatte, und den wieder aufzunehmen seine fortschreitende Gesundheit ihm wohl möglich machen konnte. Er hatte Frau und Kinder, und eben weil die Frau ihm geistig nicht entsprach, hatte man dem sittenreinen Manne, dem Idealisten, seinen Verkehr mit anderen bedeutenderen Frauen mehrfach leichter nachgesehen als anderen Männern. Ihm schadete es nicht, wenn man von ihm sagte, er habe in Italien eine Leidenschaft für eine Schriftstellerin, für mich, gehabt. War er in seine Familie zurückgekehrt, so konnte die Gewohnheit der Ehe, die Freude an den Kindern doch allmählich die Wunde heilen, welche die Trennung von mir ihm schlagen würde — und da ich ihn liebte, zärtlich liebte, mußte ich dies selber wünschen. Aber was ward dann aus mir? Was blieb mir übrig als grenzenlose Tränen?

Mein Ruf war immer so rein gewesen wie mein Bewußtsein. Aber ich liebte einen verheirateten Mann; unser leidenschaftliches inneres Verhältnis zueinander war allen, mit denen wir verkehrten, kein Geheimnis mehr, und wie konnte man ihnen den Glauben auf-

zwingen, daß eine Leidenschaft gleich der, welche uns mit jedem Tage heftiger und gewaltiger ergriff, durch den reinen Sinn des Mannes, den ich liebte, in den gebotenen Schranken erhalten ward?

Mich zurückzuziehen, daran dachte ich nicht mehr; aber ich litt durch dies Verhältnis mitten in allem Glück mehr, als ich je verriet. Freilich wußte ich, daß ich für mich mehr Freiheit zu beanspruchen berechtigt war, und daß man sie mir, wie jedem Künstler und jeder Künstlerin, zuzugestehen auch bereit war. Der Dichter, der Künstler sind besondere Organismen. Man schafft, man erfindet nicht mit Nerven, wie die große Menge sie hat; die Phantasie, die in dem schöpferischen Menschen die Gestalten außer ihm hinstellt, wirkt und schafft auch in ihm selber, daß er sein eigenes Dasein anders faßt und gestaltet als die Menge. Der Dichter hat Empfindungen, Freuden und Leiden, Aufwallungen und Entmutigungen, von denen die Masse der Menschen in den Werken, welche der Dichter ihnen bietet, den Widerschein empfängt. Man kann große Leidenschaften nicht schildern, ohne sie wenigstens annähernd durchlebt zu haben, sie nicht schildern, ohne ihre Rückwirkung auf sich zu fühlen. Man kann kein Dichter, kein großer Bühnenkünstler sein, wenn man das gesteigerte Empfindungsleben nicht besitzt. — Ich wußte, daß die sogenannte schöne Welt mich nicht verdammen würde, daß man mich gewähren und gelten lassen würde, wie man andere Frauen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in gleicher Lage gelten ließ! Aber mein gutes Bewußtsein, mein Ehrgefühl lehnten sich gegen jede schiefe Stellung auf. Mein Stolz empörte sich dagegen, von der Gesellschaft, die mich eben damals in Rom, wie vorher in Berlin, mit Vorliebe behandelt hatte, Nachsicht für mich begehren zu sollen, wo ich mich in meinem Rechte fühlte. Ich konnte meine Vernunft und mein Gefühl in keinen Einklang bringen, ich hielt mir oftmals und auch in dieser Nacht die Worte vor, „überlegen, erwägen, wo man nur fühlen sollte, ist ein Kennzeichen geringer Naturen". — Wenn ich mich dann lange genug nach einem rettenden Ausweg umgeschaut, fühlte

ich mich bereit zu jedem Opfer, nur um dem Geliebten darzutun, daß ich seiner Liebe wert sei und ich würde doch sicherlich denjenigen als meinen Feind erachtet haben, der mich durch Entfernung von dem Geliebten aus dem Zwiespalt zu erretten unternommen haben würde.

Ich hatte kaum eine Stunde in der Nacht geschlafen, ich war übernächtig müde, als Stahr sehr heiter am frühen Vormittag zu mir kam, sich zu erkundigen, wie mir das Fest gefallen habe.

Ich erzählte ihm, was mir geschehen war, ich gestand ihm, daß ich meine Erwartungen nicht befriedigt gefunden hätte, daß ich mich sehr nach ihm gesehnt, daß ich es bereut, ihm nicht gefolgt zu haben.

Er hörte mir mit stillem Lächeln zu. „Sie sind doch recht gut, und grundehrlich sind Sie auch!" sagte er endlich. „Freilich wären wir hier zu Hause glücklicher gewesen; aber Sie wollten mir nicht glauben, daß solche Maskenbälle kein besonderes Vergnügen sind, und es genügte Ihnen nicht, mich allein durch Ihren Anblick zu erfreuen. Sie würden hier zu Hause heiterer ausgesehen haben als im Palazzo Siano!" — Und seinen Arm freundlich um mich legend, setzte er hinzu: „Ich hatte zuletzt Mitleiden mit Dir!"

Ich blickte zu ihm empor. „Mitleiden mit mir? Also Sie waren dort? Ich hatte also recht? Sie waren der Mann im schwarzen Domino?"

„Glaubst du," sagte er mit leisem Vorwurf, „ich könnte dich so leicht entbehren als du mich? Ich ginge so verschwenderisch mit unseren Tagen um als du? — Hast du dir wirklich eingebildet, ich hätte es ertragen können, zu Hause einsam die langen Stunden zu zählen, während ich dich in dem wüsten Gewühle wußte? — Du kennst mich doch nicht ganz!"

Ich gab ihm beide Hände, beschämt, gerührt. Er war so sanft und freundlich.

„Ich hatte es allerdings vorgehabt," nahm er das Wort noch einmal auf, „mich an meinen Schreibtisch zu setzen und mir in

meinem Winckelmann die Seele zu erquicken. Aber als ich den Schlag des Wagens hinter dir zugemacht hatte, überfiel mich eine Sehnsucht nach dir, eine Angst um dich, die mich nicht ruhen ließen. Ich ging in den ersten Maskenladen auf dem Korso, ließ, da ich zufällig nicht genug Geld in meiner Börse hatte, meinen Rock zum Pfande, warf den Domino über die Hemdärmel und hatte nun das Vergnügen, zuzusehen, wie wenig froh du warst, wie töricht du gehandelt hattest, als du von mir gegangen warst."

„Aber wie kamen Sie nach Hause?" fragte ich in Sorge.

„Ich ging nach Hause, als du dich anschicktest, den Ballsaal zu verlassen."

„Und in dem dünnen Seidenmantel bist du aus dem heißen Saale durch die Nacht gegangen?" rief ich voll Erschrecken.

„Du hast's ja anders nicht gewollt!" entgegnete er, „und —" fügte er lachend hinzu — „und ich? Ich war eben toll und dachte mit einer Art von boshaftem Vergnügen daran, wie du in Verzweiflung sein würdest, holte ich bei dem Spaße mir den Tod! — Was willst du? — Ganz zahm und ganz verständig machst auch du mich nicht! Aber du weißt es nicht, wie ich dich liebe!"

17

Während des Karnevals verheirateten sich Elisabeth und Jerichau, weil in der folgenden Fastenzeit keine Ehen geschlossen werden durften. Ich war Elisabeths Brautjungfer, Stahr geleitete Jerichau zum Altare, und inmitten einer großen Gesellschaft von Deutschen und von Dänen ward auf dem Kapitole in der protestantischen Kapelle der preußischen Gesandschaft die Trauung des trefflichen Künstlerpaares vollzogen, das sich, mitten durch das Wagen- und Maskengewühl des Korso, nach Albano hinausbegeben hatte, wo die Glücklichen die ersten Tage ihrer Ehe zu verleben gedachten.

Inzwischen hatten die in Rom zurückgebliebenen Freunde die Wohnung der jungen Gatten mit mancherlei Hausrat versehen, und Stahrs einfacher Sinn hatte sein Entzücken daran gehabt, es hier einmal zu erleben, mit wie wenigem sich im Süden unter gewissen Verhältnissen ein Haushalt herrichten, das Zusammenkommen von zwei Menschen, die einander lieben, bewerkstelligen lasse. Von einer Wohnung, wie wir es im Norden verstehen, war keine Rede. In dem einen der beiden Jerichauschen Ateliers waren Elisabeths Staffeleien aufgestellt worden, neben denen des Malers Lesson, der seines Freundes unzertrennlicher Begleiter blieb. Hinter den Ateliers lag ein Stübchen, gerade groß genug, daß fünf, sechs Menschen sich um den Tisch am Sofa niederlassen konnten, und oben standen in einem ebenso kleinen Raum das große italienische Ehebett, ein paar Schiebkästen und ein Schrank. —

Wir hatten uns mit anderen Freunden zusammengetan, ein Paar Lehnsessel, einen kleinen Teppich, eine Tischdecke für das Wohnstübchen zu beschaffen, und ich hatte übernommen, alles an Ort und Stelle bringen zu lassen, ehe die jungen Gatten von ihrem Ausflug wiederkehrten; aber was wir beide auch jetzt tun und erleben mochten, es führte uns alles nur auf uns selber und auf unser Leiden, Entbehren und Lieben zurück.

Ich vergesse den Morgen dieses Hochzeitstages nicht. Elisabeth war früh, wie in den Zeiten vor ihrer Verlobung, zu mir gekommen und hatte sich auf mein Bett gesetzt. Fern von all den Ihren, völlig auf sich selbst gestellt, wollte sie, die Mittellose, mit dem ebenso mittellosen Jerichau ein Bündnis schließen, und in all ihren Empfindungen aufgeregt, drängte sie es an dem Morgen, mir noch einmal ihr Herz auszuschütten, vor mir in ihre Vergangenheit zurückzuschauen und mit erbangender Glückesahnung in die Zukunft zu blicken. All ihr Lieben, all ihr Hoffen sprach sie vor mir aus, und ich? — Es fiel ihr gar nicht ein, an mich zu denken, gar nicht ein, daß mein Herz mir brennen könne in der schwer beklommenen

Brust, und daß die Frage mir auf den Lippen bebe: Warum dir das alles und nicht mir? —

Und bald darauf, an einem andern Morgen, standen wir wieder beisammen, wie damals in der Kirche; aber diesmal waren wir allein, Stahr und ich, in dem engen kleinen Gemache von Jerichau. Ich hatte die Stühle zurechtgestellt, den Teppich vor dem Sofa ausgebreitet, den Tisch mit seiner Decke überdeckt. Die weißen Gardinen hingen sauber an dem kleinen Fenster nieder, eine etruskische Schale, die ihrer Blumen wartete, stand auf dem Tische. Es war alles bereit, die Glücklichen bei ihrer Heimkehr zu empfangen. Wir sahen uns um, ob nichts weiter fehlte; und wie wir die Augen zurückwendeten, wie unsere Blicke einander trafen, zitterten Tränen an unsern Wimpern, und die Augen schließend in gepreßtem Schmerz, nahm Stahr mit beiden Händen mein Haupt, und ließ mich still weinen an dem festen Herzen, das — ach in wieviel hundert bangen Stunden mein Hafen und mein Halt gewesen ist; und aus dessen Treue all mein Glück erwachsen. Es brachte jeder Tag sein herbes Leid, es brachte jeder Tag seine überwältigende Wonne.

Das Fortgehen der beiden Jerichaus, die Abreise des jungen Malers Hummel, der mit seiner hübschen und freundlichen Frau zu unserm nächsten Umgangskreise gehört hatte, traf uns wie das Fallen des ersten Blattes im Sommer. Es mahnte an den Herbst.

Man ging also wirklich fort von Rom? Unseres Bleibens war hier nicht für immer? Der Gedanke überwältigte uns, als hätte er nicht fort und fort auf uns gelastet. Der Februar nahte sich bereits dem Ende, dann ward es März, der währte auch nur einunddreißig Tage, dann kam der April — und was dann? — Ich mochte nicht mehr daran denken, denn auch ich war endlich dahin gekommen, mir, wie Stahr, zu sagen: Leben, solange es Tag ist und sterben, wenn es sein muß!

Niemand von allen, die uns kannten, war jetzt mehr im Zweifel darüber, was zwischen uns beiden vorging, aber die besten unter

unseren Freunden waren Menschenkenner genug und hatten selbst genug erlitten und erlebt, um mit jener schweigenden Teilnahme, ich möchte sagen, mit der Ehrfurcht an uns heranzutreten, die ein großes Unglück einflößt. Wir konnten und wollten bald nicht mehr ohne einander sein — man trennte uns auch nicht mehr — niemand lud einen von uns ohne den andern ein. Ich ging nicht mehr in die Gesellschaften, die Stahr unter dem Vorgeben, daß sie ihn angriffen, vermeiden konnte. Wir lebten nur einer für den andern.

Morgens gingen wir hinaus und verträumten Arm in Arm glückselige Stunden in den Trümmerstätten des alten Roms, auf St. Babinos luftiger Höhe, in dem stillen Klostergarten von San Onofrio, oder in dem immer einsamen Boskett über der Villa Medici. Heute holte Frau Mertens uns ab, einer Funktion in Sankt Peter beizuwohnen, zu der ich noch im Wagen die Toilette mit dem schwarzen Schleier machen mußte, während der mir gegenüber sitzende Geliebte mir den in Eile mitgenommenen Spiegel vorhielt, und morgen brachten wir mit den feinen, alles schnell verstehenden Gallahoffs den Mittag und den Abend zu. Waren wir einsam zu Hause, so legte ich, wie Stahr es liebte, Gesellschaftskleidung für ihn an und, still an seiner Seite sitzend, mit Blumen an der Brust und im Haar, die er selbst für mich aus dem Kolosseum oder aus den Villen mitgebracht, verzehrten wir das Nachtessen, das ich aufgetragen, und lasen zusammen, was Liebe vor uns empfunden und gedichtet hatte. Ach! wie glücklich waren sie, diese Tage, in denen wir so unglücklich waren!

Mit dem Ende des Februar und dem Anfang des März kam eine gewisse Unruhe in die ganze Fremdengesellschaft. Man hatte vieles nachzuholen, wünschte alles Versäumte noch zu genießen und dachte an die Osterzeit, nach welcher die Mehrzahl der Fremden Italien oder doch Rom verlassen wollte. So ward jeder Tag mit Unternehmungen aller Art fast überladen und wir machten uns samt und sonders oftmals übermäßig müde.

Eines Tages, es war am zweiten März, waren Stahr und ich schon um siebeneinhalb Uhr nach dem Campo Vaccino gegangen, hatten uns danach lange in den Thermen verweilt, in einem Kaffee gefrühstückt und waren dann nach Hause gewandert, um mit Freunden eine Fahrt in die Campagna zu machen, von der wir, wie gewöhnlich, erst gegen den Sonnenuntergang nach Hause kamen. Mir blieb gerade nur so viel Zeit, mich in aller Eile zu einem großen Mittagessen anzukleiden, zu welchem mein Arzt, Dr. Pantaleoni (er hat später in der italienischen Erhebung eine bedeutende Rolle gespielt), mich eingeladen hatte, und als ich nach Hause kam, war meine Begleiterin noch bei ihren Freunden, indes Stahr mich verabredeterweise noch erwartete, weil wir ein Trauerspiel von Mosen beenden wollten, das wir gemeinsam zu lesen begonnen hatten.

Da Stahr nicht lesen durfte, machte ich ein für allemal die Vorleserin, indes ich mußte ihm den Abend sofort erklären, daß ich viel zu müde sei, um noch irgend etwas vornehmen zu können, daß ich von dem langen Verweilen in der aufregenden Frühlingsluft abgespannt sei, daß die heißen Gesellschaftsräume und die fremdsprachlich wechselnde Unterhaltung mir den Rest gegeben hätten, daß ich durchaus schlafen gehen müsse und daß er mir nichts Lieberes tun könne, als mich daran nicht zu hindern.

Er schüttelte betrübt den Kopf. „Eine halbe Stunde wirst du dich doch noch überwinden können!" bat er. „Sieh! ich lege die Uhr auf den Tisch — um halb zehn Uhr gehe ich pünktlich fort! — Komm! setze dich zu mir und erzähle mir von der Gesellschaft!"

Ich tat, wie er es wollte, aber zum Berichten war ich viel zu müde und bat ihn, er möge mir lieber etwas erzählen, „aber nicht etwa von einem Puppentheater aus deiner Kindheit," setzte ich scherzend hinzu, „denn ich stehe dann nicht dafür, daß es dir besser als Wilhelm Meister ergehe und daß ich nicht einschlafe wie seine Marianne."

Wir saßen auf dem Sofa beieinander, die Lampe brannte auf

meinem Schreibtisch, das Feuer wie noch immer am Morgen und am Abend im Kamine. „Lehne dich an mich!" sagte Stahr, „ich will dir erzählen, welch gute Gespräche ich mit Gallahof über die sozialistischen Romane der Sand in diesen Tagen gehabt habe. Das wirst du doch noch fassen können." Ich versprach meine volle Achtsamkeit, kaum aber lehnte ich meinen Kopf an seine Schulter, so fühlte ich die sanfte Abspannung aller meiner Sinne, die dem Schlaf vorangeht, und ich hatte dabei ein unbeschreiblich glückliches Gefühl.

Sah ich vor mir hin, so blickte ich in die sprühende Flamme des Kamines, die der Geliebte brennend erhalten hatte, bis ich gekommen war. Blickte ich zur Seite, da standen die Blumen, die er für mich gepflückt, und hob ich das Auge empor, so schaute ich in das geliebte Angesicht, das zärtlich auf mich niederblickte. Ich hörte, was er mir von dem Meunier d'Angibeau, von der Sand, von unserm Freunde und dessen Meinung sagte, aber es klang mir bald leiser und leiser, als spräche man es in einem Nebenzimmer, als hörte ich es von fern und dazwischen tauchten ganz andere Bilder und Vorstellungen vor und in mir auf. Ich glaubte zu Hause zu sein, ich dachte an meinen Vater, der mich auch bisweilen so in seinem Arm gehalten und friedlich hatte ruhen lassen, aber ich war viel glücklicher, als in meines Vaters Arm. Ich wiegte mich in stiller Wonne, die Gedanken flossen mir unhaltbar ineinander — und ich besann mich erst wieder auf mich selbst, als der Schall der Türklingel mich emporschrecken machte.

Ich sah um mich; Stahr war fortgegangen. Es war fast elf Uhr, meine Gefährtin kam nach Hause. Auf dem Tisch lag ein Blatt Papier.

„Ich habe Wort gehalten," hatte Stahr darauf geschrieben, „bin Punkt neuneinhalb Uhr fortgegangen. Du hast es nicht gemerkt, als ich Deinen Kopf sanft in die Sofaecke lehnte. Schlaf Dich recht gut aus, mein Herz! Auf morgen früh!"

Mein Vertrauen in ihn war schrankenlos und darin beruhte unser Glück und all unser Hoffen.

Sonst, wenn Stahr am Abend von mir ging, pflegte er irgend etwas von meinen Sachen als Trost für die Stunden der Trennung mit sich zu nehmen, was Gaetana dann am andern Morgen zurückholte, wenn sie die Briefchen hin und wieder trug. Je nachdem der Abend kühl oder wärmer gewesen war, hatte er sich beim Scheiden manchmal in meinen Schal oder in meinen Mantel gehüllt, und als es dann mit dem Frühjahr immer gewaltiger vorwärts ging, als es so warm geworden war, daß man selbst am Abende des Mantels nicht mehr bedurfte, pflegte er meinen kleinen Ring mitzunehmen und aufzuziehen, den einzigen, den ich damals trug, und diesen „zur Gesellschaft" vom Abende bis zum Morgen bei sich zu behalten.

Es war ein kleiner herzförmiger Diamant auf glattem Goldreif, der Verlobungsring meiner Mutter. Stahr hatte ihn mir im Anfang unserer Bekanntschaft einmal abgezogen, ihn zu betrachten, und ich hatte ihm dabei ein Erlebnis aus einer mir nahe befreundeten Familie erzählt, das mit einem Ringe zusammenhing. Die alten, ich glaube aus dem Litauischen übersetzten Verse:

Feins Lieb halt feste,
Wie der Baum die Aste,
Wie der Ring den Demant!
Dich und mich trennt niemand!

spielten in dem kleinen Familienroman eine Rolle.

Diese Verse hatten Stahr gefallen und gerührt, und sie waren oftmals von uns nachgesprochen worden, bald von Stahr, bald von mir. An einem Morgen hatte er vergessen, den Ring der treuen Botin mitzugeben, wie er es sonst an jedem Tage getan, damit ich ihn gleich in der Frühe hätte. Wie er dann später am Vormittage zu mir kam, gab er mir den Ring und sagte: „Aber

wenn ich gehen muß, muß ich den Ring behalten. Den Ring nehme ich mit! Den läßt du mir!"

Es war eigentlich das erstemal, daß Stahr mit mir von seiner bevorstehenden Abreise von selbst zu sprechen anhub, und auch jetzt machte sich die Verschiedenheit unserer Gefühlsweise wieder deutlich kund. Denn während ich es als meine Pflicht ansah, ihm und mir in dem täglichen mündlichen und brieflichen Verkehr fortwährend seine ihn bindenden Verhältnisse gegenwärtig zu erhalten, hatte ich mir den Tag und den Augenblick unserer Trennung nie recht deutlich vorgestellt, und der Gedanke daran schlug mich furchtbar nieder, während Stahr, der sonst mit solcher Entschlossenheit nur im Augenblick zu leben vermochte, jetzt unserer Trennung mit fester, wenn auch trauriger Ruhe erwähnen konnte.

Ich konnte es nicht fassen, daß ein Morgen kommen könne, an welchem ich ihn nicht mehr sehen würde, und durch jenen Aberglauben der Liebe, die immer noch an Zaubermittel glaubt, wenn sie ihre Kraft ohnmächtig für die Erfüllung ihrer Wünsche findet, kam mir die kindische Zuversicht, der Geliebte könne nicht gehen, er werde und müsse mir bleiben, wenn er den Ring an seinem Finger trüge, den meine Mutter nie von ihrer Hand gelegt, den ich getragen hatte seit ihrem Todestage.

„Behalte den Ring gleich heute!" bat ich.

Stahr sah mich ernsthaft an. „Du hängst an dem Ringe!" sagte er, „aber freilich — lange nicht so wie ich an dir!" — Und ihn aufziehend, setzte er hinzu: „Dich und mich trennt niemand!" — Und der kleine, unscheinbare Demant, auf dem damals meine Tränen heller glänzten, als er selbst, ist zehn Jahr später des teuersten Mannes Trauring geworden und uns beiden ein Pfand des reinsten, höchsten Glückes.

Wir aßen an dem Mittag bei Frau von Schwanenfeld. Ich war stiller und ernster als in den Tagen unserer ersten Bekanntschaft, ich hatte jetzt aus tiefster Notwendigkeit seit lange schon über meine Zukunft entschieden, und ich wußte, was ich damit über mich ge-

nommen hatte. Mit meinem frohen Übermute war's vorbei, ich hatte schwere Sorge auf dem Herzen um den Geliebten und um mich.

Am Nachmittage, als die Männer ihren Kaffee in des Kammerherrn Zimmer tranken, blieb ich allein mit Frau von Schwanenfeld im Saal zurück. Wir sprachen ein paar Minuten über gleichgültige Dinge. Mit einem Male nahm sie meine Hand in die ihre, sah mich mit ihren schwermütigen Augen voll Mitleid an und sagte: „Sie haben Stahr den kleinen Ring gegeben, und Sie liebten dieses Andenken an Ihre Mutter. Sie werden viel zu leiden haben, liebe Lewald! Sie haben ein schweres Schicksal vor sich, aber Stahr verdient ein Herz wie Ihres. Sie beide werden miteinander tragen, was Ihnen sicher nicht erspart bleibt; indes Sie werden dafür auch wissen, daß Sie gelebt haben, und was lieben und leben heißt!"

Die Männer kehrten zurück, unsere besondere Unterredung war zu Ende. Das aber war für mich der Segen gewesen, der über uns von einem der edelsten Herzen gesprochen worden war.

18

In den März fielen die Geburtstage von verschiedenen Personen unseres allernächsten Freundeskreises. Wir hatten am achten März in Stahrs Wohnung und als dessen Gäste Gurlitts Geburtstag, der zugleich der Geburtstag seines damals zweijährigen Knaben war, mit einem kleinen Mittagessen gefeiert, das Stahrs Wirt, Signor Santini, der ehemalige fürstliche Koch, trefflich hergerichtet, und an dessen Ende der kleine Gurlitt, wie es sich gebührte, feierlich vorgeführt worden war; am zwölften hatten wir Dr. Hettners Geburtstag begangen, und auf den vierundzwanzigsten fiel mein Geburtstag, an dem die Freunde liebreich Anteil nahmen.

Man hatte mir Blumen die Fülle und eine Menge der kleinen

Gegenstände verehrt, die man als Andenken von Rom über die Alpen zurückzubringen liebte. Der Bildhauer Woltreck, ein freundlicher Mann, aber nicht eben ein bedeutender Künstler, hatte mir die stilisierte Büste eines römischen Knaben verehrt, die er denjenigen Fremden zum Abschied zu schenken pflegte, welche er solcher Auszeichnung für würdig hielt. Wir hatten uns deshalb in unserm damaligen Übermute gewöhnt, diese Büste, der Stahr um ihres unnatürlich kleinen Mundes willen den Spottnamen Taciturnus gegeben hatte, als den „roten Adlerorden vierter Klasse" zu bezeichnen und sie zur Zielscheibe unseres Witzes zu machen — während der kleine Kopf, den ich in Rom einmal nur mit Mühe davor bewahrt, das Ziel eines Pistolenschießens zu werden, noch heute auf einem Simse in meinem Zimmer steht und mir als Zeuge guter Tage lieb und wert ist. Der und jener hatte mir Ansichten von Rom gebracht, und ich rollte gerade eine schöne Ansicht des Pantheons auf, die Frau von Goethe mir mitgebracht hatte, als meine Gaetana mir einen Brief von Stahr und eine Schale voll Veilchen übergab.

Ich machte das Siegel des Briefes hastig auf und fand die folgenden Verse mit der Aufschrift:

Mit meinem lang gebrauchten Siegel.

Wie manchem Brief, den ich geschlossen,
und ihm dies Siegel aufgedrückt,
hab' ich unmutig und verdrossen
auf seiner Wandrung nachgeblickt.

Erscheint mir jetzt dasselbe Zeichen,
so ist es deine liebe Hand,
die, mir der Liebe Gruß zu reichen,
es in die Ferne ausgesandt.

Dann zaubert mir sein hold Erscheinen
vergang'ne Seligkeit zurück,
und manche Träne werd' ich weinen,
begegnet wieder es dem Blick.

Ich war den ganzen Morgen innerlich bewegt gewesen von dem Gedanken, daß dies der einzige Geburtstag sei, den mit dem Geliebten zusammen zu verleben das Schicksal mir vergönne, und seine Worte rührten mich deshalb um so lebhafter, aber — das Siegel, von dem er sprach, fand sich in dem Briefe nicht, obschon er verschlossen angekommen war, und Gaetana behauptete, es sei etwas „Festes" in demselben gewesen, als der Herr ihn ihr übergeben hätte. Sie suchte ihre Taschen durch, wir suchten auf dem Tische, auf dem Boden, die ganze kleine, festliche Anordnung des Zimmers wurde umgewühlt, es fand sich nichts. Da wir alle Stahrs Empfindungsweise bei solchen Anlässen kannten, tat der Vorfall uns sehr leid, abgesehen davon, daß er mir schmerzlich war. Und nun traten wieder einmal die ganze Güte und Liebenswürdigkeit von Frau von Goethe vor, die überall, wo sie eine Möglichkeit des Helfens voraussah, sofort bei der Hand war.

„Stahr wird außer sich darüber sein!" sagte sie. „Er wird ein Zeichen von böser Vorbedeutung darin finden, und mir würde es geradeso gehen. Auf der Piazza Navona bei dem Anticaillenhändler sind alle erfinnlichen Siegel zu finden. Mein Wagen steht vor der Tür. Ihre Aufwärterin hat gemeldet, daß Stahr erst um zwei Uhr zu Ihnen kommen würde. Ich fahre nach Piazza Navona — geben Sie mir irgendeinen seiner Briefe — wir finden gewiß das gleiche Siegel, und er braucht die Sache gar nicht zu erfahren."

In solchen Augenblicken, wenn ihr Herz irgendeiner fremden Herzensnot abhelfen zu können glaubte, war sie geradezu unwiderstehlich und in der Fülle ihrer Lebhaftigkeit so jugendlich, daß ihr graues Haar wie eine Unwahrheit an ihr erschien und man immer

die Neigung fühlte, ihr die, wie eines Kindes kleinen Hände zu küssen. Aber diesmal konnte ihr guter Wille uns nichts frommen, denn ich hatte das Siegel nie gesehen, kannte weder seine Form noch seine Farbe, sondern nur den Abdruck eines antiken weiblichen Kopfes, den ich auf all den Tagesbilletts gesehen hatte, und noch während des Beratens und Suchens kam Stahr selber.

Wir hatten uns in unseren Voraussetzungen nicht getäuscht. Das Verschwinden des Siegels verursachte ihm eine sehr unangenehme Empfindung. Er hatte die Glaspaste durch eine lange Reihe von Jahren gebraucht, und daß sie in dem Augenblick verschwunden war, da er sich von ihr getrennt hatte, um sie mir als ein Pfand unseres künftigen Zusammenhanges zu geben, machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf seine Phantasie, so daß der ganze Tag, auf den wir uns gefreut hatten, ihm in gedrückter Stimmung trüb verging. Man fing immer und immer wieder zu suchen an, und es war schon gegen den Abend hin, als ich mich zufällig danach erkundigte, was oder wen der Kopf auf dem Siegel eigentlich dargestellt habe.

„Es war ein Ariadne-Kopf," sagte Stahr und erzählte, woher das Siegel stamme.

„Aber das ist ja ein wahres Glück, daß das Siegel verschwunden ist!" rief ich aus.

Stahr sah mich fragend an. „Wie kann man denn einer Frau, die man liebt und von der man scheiden muß, einen Ariadne-Kopf zum Andenken hinterlassen!" bedeutete ich ihn. „Das Schicksal ist ja viel gütiger als du! Mir wäre das Siegel auf deinen Briefen unheimlich gewesen, hätte ich je daran gedacht, was das kleine Köpfchen bedeuten sollte. Ich bin froh, daß es fort ist, und ich werde auch nie ein anderes Petschaft brauchen, als das mit meinem Namen oder jenes andere, das du mir gegeben mit der geliebten Inschrift: ‚Roma, 6. Febr.', das uns an einen so glückseligen Tag erinnert. Laß die Ariadne begraben und vergessen sein!"

Das wirkte, und wir hatten einen hellen, frohen Abend. Am

nächsten Morgen jedoch tauchte unerwartet die „Verlassene" wieder auf. Ich selber oder der gleitende Fuß und das schleppende Kleid einer anderen mußte das Siegel, das beim Öffnen des Briefes ungesehen und ungehört auf den weichen Teppich gefallen war, fortgezogen haben bis in mein offenstehendes, durch keine Türschwelle von meinem Wohnzimmer getrenntes Schlafstübchen, wo es ganz unversehrt beim Reinigen des Zimmers auf der grauen, groben Fußdecke zum Vorschein kam. Aber es hat mir kein Unheil gebracht, und ich bewahre es noch heute als ein Andenken an den Tag und an die nie zu vergessende Herzensanmut der liebenswürdigen Frau von Goethe.

Beieinandersein! Das war der einzige Gedanke, den wir jetzt noch hatten, jetzt, wo die kurze, uns gegönnte Spanne Zeit so leicht zu übersehen war. Jedes von uns hatte das Bestreben, sie auszufüllen, so reich als immer möglich sich ganz zu erschließen, daß nichts in unsern Herzen einander verborgen blieb, und es gehen gewiß viel tausend Menschen durch das Leben in ihr Grab, denen nicht ein Schimmer von dem Glück vergönnt ward, dessen wir in jener Zeit genossen, mitten in aller Herzenspein.

Und dabei umgab uns die volle Lebenslust eines Menschenkreises, der, weil auch ihm nur noch ein kurzes Beisammensein gegönnt war, von der ihm liebgewordenen Geselligkeit noch so viel als möglich Vorteil ziehen wollte. Der kleinen Mittagsgesellschaften, der großen Empfangsabende war gar kein Ende. Stahr hatte gegen alle diese Verhältnisse eine brennende Ungeduld und konnte die nicht verbergen, wollte es, wie er einmal geartet war, auch gar nicht.

Eines Abends befanden wir uns in großer Gesellschaft bei einer Schweizer Familie, die sonst nur kleinere Kreise um sich versammelte, es zum Schluß des Winters aber auf ein großes Abschiedsfest angelegt hatte. Fremde, die mir durch unsern Freund, den preußischen Konsul Marstaller vorgestellt worden waren, nahmen mich in Beschlag, Stahr fand sich dadurch beeinträchtigt und be-

klagte sich darüber gegen mich mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit so laut, daß unser Freund es notwendig hören mußte.

Das verletzte mich, und leise abwehrend, bat ich: „Aber ein klein wenig könnten Sie sich doch um meinetwegen menagieren!" Kaum aber hatte ich die Worte ausgesprochen, so fuhr Stahr zusammen, und ehe ich es hindern konnte, hatte er mich und die Gesellschaft verlassen.

Der Rest des Abends wurde mir dadurch zur Qual. Ich hätte weinen mögen und konnte meinen Schmerz, meine Angst und Sorge nur durch eine gewaltsame Heiterkeit verbergen, und da ich in dieser Beziehung mich gut geschult hatte, kam ich über die letzten Stunden des Abends fort. Aber ich war wie erlöst, als ich dann zu Hause war, als ich an meinem Schreibtisch saß und meiner Betrübnis, meinen bittenden Vorstellungen den freien Lauf lassen, die Tränen ausweinen konnte, die jede solche Maßlosigkeit des Geliebten mir erpreßte. Ich habe unter ihnen sehr gelitten, da sie meiner innersten Natur entgegen waren.

Früh am Morgen schickte ich wie immer meinen Brief. Aber noch ehe ich nach Hause gekommen war und meinen Brief hatte niederschreiben können, hatte der Geliebte auch an seinem Schreibtisch gesessen. „Du hast mich aus Deiner unmittelbaren Nähe vertrieben," klagte er, „aber ich rede doch zu Dir und nur um so ungestörter, da mich nicht, wie noch vor wenig Minuten, ein unerträglicher Zwang brustumkrampfend umfangen hält. Ob du zürnst, daß ich so ohne eine letzte Gute Nacht von Dir gegangen? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß ich gehen mußte, so gut wie die Kugel aus dem Rohre fliegen muß, wenn der Funke des Zündkrautes die Pulverkammer des Gewehres erreicht. Wäre ich nicht sofort hinweggeeilt, ich hätte laut aufschreien müssen vor wirrem Schmerz. Ich klagte Dir schon, daß sich immer nach jener heiteren Fröhlichkeit der letzten Tage ein Schatten über meine Seele wirft. Heute war es im stärksten Maße. Ich suchte Trost im leisen Selbstgespräche meines Herzens am Instrument;

es half nicht. In solchen Augenblicken sieht man schwarz, alles. Gestehe ich's nun, mich quält jede größere Gesellschaft, in der ich Dich sehen muß. Seit Jahren schon ist mir dies größere Gesellschaftswesen verhaßt, meinem tiefsten Inneren feindlich. In Rom, in meinem Zustand jetzt — unerträglich. Es ist, als ob die in ihrem Leibe geängstete Seele vor jeder Berührung des Unwahren, Falschen, Heuchlerischen, des Betruges und der gegenseitigen Lüge scheu in sich zurückzuckte; die ganze Kläglichkeit dieses Verbergenmüssens des Edelsten, Besten, dieses Verleugnen des heiligen Geistes der Wahrheit in uns, das für Anstand, Sitte, Tugend gilt, wuchtet sich über mich; so verlor ich auch heute alle Fassung, als ich Dich und mich in diesem gespenstigen Wesen just in den Räumen erblickte, wo sonst sich nur harmlose Natürlichkeit unbefangen bewegte. Und nun kam dein strenges, notwendiges, aber für mich um nichts weniger hartes Wort, dieses französische: ‚Sie müssen sich aber doch ein klein wenig menagieren!' dazu, das mir wie ein Stilettstoß ins Herz drang. Ich sag' es noch einmal, diese Warnung und Rüge war gerecht, war gefordert, war durchaus berechtigt; Gott im Himmel, sie war das alles — verdient auch, und doch, oder vielmehr eben darum konnt' ich sie nicht ertragen. Diese überlegene Fassung mir gegenüber, die Scham über meine Schwäche, die volle Einsicht meines Unrechts, und bei und trotz dem allen der immer durchhallende Grundton des innersten Bewußtseins, daß ich um allzumächtiger Liebe willen von Dir ein Leides erfahren mußte — dieses wühlende Chaos ließ mir keine Wahl, als augenblickliche Entfernung.

Nun bin ich fern von Dir und darf mich nicht mehr ‚menagieren'!

Ich liege zu Deinen Füßen und weine meine heißen Tränen in Deine Hände. —

Du hebst mich gütig auf und drückst mich an Dein Herz und sagst mir liebe, herzige, Du sagende Worte, mit denen Du so oft den inneren Sturm meiner Seele beschwichtigtest. Ach Liebste!

Liebe Seele, Du hast mir's so oft gesagt, daß Du mich liebst und meine Liebe erkennst; habe Mitleid mit mir, der zehntausendfache Seelenqualen in dieser Zeit des langsamen Todes zu überwinden hat und meist still in sich überwindet, just dann, wenn er am meisten heiter und ruhig erscheint. Verzeih mir auch diese Ausbrüche eines Schmerzes, der doch aus der Quelle meines größten Glückes entspringt. Ist es denn so undenkbar, daß ich verzweiflungsvoll jeder Stunde zusehe, die ich unserm wunderbaren, kurzen Blütentraumleben, hart am Rande des Abgrundes der Trennung für ewig — entzogen sehe, daß ich jedes Wort beneide, welches Du an gleichgültige Menschenaffen — an Schemen verschwenden mußt, daß ich ganz allein mit Dir und abgetrennt von aller Welt diesen Wundertraum austräumen möchte? — Sage mir nichts, was sich hierauf Vernünftiges sagen läßt. Ich weiß alles selbst, ich handle auch danach, meist fast immer, aber nur zuweilen, wie heute — kann ich's nicht.

Es geht mir etwas durch den Kopf! Ich möchte plötzlich selbst das Beil auf mich herabstürzen machen, vor der Zeit, das drohend und sicher über mir hängt und fortgehen von Dir ohne Abschied! Wüßte ich nur, wie ich's ertragen sollte, den natürlichen Tod der notwendigen, äußerlich notwendigen Trennung in den Selbstmord der freiwilligen zu verwandeln, dem die furchtbarste Reue folgen wird und muß —

Morgens. Soeben kommt Dein Brief. Er ist so himmelsgut, daß ich ebendeshalb die obigen, gestern niedergeschriebenen Zeilen nicht zerreiße, sondern Dir schicke, zum Zeichen, wie sehr Du Dich geirrt hast, wenn Du meine Stimmung für eine gewöhnliche hieltest — Du bist viel, viel besser, selbst klarer und freier und vor allem immer maßvoller als ich, in dieser Hinsicht eine schöne hellenische Natur.

Ich habe ruhiger geschlafen, als ich erwartete, bin seit sechseinhalb Uhr auf und freue mich der Sonne, die in mein Fenster strahlt; wenn sie es verlassen haben wird, eile ich zu meiner

Lebenssonne, zu Dir. Ade bis dahin. Tausend Dank für Deinen Brief. Adf."

Nie in meinem Leben bin ich so im Kampfe gewesen zwischen meiner Vernunft und meinem Empfinden; denn sobald ich den Geliebten leiden sah, fühlte ich mich schuldig, zürnte ich, gegen mein besseres Wissen, meiner Selbstbeherrschung, meiner gesellschaftlichen Schulung, meiner Ruhe, die zu behaupten mir doch schwer genug fiel. Ich fand mich immer geneigt, um Verzeihung zu bitten, wo ich mich hatte beklagen wollen, und wenn Stahrs mit jeder Stunde sich steigernde Leidenschaft mich bisweilen ängstigte, beglückte sie mich doch immer.

„Wie du wohl aussiehst!" rief er an dem Morgen, als er zu mir kam. „Ach ja! An dir gleitet das alles ab, wie der Regen von dem Wachstuch!" scherzte er, „und hast du dich einmal über dein gewöhntes Maß erwärmt, so legst du dich über Nacht in deinen Eiskeller (meine Schlafstube lag gegen Norden und war sehr kalt) und stehst dann wieder auf, so frisch wie heut und ‚kühl bis ans Herz hinan'!"

„Kann ich dafür, daß ich so kalt bin?" entgegnete ich ihm.

Er lachte hell und fröhlich auf. „Dein Brief von gestern abend soll mir eine Lehre sein — und meine Heftigkeit soll dir nicht mehr wehe tun!" setzte er mit gutem Vorsatz und mit gutem Glauben an sich selbst hinzu; indes der Mensch ändert sein eigentliches Wesen in reifem Alter nicht so leicht, und die Ausbrüche von Stahrs Heftigkeit folgten gerade in jener Zeit einander nur zu oft. Ein unschuldiges Wort, das ich oft völlig harmlos ausgesprochen, eine harmlose Äußerung, von der weder ich, noch einer der sonst Anwesenden begreifen konnten, weshalb sie Stahr mißfiel, konnte ihn jede Fassung verlieren und das Maß in einer Weise überschreiten machen, die uns alle ängstigte.

So fuhren wir an einem Nachmittag zu vieren nach der Villa Wolkonski hinaus. Meine Begleiterin, ich, Stahr und Gurlitt, und alle, wie wir drei es glaubten, in friedlichem Gespräch. Mit

einem Male fuhr Stahr auf, und ohne ein Wort zu sagen, ohne irgendeine Erklärung sprang er über die geschlossene Tür aus dem raschfahrenden Wagen hinaus und eilte davon — — Niemand wußte oder vermochte zu erraten, weshalb — ich selbst am wenigsten.

Der Schrecken machte uns alle starr! Es war ein Wunder, daß er nicht zu Schaden kam. Der Kutscher, ebenso wie wir erschrocken, hielt augenblicklich still. Gurlitt, gutmütig wie stets, schickte sich an, auszusteigen und wollte den Enteilenden zur Rückkehr mahnen, aber zornig gemacht und empört durch solche Selbstvergessenheit, gab ich's nicht zu.

„Das ertrag ich nicht!" rief ich, „das ist zuviel! Mag er erdulden, was er sich auferlegt! Und wenn ich selbst daran zugrunde gehen muß!" — Ich konnte nicht weiter sprechen, die beiden andern waren auch bestürzt, erzürnt, verlegen. Ich hatte, ohne es zu wollen, ihnen ein unumwundenes Geständnis meiner Beziehung zu Stahr gemacht, wir kamen zu keiner rechten Unterhaltung, die Fahrt wurde uns je länger, je peinlicher; ich hatte nichts im Sinn als die bitteren Vorwürfe, die ich Stahr zu machen gedachte, in so harten, so strengen Worten, wie sie aus meinem gequälten, zornigen Herzen im Beisein der anderen nicht hatten hervorbrechen dürfen. Ich hatte keinen Gedanken, als vor solcher Maßlosigkeit mich fürder zu bewahren, mich, wenn es sein müsse, loszureißen, mich zu befreien.

Wir waren für den Abend samt und sonders zu Freunden eingeladen, aber mir war die Lust dazu vergangen. Ich fuhr Gurlitt und meine Begleiterin zu dem Hause, in welchem man uns erwartete, bat sie, mich zu entschuldigen und ließ mich nach meiner Wohnung bringen. Ich sehnte mich, allein zu sein, mich auszuweinen, mir den Zorn vom Herzen zu schreiben, mich mir selber wiederzugeben für die Zukunft — wie trostlos sie mir auch sein müsse ohne ihn, der mir so weh tun konnte, weil ich ihn so liebte.

Ich ging die beiden Treppen rasch hinauf, aber noch ehe ich

Bernhard von Lepel

Selbstporträt, Bleistiftzeichnung für Theodor Fontane

schellen konnte, öffnete sich die Treppentür. Stahr stand vor mir und schloß mich in die Arme.

Das Feuer war angezündet, von der Lampe hingen frische Epheuranken nieder, die er auf seinem einsamen Weg für mich wie stets gebrochen; das Licht der Lampe beleuchtete eine kleine Nachbildung des Reliefs aus Villa Albani — des Abschieds von Orpheus und Euridice — die er für mich gekauft hatte.

Ich war überrascht, ich war zu sehr erschüttert und konnte nicht sprechen, mich nicht fassen.

„Sieh nicht so vor dich hin! Sieh nicht von mir fort," bat er mit weichem Tone. „Ich wußte, du würdest kommen!"

„Ich hatte nicht darauf gerechnet, dich bei mir zu finden!" gab ich ihm zur Antwort.

„So soll ich also gehen?" rief er, während das Blut aus seinen Wangen wich.

„Nein! Bleibe und erkläre mir, was ich getan habe, solche Mißhandlung von dir zu erleiden!"

Er blieb vor mir stehen, nahm meine beiden Hände in die seinen und sprach: „Muß ich dich fragen, Fanny, ob du mich je geliebt hast? Ob du mich liebst?"

Mir standen die Augen so voll Tränen, daß ich ihn kaum sah. „Nun denn!" rief er, „so erlaß mir die Demütigung der Selbstanklage, erlaß mir die Vorwürfe, die du mir machen müßtest, und die ich nicht ertragen könnte, spräche ich es aus, was mich zu dem wahnsinnigen Streich getrieben hat. Du sprachst mit heiterem Gleichmut von Neapel, von Palermo — von den Tagen, in denen ich gramzerrissen, fern von dir im Norden, in einer Enge, in Banden sein werde —"

„Das war es!" rief ich — „aber ich muß ja nach Neapel, nach Palermo gehen!"

„Gewiß! Gewiß! Du mußt es! Und du sollst es auch! — Aber der Gedanke, daß dann Gurlitt und wer weiß es, welche andere noch, dich sehen, bei dir sein werden, — und ich fern, fern

und von dir getrennt für immer! — Ach! kannst du's denn nicht fassen, daß mich dies sinnlos, rasend machte? Es war wie Todesschmerz! wie Todesangst! Bei Gott! ich wußte nicht, was ich tat, noch weniger, was ich dir tat."

Schelten hatte ich ihn wollen — trennen hatte ich mich von ihm wollen in meinem Zorn — und ich war so glücklich, daß der wilde Sprung ihm nicht geschadet hatte, daß ich das geliebte Haupt wieder in meinen Händen hielt, daß die treuen Augen an mir hingen, daß ich sie hören konnte, die mich anklagenden Worte seiner Liebe, und daß wir allein waren, ein paar stille Stunden einmal ganz allein! Es lag eben in unseren Verhältnissen, daß wir immer wieder aus der sanften Ruhe, die uns bisweilen umfing, hinausgeschleudert wurden in den Sturm der Leidenschaft.

19

Wir waren schon mitten in der Fastenzeit, und die großen Gesellschaften hatten seit deren Beginn aufgehört. Dafür gab es jedoch um so mehr kleine Zusammenkünfte, kleine gemeinsame Partien in die Campagna hinaus, und wenn ein Teil unserer Umgangsgenossen Rom auch bereits verlassen hatte, so war der bevorstehenden Osterzeit zuliebe von Norden und Süden ein starker Nachschub von Fremden gekommen, zu denen auch Andersen, der dänische Dichter, gehörte, den Gurlitt bald nach dessen Ankunft zu mir brachte.

Lang, mager, mit Gliedern, die er so hängend trug, als säßen sie nicht fest an seinem Körper, mit einem sehr unschönen Gesichte, war er uns im ersten Augenblicke eine sehr auffallende, ja eigentlich eine komische Erscheinung; aber seine wahrhaft kindliche, zutrauliche Gutmütigkeit und seine Zufriedenheit mit der Welt, den Menschen, mit sich und seinem Schicksal hatten etwas Rührendes, das für ihn einnahm. Ich hatte Jahre vorher alles, was er

geschrieben, mit großem Anteil gelesen, und die unschuldige, feine Dichternatur hatte mich angezogen und für sich gewonnen. Nun man ihn vor sich hatte, sah man, wie er eins war mit seinen Dichtungen. Hätte er sich selbst erfunden, er hätte sich gerade so machen müssen, wie er war. Bei einem völligen Hingenommensein von sich und seiner Märchenwelt war er selber wie eine Märchenfigur, und während man ihm eine scharfe Beobachtung der Natur und viel Kenntnis des menschlichen Herzens nicht absprechen konnte, erschien er bisweilen so fremd in der Welt und unter den Menschen, als hätte er bisher auf einem anderen Planeten und unter völlig von uns verschiedenen Wesen gelebt.

Kaum in Rom angelangt, begann er vorzulesen, wo man ihn immer hören wollte, und wo er vorlas, fehlte in seinem Programm niemals die Geschichte von „der häßlichen Ente", die sich in einen schönen Schwan verwandelt. Es war dies eine Art von Gleichnis, in dem er sein Schicksal versinnbildlichte; und es ist mir begegnet, daß ich an einem Tage dreimal — bei einem Frühstück, bei einem Kaffee und in einer Abendgesellschaft — diese Erzählung zu genießen bekam, so daß es mir des toujours canard doch beinahe zuviel ward, besonders weil Andersens Aussprache des Deutschen, dessen er übrigens sich sehr geläufig zu bedienen wußte, durch die vielen Gutturallaute sehr hart und unangenehm erschien, wenn er eben vorlas.

Die Frauen hatten ihn alle gern; die Kinder, die er an sich zog, wo er ihrer habhaft werden konnte, hingen ihm augenblicklich an, und wenn er es einmal über sich vermochte, von sich und seinen Märchen abzusehen, mußte man ihn lieb gewinnen; indes Stahr konnte sich mit Andersens Naivität im Leben nicht recht befreunden, konnte es nicht verstehen, wie ein an Jahren reifer, gebildeter Mann in Rom auf den Trümmern einer so gewaltigen Vergangenheit an Märchentändeleien denken könne, und er hielt sich deshalb von den Vorlesungen soviel nur möglich fern.

Fast gleichzeitig mit Andersen war aber zu Stahrs Freude auch

einer unserer Landsleute, der Tübinger Professor Schwegler nach Rom gekommen. Er hatte mit diesem, als dem Herausgeber der „Jahrbücher der Gegenwart", an welchen Stahr sich vielfach beteiligt, in mehrjährigem Verkehr gestanden, ohne ihm persönlich begegnet zu sein, und es machte ihm nun ein großes Vergnügen, mit dem Neuangekommenen die Museen und Kunstschätze, die ihm selber wie ein Eigentum vertraut geworden waren, aufs neue zu durchwandern, wobei ich sie in der Regel begleiten durfte, während Stahrs jüngerer Freund, Dr. Hettner, niemals dabei fehlte.

Während ich nun bei solchen Gelegenheiten begierig den Auseinandersetzungen folgte, in denen die Männer sich ergingen, in mich aufnehmend, was ich davon zu fassen vermochte, hatte ich zugleich Gelegenheit, in Professor Schwegler das Urbild eines deutschen Gelehrten, wie man es sich in früheren Zeiten vorzustellen pflegte, kennenzulernen. Er war damals siebenundzwanzig Jahr alt, stämmig bei mehr als mittlerer Größe und ein solches Bild der Gesundheit, daß uns später sein Tod im Beginn des kräftigsten Mannesalters doppelt überraschte und betrübte. An Wissen, wie die Männer es an jedem Tage wiederholten, ein höchst ausgezeichneter Mann, als Schriftsteller ein Meister der Form, war er im Leben und in den einfachsten Formen des geselligen Verkehrs so weltfremd, wie ein Kind, und dieser Gegensatz hatte etwas sehr Originelles, das mich belustigte und von dem Stahr sich ungemein angezogen fühlte.

Unsere Gedanken wurden durch Schweglers Dazwischenkommen wesentlich der Heimat zugewendet. Er hatte verschiedene wissenschaftliche Bücher aus Deutschland mitgebracht, welche im Laufe des letzten Jahres erschienen und also den in Rom lebenden Deutschen zum großen Teil noch nicht zugänglich geworden waren; und da wir den ganzen Winter hindurch alltäglich etwas miteinander gelesen hatten, meist waren es Goethe, Winckelmann, der Homer, die kritischen Gänge von Vischer und einzelne Kapitel aus der Hegelschen Ästhetik gewesen — so kamen denn nun auch Bruchstücke

aus den von Schwegler mitgebrachten Werken an die Reihe, soweit sie Stahr mir angemessen und zugänglich dünkten.

Aber schon bei den letztgenannten Werken war die Art der Darstellung zwischen Stahr und mir und Dr. Hettner, der damals darauf ausging, sich seine ersten literarischen Sporen zu verdienen, ein Gegenstand häufig wiederkehrender Erörterungen gewesen.

Ich hatte mich dabei immer gegen die Ausdrucksweise der Gelehrten aufgelehnt, welche die Männer als eine technische in Schutz nahmen, weil sie an den Ballast der Fremdworte in der Schulsprache gewöhnt waren, während ich den Gebrauch der technischen Fremdworte als eine Trägheit oder Unart bezeichnete, die ich als ebenso überflüssig und ebenso verwirrend erachtete, wie das in früheren Zeiten üblich gewesene Überladen der deutschen Sprache mit lateinischen und französischen Worten.

Ich behauptete, daß die Sprache, in welcher Lessing, Herder, Goethe und Schiller uns ihre erhabensten Gedanken hinterlassen hätten, ohne alle Frage reich und entwickelt genug sein müsse, alles und jedes auszudrücken, was das menschliche Gehirn an Gedanken erzeugen könne. Es müsse also möglich sein, mit Umgehung der dem Laien unverständlichen Schulsprache auch die tiefsinnigsten Gedanken, wenn man sie nur selber völlig klar beherrsche und sie in einfach aneinandergereihte kurze Sätze zusammenfasse, so deutlich zum Verständnis zu bringen, daß auch der philosophisch Ungeschulte, wenn er sonst wohlunterrichtet und begabt sei, sie in sich aufnehmen und in sich je nach seiner Fähigkeit weiter fortbilden könne.

Heute stehe ich mit dieser Behauptung sicher nicht mehr allein, aber damals hielt die Wissenschaft sich im allgemeinen noch hochmütig dem Leben und dem Laien fern, und selbst meine Freunde wußten sich in Rom noch viel damit, wenn sie sich in ihren ernsteren Arbeiten in den hergebrachten Schulausdrücken bewegten, wenn sie sich mit schleppender, feierlicher Würde innerhalb

der langen Ciceronianischen Konstruktionen ergingen, die einen atemlos machten, wenn man sie vorzulesen hatte.

Das war mir um so auffallender, da sowohl Stahr als Hettner, nachdem ein mir nahe befreundeter Rat der österreichischen Gesandtschaft mir aus Deutschland meine drei Romane hatte nach Rom kommen lassen, voll von dem Lobe meines einfachen Satzbaues waren. Sie rühmten immer auf das neue meinen klaren und bestimmten Stil, sie nannten ihn edel, nannten ihn männlich — und er hatte doch, weder von ihren Fremdworten, noch von ihren wie Vexierdosen ineinandergeschachtelten Sätzen und Zwischensätzen eine Spur. Ich verlangte daher, daß auch sie künftig bei allem, was sie für den Druck schreiben würden, mein Fassungsvermögen und meinen Bildungsgrad als das Mittelmaß desjenigen Verständnisses in Betracht ziehen sollten, auf welches der deutsche Schriftsteller in dem deutschen Volke, für das er schreibt, zu rechnen habe. Ich riet ihnen, sich bei all ihren Sätzen stets zu fragen: „Würde unsere Freundin das verstehen?" — Und sooft ihnen dieses zweifelhaft sei, die Sache schärfer durchzudenken, um sie klarer und einfacher darstellen zu können. Stahr ist dieser Mahnung aus Liebe für mich stets eingedenk geblieben, und wir haben uns scherzend oft daran gefreut, wie sehr mein Mangel an klassischer und gelehrter Bildung der Einfachheit seines Stiles, der schwungvollen Klarheit seiner Ausdrucksweise zustatten gekommen sei. Denn übermütig, wie ich es damals immer noch war, riß ich ihm seine prächtigsten Sätze, wenn ich ihm aus seinen Arbeiten vorzulesen hatte, ohne Erbarmen auseinander, und seine Liebe ließ es sich gern gefallen, wenn ich ihn nötigte, sie zu modeln und sie unter seinen Augen selber modelte, bis sie mir klar und mundgerecht geworden waren.

Aber nicht allein in diesem Betrachte hatte ich Einfluß auf den von mir geliebten Mann. Ich durfte mir überhaupt eingestehen, daß, wie ich in mir durch seine Liebe gewachsen und freier geworden war, wie er mich an jedem Tage bewußt und unbewußt

gefördert hatte, auch er sich sehr gewandelt und wesentlich entwickelt hatte durch meinen Glauben an ihn und an seine geistige Bedeutung.

Freilich hatte er, als ich ihn kennenlernte, jenes berechtigten Selbstgefühls nicht entbehrt, welches sich auf seine Studien, auf seine anerkannten philologischen Forschungen und Leistungen, auf seine Befähigung für seinen Beruf und auf seine Tüchtigkeit in seinem Amte gründete. Aber dasjenige, was der ganze römische Freundeskreis an ihm bewunderte und liebte, was mir von Anfang an so auffallend und anziehend an ihm erschienen war, der schnellkräftige, in jedem Augenblicke schöpferische Gedankenreichtum, die schwungvoll lebendige, ja recht eigentlich poetische Weise, in welcher er sich ausdrückte, erschienen ihm, da sie ein ihm Angebornes waren, als etwas so durchaus Natürliches und Gewöhnliches, daß er ganz verwundert war, wenn er bemerkte, wie er uns oftmals mit seinen Ideen überraschte, wie seine warme Begeisterung uns mit sich fortriß und uns entzückte.

Noch vor der Zeit, in welcher ich mich ihm in Liebe zugewendet, hatte ich einmal gegen ihn geäußert, wie es mir unbegreiflich sei, daß er sich immer nur mit der Zergliederung und Beurteilung fremder Arbeiten, fremder Dichtungen beschäftigt habe, statt selbständig Selbständiges zu schaffen.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte er darauf. „Ich habe wohl Gedichte genug gemacht in meinem Leben, vielleicht auch eine Art von lyrischer Begabung, aber ich bin kein Dichter!"

„Das glaube ich auch nicht," entgegnete ich ihm, „denn wenn Sie ein solcher wären, würden Sie eben Romane oder Trauerspiele oder etwas Derartiges haben machen müssen aus innerer Notwendigkeit; aber man kann doch auch in anderer Weise selbständig schaffen, und die Bemerkungen, welche Sie uns gelegentlich so hinwerfen, sind oft viel geistreicher und dabei poetischer, als man derlei in den wohlüberlegten Werken der gegenwärtigen Literatur anzutreffen gewohnt ist." —

Er lachte, scherzte darüber, wollte, daß ich ihm irgendein Beispiel davon sagen sollte, ich vermochte das in dem Augenblicke nicht. Aber ich wollte recht behalten und zugleich ihn nötigen, sich gerecht zu werden. Ich legte mir also an jenem Tage ein paar Blätter losen Papiers in mein eigenes Exzerpten- und Notizbuch und fing an, ohne daß Stahr es ahnen konnte, mir die Bemerkungen aufzuschreiben, die ich bei dem und jenem Anlasse von ihm vernahm und die mir wichtig schienen. Eben hatten wir uns einmal bei Frau von Goethe, als ich und Frau Mertens allein bei ihr gewesen und die Rede auf Stahrs im Bilde so glückliche Ausdrucksweise gekommen war, den Spaß gemacht, ein ganzes Register solcher bildlichen Redensarten aus der Erinnerung zusammenzustellen, und ich hatte es an mich genommen.

Jetzt, da die Zeit des Scheidens immer näher an uns herankam, da seine Frage: „Was soll aus mir werden, wenn ich dich lassen muß? Was soll ich tun, wenn du mir fehlen wirst? Und was wirst du beginnen, fern von mir?" immer dringender an uns herantrat, war es zuletzt doch immer die Arbeit, auf die wir einander vertrösteten.

Wir waren, da meine Reisebegleiterin mit ihren Freundinnen und Bekannten beim Beginn der guten Jahreszeit fast immer unterwegs und die uns befreundeten Maler viel in der Campagna waren, meist allein, und wir ersehnten diese Einsamkeit und Freiheit, denn das nahe Scheiden fing an uns wie eine Todesangst die Herzen zusammenzupressen.

Man schrieb an Stahr aus seiner Heimat weit häufiger als bisher, und alle Briefe, welche er erhielt, sprachen von seiner baldigen Rückkehr, fingen sie zu fordern an. Gerüchte von seiner Leidenschaft für mich hatten sich durch Bekannte, welche gleich nach dem Karneval Rom verlassen, nach Deutschland und offenbar auch nach Oldenburg verbreitet. Was seine Frau davon erfahren, was Stahr selbst ihr in seinen Briefen unwillkürlich davon verraten haben mochte, war aus ihren Briefen nicht zu ersehen; indes es war eine

unbestimmte Angst in ihnen unverkennbar, und wir litten durch sie ganz unsäglich.

„Sei geduldig und nachsichtig mit mir," sagte Stahr mir eines Abends, als wir allein beisammen waren, und er gerade Briefe aus Oldenburg empfangen hatte. „Sei nachsichtig mit mir, denn es ist mir nach solchen Briefen oft zumute, als werde ich geviertteilt. Sie reißen mich mit der Macht der Gewohnheit, mit der Gewalt, welche das Pflichtgefühl auf uns übt, nach jener Seite hin. Ich empfinde es dann, daß ich Frau und Kinder liebe, ich möchte mich mit einem Schlage zu ihr und zu den Kindern hinversetzen, möchte dich vergessen können und weiß doch, daß ich mir selber verloren wäre, wenn ich's vermöchte. Denn ich habe mich selbst erst gefunden und erkennen lernen in der Liebe zu dir. Ich kehre nicht wieder als der, als welcher ich gegangen bin. Ich hätte Italien und dies eine Jahr nicht genießen, dich nicht kennenlernen dürfen, wenn ich dies alles wieder für immerdar entbehren soll. In jene alten engen Verhältnisse zurückzukehren ist mir schlimmer als der Tod — aber ich werde gehen, weil ich muß. Nicht um eine Stunde werde ich meinen Urlaub überschreiten, obschon man mir seine Verlängerung behufs einer griechischen Reise wohl bewilligen würde, da die Königin von Griechenland (sie war eine oldenburgische Prinzessin) mir geneigt ist."

Es war sehr selten, daß Stahr eine solche Klage aussprach, aber sie warf mich denn auch — und zwar mit Notwendigkeit — aus allen meinen Himmeln. Ich konnte ihn nicht leiden sehen, und weil wir beide an dem Abende so niedergeschlagen und so traurig waren, daß wir zu keiner Unterhaltung kommen konnten, ging ich an meinen Schreibtisch, holte mein Notizbuch hervor, aus dem er sich immer gern vorlesen ließ, aber ich las nicht, was ich für mich und aus meinem Empfinden heraus geschrieben, sondern die Gedanken, die ich von ihm gehört und aufgezeichnet hatte, wie z. B.:

1. Die Poesie steht zur Realität (auch der Geschichte) in dem

Verhältnis wie die Liebe zu ihrem endlichen Objekt. Wie das seherische Auge der Liebe nur das Göttliche durch die endliche Erscheinung hindurch erschaut, wird es zugleich zu der belebenden, zeugenden Kraft, die den Keim dieses Göttlichen zur Blüte treibt. So ist die Poesie die Liebe, die den Keim, das Göttliche, aus den schweren Erdschollen der realen Endlichkeit hervorruft und den Baum des Kunstwerkes seine Äste zum Himmel treiben läßt.

2. Unsere Bildung ist die Verstandesbildung des Barbarentums, die der Idealität des Kunstwerkes gegenüber ihr Interesse vergleichend an die Realität heftet und sich in dem Maße befriedigt fühlt, in welchem sie in der Textur des Kunstwerks jene Verstandesrealität wiederfindet. Der van der Veldesche Wallenstein, „der die Bestie hängen läßt", ist ihr Mann. — Der Geist der hellenischen Bildung erfreute sich umgekehrt an dem Dichter, der die gewaltige Naturroheit seiner herdenraubenden, küstenplündernden Väter zu der marmornen Idealität und göttlichen Größe der Heroen verklärte. Nur dem schärferen Auge zeigen sich in den homerischen Kunstwerken und in der griechischen Tragödie Spuren jener Textur der rohen Realität, welche die Aufzugsfäden des Gewebes bilden.

3. Der Geist der hellenischen Bildung verhält sich zu der barbarischen wie das gewordene Ganze zu einem äußerlich gemachten Teil.

4. Weil das Kunstwerk im Produkt die Liebe ist, so kann es nur in der Gegenliebe des Publikums diesem reproduziert werden; dem Barbaren aber fehlt die Liebe und die Anerkennung, und der Künstler, der Dichter, stehen allein. — Der Boden der Liebe des einzelnen ist die Familie, die der Völker die bewußte freie Nationalität. Darum lieben nur freie Völker und Völker, die Nationen sind, ihre Dichter.

5. Die Hellenen und selbst die Römer, die Spanier, Franzosen, Engländer sind die Blutsverwandten ihrer Dichter. Die Deutschen

sind wie die erbberechtigten, entfernten Verwandten ihrer Dichter, darum lieben sie die ihrigen erst, wenn sie Erblasser geworden sind.

Stahr hörte diese Sätze, die ihm natürlich einleuchten mußten, weil sie seine eigenste Überzeugung aussprachen, ahnungslos und mit Vergnügen an. „Wo hast du das her?" fragte er, sichtlich von seinen trüben Erinnerungen abgezogen.

„Das habe ich dir nachgeschrieben, ebenso wie alle diese Gleichnisse und Bilder!" entgegnete ich ihm, indem ich das Blatt aus meinem Buche herausnahm und es in seine Hände legte. Es trug die Aufschrift: „Stahrsche Gedanken und Redensarten (gelegentlich aufgeschrieben)".

Er lachte bei einigen der Redensarten fröhlich auf, dann aber nahm er die Blätter in die Hand, las sie noch einmal still und langsam für sich durch und sagte darauf, den Kopf leise hin und her wiegend, mit einem Tone, dessen zweifelnde Bescheidenheit ihn ungemein liebenswürdig erscheinen machte: „Sonderbar! Du glaubst also wirklich, daß ich etwas kann? — Nun, wenn du's glaubst, so will ich versuchen, das zu werden, wofür du mich in deinem Herzen ansiehst. Die Arbeit wird vielleicht zu dem Anker für mich werden, mit dem ich in meiner Heimat wieder Grund und Boden fassen und zum Stehen kommen kann. Ich werde zunächst die Briefe und die einzelnen Aufsätze zu sammeln suchen, die ich von hier nach Deutschland gesendet habe. Vielleicht wird das ein Buch."

Ich griff den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf, denn Stahr hatte bis dahin jeden unserer Vorschläge, an eine Schilderung seiner Reise oder auch nur an eine Sammlung der erwähnten Briefe zu gehen, entschieden von sich abgewiesen. Ich eilte also, ihn beim Wort zu nehmen.

„Ach! tue das!" bat ich. „Bedenke nur, wie es mich glücklich machen würde, das mit dir gemeinsam Erlebte auf diese Weise immer und immer wieder erleben zu können. Bedenke, was zwischen den Zeilen für mich ganz allein zu lesen sein würde, und daß

du bei mir sein, mich gegenwärtig haben wirst, sooft du bei der Arbeit sitzest. Versprich mir's, daß du gleich an diese Arbeit gehst."

„Komm!" sagte Stahr, „das soll geschehen!" — Er nahm aus meiner Sorrentiner inkrustierten Holzschale, in welcher die bei mir abgegebenen Visitenkarten lagen, eine heraus und schrieb auf deren Rückseite: Adolf Stahr verspricht, wenn er zu Hause sein wird, seine Reiseerinnerungen für seine Fanny aufzuschreiben, unter dem Titel — er besann sich einen Augenblick und schrieb dann die Worte: „Ein Jahr in Italien" auf die Karte.

So entstand der Plan zu jenem Buche, das sich Tausende und Tausende von Menschen zu Freunden gemacht hat, das ihnen zu einem Führer und Freunde geworden ist; sei es, daß es sie bei ihren Wanderungen durch das von uns geliebte Land begleitete oder daß es ihnen in einem klaren, festumrandeten Spiegelbilde hervorzauberte, was in der Wirklichkeit zu schauen ihnen das Schicksal nicht gewährte, und was sie selber mit solchem reinen Schönheitsempfinden zu erleben vielleicht nicht fähig gewesen sein würden. — Denn was dem Werke seine dauernde Bedeutung verschafft hat und verschaffen wird, das ist eben die edle und für das Schöne in voller Freiheit durchgebildete Persönlichkeit des Mannes, durch dessen Augen wir Italien erblicken und betrachten.

20

Einige Tage später hatten wir eine Einladung von Frau Mertens erhalten. Sie hatte immer noch einigemal in der Woche ihre kleinen Tischgesellschaften, und an dem Mittwoch, dessen ich gedenke, an welchem Stahr und ich mit Frau von Goethe, Fräulein Schopenhauer und dem uns allen sehr werten Abbate Matranga bei ihr speisen sollten, war ich etwas zu früh in ihrer Wohnung angelangt, so daß ich noch niemand anwesend und auch unsere Wirtin noch nicht zu Hause fand.

Um mir die Zeit des Wartens zu verkürzen, setzte ich mich an den Flügel und spielte, alte Erinnerungen in mir wachrufend, ein paar Sätze aus dem Beethovenschen Septuor, die mir, obschon ich seit Jahren kein Instrument mehr gehabt hatte, im Gedächtnis und in den Fingern geblieben waren. Weil ich so gar lange nicht mehr gespielt hatte, machte das Spielen mir ein großes Vergnügen. Ich freute mich, daß ich noch soviel Fertigkeit besaß, und wie die oft gehörten Klänge, die sooft geübten Passagen, von meiner Hand hervorgerufen, an mein Ohr schlugen, weckten sie mit der Erinnerung an eine weit entlegene Vergangenheit, an mein Vaterhaus, an meinen Musiklehrer in Breslau, bei dem ich eben diese Septuor einstudiert, an jenen Aufenthalt in Schlesien überhaupt, auch den Gedanken an Heinrich Simon in mir auf; und das Damals und das Jetzt standen mir in solcher Klarheit und doch in ihrer Verschiedenheit so deutlich vor der Seele, daß ich mich ganz in mich selber versenkte.

Ich hörte es nicht, als Frau Mertens mit ihren beiden Freundinnen in das Zimmer trat, denn das brausende starke Rauschen der Fontäne übertönte solch zufälliges Geräusch, und erst das Bravorufen und Händeklatschen der drei Frauen machte mich auf ihre Anwesenheit aufmerksam. Lachend und eigentlich halb verlegen stand ich von dem Instrumente auf. Niemand hatte gewußt, daß ich Musik getrieben, und weil man also meine Leistung auf diese Weise natürlich über jedes Erwarten fand und sie eben deshalb weit mehr lobte, als sie irgend wert war, sagte ich scherzend: „Ja! was wundern Sie sich denn, ich habe vor, in der nächsten Woche ein Konzert zu geben!"

„Wo denn?" fragte eine der Damen.

„Hier in diesem Saale!" gab ich zur Antwort. „Indes, ich spiele nur für Geld; aber natürlich zum Besten der Armen."

„Das soll ein Wort sein!" rief Frau Mertens. — „Gewiß!" entgegnete ich, und da wir über den Vorgang noch lachten, während Stahr und der Abbate Matranga in den Saal eintraten, wurde

diesen in bester Laune die neueste Neuigkeit mitgeteilt, daß ich in der nächsten Woche, von heut in acht Tagen mich zum Besten der Armen hören lassen würde. Es ward darüber hin und her gescherzt, wir besprachen, wem der Ertrag zugute kommen sollte; ich schlug meine Dienerin, Serra Gaetana vor, die eine große Familie zu ernähren hatte; Frau Mertens wollte die Einnahme, da ich in ihrem Saale spielen würde, zur Hälfte für sich in Anspruch nehmen, um damit zur Ausstattung einer jungen Nonne beizusteuern, die in ein Kloster zu treten wünschte, und unter großer allseitiger Heiterkeit ward immer von dem Konzerte gesprochen, bis wir zu Tische gingen und die Unterhaltung eine andere Richtung annahm.

Nach ein paar Tagen hatten Stahr und ich dieses Vorganges, wie eines anderen Scherzes vollständig vergessen, und wir waren daher sehr erstaunt, als Frau Mertens mich gegen Ende der Woche schriftlich anfragte, wie es denn nun mit der „Akademia" am nächsten Mittwoch gehalten werden solle? Sie habe den Bekanntenkreis im weitesten Umfange davon unterrichtet, jedweder sei bereit, sich bei dem guten Werke zu beteiligen. Fräulein Schopenhauer wolle mir beistehen, indem sie etwas lese, und da ich in meiner Künstlerbekanntschaft sicher auch über eine Anzahl von Kräften verfügen könne, so bäte sie mich, ihr zu sagen, worauf wir zu rechnen hätten und — da ich nun einmal der Urheber und verantwortliche Redakteur des Unternehmens sei — mit ihr das Programm entwerfen zu kommen.

Im ersten Augenblicke kam mir die ganze Sache sehr belustigend vor, im nächsten setzte sie mich in eine nicht geringe Verlegenheit und das um so mehr, als Stahr mir die härtesten Vorwürfe darüber machte. Er nannte es unverantwortlich, daß ich mich leichtsinnig, ohne alle Rücksicht auf ihn und unsere besondere Lage in ein Unternehmen eingelassen hätte, welches für die nächsten Tage notwendig einen großen Teil meiner Zeit beanspruchen, mich ihm also entziehen und uns die wenigen kostbaren Stunden

des ohnehin so schnell zu Ende gehenden Beisammenseins noch wesentlich verkürzen müsse. Er meinte es klar vor Augen zu sehen, wie ich mich vor der ganzen römischen Fremdengesellschaft zum Schlusse lächerlich machen würde; er erklärte mit bittrer Entschiedenheit, daß er sicherlich kein Zuschauer bei dieser völlig planlosen Komödie sein werde, und schien offenbar die Erwartung zu hegen, daß sein Widerwille gegen das Vorhaben von Frau Mertens mich bestimmen würde, seine Ausführung zu verhindern, da er oftmals die Erfahrung gemacht hatte, wie bereitwillig ich meine Wünsche den seinigen, meinen Willen dem seinen aufgeopfert, wenn er mich freundlich darum gebeten; oder auch wenn er es mir nur möglich gemacht hatte, seine Verlangnisse und sein Begehren zu erraten.

Indes, diesmal hatte er sich darin geirrt. Von Natur ebenso erregbar und heftig wie Stahr und von ebenso entschiedenem Willen, hatte ich mich unter der Leitung meines Vaters und mit starker Selbstüberwindung zu einer großen äußeren Gelassenheit erzogen. Mein Vater hatte es stets von mir gerühmt, daß in meinem Charakter keine Spur von Eigensinn zu finden sei. Er hatte mir es einmal auf ein Stammbuchblatt geschrieben: „Du bist Deinen Eltern immer eine gute Tochter gewesen!" und ich selber hatte mich immer an seine Überzeugung gehalten, daß, wo zwei gutwillige und gescheite Menschen es miteinander zu tun hätten, einer den andern bei Meinungsverschiedenheit notwendig müsse überzeugen können. Eigensinn und Trotz waren mir immer als Zeichen eines schwachen Verstandes erschienen; wer irgend näher und länger mit mir zusammengelebt, hatte mir das Zeugnis nie versagt, daß ich leichtlebig, gefällig und nachgiebig sei, und wo ich liebte, ging diese Nachgiebigkeit in mir bis zu einer Schwäche, die ich mir oft selbst zum Vorwurf zu machen hatte.

Ein Fest aufzugeben, auf den Besuch einer Gesellschaft zu verzichten, hatte mich, obschon ich Feste und Geselligkeit liebte, von frühster Jugend an nie die geringste Mühe gekostet, denn die

Kränklichkeit meiner Mutter und die Geschäfte meines Vaters hatten uns alle daran gewöhnt, einem erwarteten Vergnügen ohne Mißmut zu entsagen. Was war es also, das mich regelmäßig zur Behauptung meines Willens aufstachelte, wenn Stahr es sich beikommen ließ, mit einer Art von befehlender Entschiedenheit irgend etwas von mir zu begehren?

Ich war darüber nicht im Zweifel! Ich konnte es nicht ertragen, wenn mir ein wirkliches Unrecht zugefügt wurde, wenn jemand mir harte Vorwürfe machte, deren völlige Ungerechtigkeit er notwendig einsehen mußte, wenn er nur die geringste Überlegung daran wendete; und in diesem Falle befand ich mich eben an dem Tage.

Stahr wußte so gut, als ich selbst, daß ich nicht im Entferntesten daran gedacht haben könnte, ein Wohltätigkeitskonzert oder, wie Frau Mertens es nannte, eine „Akademia" zu unternehmen. Er hatte die ganzen scherzhaften Verhandlungen von Anfang bis zu Ende mit angehört; er kannte aber daneben auch Frau Mertens und ihre beiden weimarischen Freundinnen genugsam, um zu begreifen, wie sie auf den Einfall gekommen sein konnten, durch dieses Wohltätigkeitskonzert noch einen neuen, letzten Gesellschaftsabend hart am Ende der Fastenzeit zu veranstalten; und hätte er die Aufforderung, die ich erhalten, so ruhig angesehen wie ich, so würde ich den Frauen höchstwahrscheinlich, oder vielmehr ganz gewiß geantwortet haben, daß ich aus einem Scherze keinen Ernst zu machen wünsche, und die ganze „Akademia" würde entweder aufgegeben, oder doch ohne meine besondere Mitwirkung zustande gekommen sein.

Aber Stahrs Ungerechtigkeit tat mir sehr wehe, seine Maßlosigkeit beleidigte mich, und gegen jene herrschsüchtige Willkür der Männer, die sich im tiefsten Grunde nur auf ihre physische Übergewalt stützt, hatte ich von frühster Jugend an ein instinktives Widerstreben und einen wahren Zorn gehegt.

Ich war erst zwanzig Jahre alt gewesen, als es einmal zwischen

meinem Vetter Heinrich Simon und mir, zum staunenden Erschrekken unserer Angehörigen, am Tische seiner Eltern aus ähnlichem Grunde zu einer sehr heftigen Szene gekommen war. Er hatte mich nötigen wollen, den langen und schwer auszusprechenden Namen einer Pflanze zu nennen, die wir zusammen in einem Treibhause gesehen. Ich hatte das scherzend verweigert, er es immer dringender begehrt, bis aus dem Scherze von beiden Seiten bald ein so bittrer Ernst geworden war, daß mein Vetter zornig vom Tische aufsprang, während ich mit unterdrückten Tränen, denn ich liebte ihn, kalt dabei beharrte, daß er mir nicht zu befehlen hätte, und daß ich mich nicht zwingen ließe.

Geradeso erging es mir auch jetzt. Ich konnte mich nicht darein ergeben, mich von einem Manne mit Härte behandeln zu lassen, weil er eben ein Mann und gewohnt war, sich als den Herrn und Gebieter der Frau zu betrachten; und mit jener Kälte, welche der Anblick fremder Maßlosigkeit so leicht in mir hervorruft, daß sie sich unter solchen Verhältnissen bis zu einem Widerwillen steigern kann, der im Augenblicke für mich jede innere Gemeinschaft mit einem sich also selbstvergessenden Menschen aufhebt, erklärte ich Stahr, daß er wohl wisse, wie ich in eben diesen Tagen auf der Welt an nichts weniger als an irgendeine Kunstvorstellung gedacht haben könne. Da man eine solche aber ausführen wolle und mich herausfordernd beim Worte nähme, so dächte ich auch mein Wort zu halten und heute noch mit Frau Mertens mein Programm zu entwerfen. Ob ich mich dabei zum Gespötte machen werde, das werde sich am Ende ja erweisen.

Stahr, nun ebenfalls beleidigt, erklärte, daß ich natürlich Herrin sei, zu tun und zu lassen, was mir beliebe, mich in ein ganz aussichtsloses Abenteuer zu stürzen, wenn es mich danach gelüste; und hatte ich die Akademie bis dahin nur als ein Mittel angesehen, die Freiheit meiner Entschließungen zu behaupten, so mischten sich nun meine Eitelkeit und mein Ehrgeiz in den Handel, und ich nahm mir vor, es dem ungerechten Manne darzutun, bis zu

welchem Grade ich auf den guten Willen der anderen und der ganzen Gesellschaft zu zählen berechtigt sei.

Wir trennten uns, unzufrieden miteinander. Ich begab mich geradenwegs zu Frau Mertens. Das Programm war bald entworfen, wurde eilig in das Französische und Englische übersetzt, in möglichst vielen Abschriften wiederholt, und es hieß nun freilich einmal: „Vogue la galère!"

Daß ich nicht als Klavierspielerin auftreten würde, stand natürlich bei mir fest. Ich wußte aber, daß meine beiden Jugendfreundinnen mir ihren musikalischen Beistand nicht versagen würden. Die jüngere war eine sehr tüchtige Klavierspielerin und mit dem Maler Karl Becker, der ein Meister auf der Violine war, vortrefflich eingespielt. Die andere sang sehr gut und erbot sich zu einer Solo-Arie und zu französischen Duetten mit ihrer Schwester. Frau Adelaide Kemble Sartoris versprach toskanische Romanzen, der erste Musiklehrer von Rom, Chevalier Landsberg, übernahm eine einleitende Ouvertüre, Fräulein Schopenhauer las den Goetheschen Epilog zum Essex, ich ein eignes kleines, skizzenhaftes Märchen, der Maler Carl Müller von Stuttgart stellte uns ein paar lebende Bilder, zu denen die Lage des Nebenzimmers und die großen hohen Türen sich sehr wohl eigneten, und damit auf alle Neigungen der Anwesenden gerechnet würde, überredeten wir Gurlitt, eine komische Szene auszuführen, die er uns „als Erklärer einer Menagerie" zur allgemeinen Erheiterung in kleinen Kreisen mehrfach zum besten gegeben hatte. Endlich ließen die anwesenden Künstler sich bereitfinden, während man musizierte und las, auf zurechtgelegte kleine Blätter leichte Skizzen zu entwerfen, um sie zum Schluß des Abends in einer Lotterie verlosen zu lassen, deren Ertrag gleichfalls unserem Wohltätigkeitskapital anheimzufallen bestimmt war.

Das war denn ein Programm, wie man es besser gar nicht verlangen konnte; und es trug an seinem Schlusse die Bedingung, daß die ausübenden Teilnehmer zwei Paoli (acht Groschen), die

Zuschauer drei Paoli bezahlen sollten. Dadurch vergrößerte sich am Abende der Akademia die Zahl unserer Dilettanten noch um einige Personen, die scherzhaft ökonomisieren wollten. Der eine erbot sich Kartenkunststücke, der andere ein Jongleurstück zu liefern; und da die Gesellschaft äußerst zahlreich war, steigerte sich die Heiterkeit während des Abends bis zu einem solchen Grade, daß auch die eigentlichen Zuschauer, die ihr volles Entree gezahlt hatten, sich zu den Akteuren gesellten. Selbst der hannöversche Gesandte, Herr Kestner, der Sohn von Werthers Lotte, eine Künstlernatur, die noch im Greisenalter sich einem Scherze nicht abhold zeigte, wollte auch „mitwirken" und ließ sich, da alle Arten von Kunstleistungen bereits erschöpft waren, einen Kamm herbeibringen, auf dem er zu allgemeinem Ergötzen ein ganz sentimentales deutsches Volkslied blies.

Der Frohsinn, die Lachlust, die tolle Laune hatten in diesem Saale nie zuvor in solchem Grade ihre Herrschaft geltend gemacht. Aus der Akademia war eine wirkliche Allegria geworden. Alt und jung fing nach dem Klavier zu tanzen an, obschon dies in der Fastenzeit durchaus gegen die römische Sitte verstieß. Die steifsten Engländer waren aufgetaut, selbst unser immer ernsthafter russischer Freund, Iwan Galahoff, stellte sich in eine Quadrille mit mir. Wir ernteten, Frau Mertens und ich, die größten Lobsprüche, den besten Dank, und unsere Einnahme war, da die Fremden bei der Lotterie nicht kargten, über all unser Erwarten groß. Ich hätte wirklich einen ungemein heiteren Abend haben können, hätte Stahr nicht darauf bestanden, seinen Willen, so wie ich den meinen, durchzusetzen und nicht von der Partie zu sein.

Das lag den ganzen Abend wie ein Alp auf mir. Ich wußte ihn einsam; wußte, daß er dann in seiner Behausung zu Bette ging, ohne die kleine Nachtmahlzeit eingenommen zu haben, die ihm immer gut tat. Ich zweifelte nicht daran, daß er mit Sorgen an mich dächte, daß er mir sicherlich in seinem innersten Herzen böse war; und was mir am allerschwersten auf der Seele lag,

das war die Vorstellung, er werde in seinem einsamen Mißmut an seine Heimat zurückdenken, Vergleiche anstellen und sich zum Schlusse sagen: Meine Frau würde das nicht getan, würde sich nicht zu einem solchen Unternehmen hergegeben haben gegen meinen Wunsch und Willen.

Ich durfte diese Idee gar nicht in mir aufkommen lassen, ich mußte sie mir gewaltsam ferne halten, wenn ich mit der Heiterkeit durch den Abend gehen sollte, die man von mir zu erwarten berechtigt war; und war schließlich wieder einmal recht von Herzen müde, als ich, zufrieden, meinen Willen behauptet zu haben, und doch unbeschreiblich traurig, mich zu Hause auf mein Lager warf.

21

Es waren, da ich eben nicht mehr jung und seit langem daran gewöhnt war, mich selbst zu beobachten, ganz eigene Erfahrungen, die ich an mir und in mir zu machen hatte.

Mein lebelang hatte ich in den Romanen und Gedichten von den großen Opfern sprechen hören, welche das Weib vollziehe, wenn sie des Mannes Gattin werde; und wenn je bisweilen Frauen in meinem Beisein davon gesprochen, so hatten auch sie durchweg immer den Glauben oder den Anschein aufrechtzuerhalten gesucht, als wären sie in der Tat geopfert worden.

Mich hatte das frühzeitig angewidert, und ich hatte es immer für eine unwürdige Heuchelei gehalten. Denn hatte eine Frau Abneigung dagegen gefühlt, die Gattin des Mannes zu werden, dessen Hausfrau sie doch in den weitaus meisten Fällen freiwillig und gern wurde, so hatte sie um irgendwelcher äußeren Vorteile willen eine unwürdige Handlung begangen, deren sie sich zu schämen hatte; und zu beklagen, als ein Opfer ihrer Heuchelei zu beklagen war dann nur der Mann, dessen Liebesleidenschaft nicht geteilt zu haben die Frau behauptete. Liebten sie aber den Mann, dem

sie sich verbanden, so war es wiederum eine reine Lüge, wenn sie sich wie ätherische Undinge, wie Wesen ohne Fleisch und Blut geberdeten, während das unschuldigste Mädchen ihnen sagen konnte, wie der bloße Händedruck, der warme Blick eines geliebten Mannes ihm das Blut in die Wangen trieb und das Herz gegen die Brust klopfen machte, wenn das Auge des Geliebten auf ihr ruhte.

Nicht wie ein Opfer, sondern wie ein großes geheimnisvolles Glück hatte ich an die Ehe mit einem von mir geliebten und mich liebenden Mann gedacht. Und jetzt, wo ich mein halbes Leben darum hingegeben haben würde, dem Manne, an dem ich mit allen Kräften meines Wesens hing, mehr sein zu dürfen, als eine Freundin, fand ich es doch immer auf das neue schwer für mich, ihm meinen freien Willen, meine Selbstbestimmung aufzuopfern, oder gar meinen Herrn in ihm zu erkennen.

Fast an jedem Tage kamen Augenblicke, in denen ich mir die Worte Goethes vorsagte: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein!" — und ebensooft wiederholte ich mir den Vers von Platen: „Es stirbt das Ich, der finstere Despot!" — aber das half mir alles nichts. — Die Liebe für Stahr war der eigentliche Inhalt meines Lebens geworden, die Unterwürfigkeit wollte nicht kommen. Während ich in der Tat nur an ihn, an sein Wohlbefinden, an seine Befriedigung dachte und sein Glück weit höher anschlug als das meine, konnte ich es nicht vergessen, daß ich ein selbständiger Mensch war, eine persönliche Bedeutung hatte; und Stahr brauchte nur mit jener herrischen Weise, welche die Männer den Frauen gegenüber als ein Recht in Anspruch nehmen, irgendein Bestimmtes von mir zu fordern, so lehnte mein ganzes Empfinden sich gegen das Gebietenwollen auf. Ich konnte mich dann nur mit schwerem inneren Kampfe dazu bringen, ihm in solchen Fällen den Willen zu tun und dasjenige zu leisten oder zu unterlassen, was ich ohne sein gebieterisches Verlangen wahrscheinlich von selber ebenso getan oder unterlassen haben würde. Und doch hatte mein Vater mir immer fest und bestimmt befohlen

oder verboten nach seinem Ermessen, und ich hatte mich ihm ohne alles und jedes Widerstreben ohne weiteres gefügt; aber er war eben mein Vater, mir an Jahren, an Einsicht so überlegen gewesen, daß ich mich niemals als seinesgleichen hatte fühlen können. Das Verhältnis, welches ihn und mich aneinander knüpfte, war ein mir angebornes, kein freiwillig übernommenes gewesen, und mein Vater hatte, weil die Art meiner Entwicklung ihm genehm war, mir, seit ich meinen eigenen Weg ging, wie ich das für diesen Fall mir von Anfang an von ihm bedungen hatte, freie Verfügung über mich und meine Entschließung gewährt. Aber das Verhältnis zwischen Liebenden, und besonders das unsere, war ein ganz anderes. Stahr hatte keinen anderen Anspruch, kein anderes Recht an mich, als diejenigen, welche mein freier Wille und meine Liebe ihm verliehen, und ich fühlte es als einen Undank und einen Mangel an Großmut, wenn er mich die Herrschaft, die meine Liebe ihm einzuräumen geneigt war, gewaltsam fühlen ließ, weil ich eine Frau und er ein Mann war.

Ich hatte das Bewußtsein, ebenso glücklich wie er, wenn auch nach einer anderen Richtung hin, begabt zu sein, an Reinheit des Sinnes fühlte ich mich ihm ebenbürtig. Er konnte nichts denken, was ich nachzudenken nicht fähig gewesen wäre. An Tüchtigkeit des Charakters stand ich ihm nicht nach, an Selbstbeherrschung war ich ihm bei allen kleinen täglichen Vorkommnissen des Lebens überlegen, wennschon er bei großen wichtigen Anlässen damals seine Entscheidung rascher und sicherer als ich zu finden wußte, die bis vor ganz kurzer Zeit von dem Willen ihres Vaters abhängig gewesen war. Erfahrungen besaß er nicht mehr als ich, nur daß wir sie in verschiedenen Verhältnissen gemacht hatten, und an Begeisterung für das Schöne, für das Große, an dem Willen, sich der erkannten Wahrheit unterzuordnen, hatte er nichts vor mir voraus.

Die Vorzüge, welche ich mit freudiger Bereitwilligkeit in ihm anerkannte, liebte und verehrte; sein Wissen, seine Gelehrsamkeit, seine ganze, mir weit überlegene und zusammenhängende Bil-

dung waren die Folgen der Erziehung, die er herkömmlich als ein Mann vor mir vorausgehabt. Ihn hatten von seinem vierzehnten Jahre ab mehr oder weniger ausgezeichnete Lehrer bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre unterrichtet und auf den Weg der Wissenschaft geführt, an mich war seit meinem vierzehnten Jahre von wissenschaftlichem Unterrichte nur dasjenige herangekommen, was ich selbst mir hie und da einmal anzueignen zufällig in der Lage gewesen war, und ich konnte mich nicht zu der Einsicht bringen, daß die Vorzüge, welche die Gunst der Umstände ihm zugewendet, mir in meinem Verhältnis zu ihm mit Recht zum Nachteil gereichen müßten; ich konnte mich, eben weil ich ihn so sehr liebte und von ihm geliebt wußte, nicht darin ergeben, von ihm nicht in jedem Betrachte und immer als ihm ebenbürtig anerkannt und behandelt zu werden.

Ich war weit davon entfernt, für mein Teil nach jener Emanzipation der Frauen zu trachten, welche sie mit zügellosen Männern gleichstellen und ihnen den Spielraum für eine herumschweifende phantastische Sinnlichkeit verschaffen sollte, der doch auch nur Männer ohne sittliche Würde sich überlassen; aber ich verlangte, meine menschliche Gleichberechtigung mit würdigen Männern zu behaupten, und ich forderte die Anerkennung dieser Gleichberechtigung, ohne mir dessen in jedem Augenblicke klar bewußt zu sein, vor allen andern von dem Manne, dem ich mein Herz in Freiheit zugewendet hatte, der besser als alle andern wissen mußte, was ich wert war, weil er mich besser als alle anderen kannte.

Stahr konnte sich im Anfang trotz aller Liebe für mich nicht darin finden, aber er sah es sehr bald ein, daß eine innere Notwendigkeit mich also handeln machte. Denn schon in Rom pflegte er, wenn sein augenblicklicher Unmut gegen meine Auflehnung verschwunden war, es mir regelmäßig auszusprechen, daß er ein Unrecht gegen mich begehe, sooft er seinen Willen zur unbedingten Richtschnur für den meinen machen wolle.

Eines Tages, als wir auch eben einen solchen Zwiespalt aus-

geglichen hatten, sagte ich erheitert und schnell wieder zum Scherze aufgelegt: „Eigentlich bin ich nur die Ungerechte, denn ich verlange von dir und von den Männern überhaupt, was ihr nie gelernt, nicht erfahren habt und also auch gar nicht verstehen könnt. Was wißt ihr von der Liebe einer Frau, die ein fertiger Mensch ist, so gut wie ihr? Was wißt ihr von der Liebe für eine solche und von der Ehe mit ihr? Ihr heiratet ein einfältiges Kind und bleibt lebenslang sein Vormund. Ihr heiratet ein Wesen, das nichts ist, also auch gar nichts an sich aufzugeben hat, und da die ganze Existenz und gesellschaftliche Stellung einer solchen Frau derart von euch abhängt, daß sogar ihr Name in dem euren völlig untergeht, so haltet ihr sie auch wie euer wohlerworbenes Eigentum, wie eine Lieblingssklavin, die euch zwar gründlich tyrannisieren, aber euch nicht leicht davonlaufen darf und kann. Das ist euch schon recht, und man kann's euch schon gönnen, wenn man euch nicht liebt!"

Stahr hatte mir ruhig zugehört. Als ich zu Ende war, sagte er: „Plaudre nur so fort. Ich kenne dich! In solchen Scherzen, die sehr ernsthaft bei dir sind, sprichst du dir die Seele frei, und ich erfahre in ihnen, was du sonst vielleicht zurückhältst. Es ist alles, wie du's sagst! Es trifft für das Allgemeine und für mich in dem Besonderen zu. Die Ehe mit einer Frau, der ich mich in allem überlegen wußte, die ich ganz zu leiten und zu führen hatte, hat mich herrschsüchtig gemacht, und meine Glaubensartikel über das Verhältnis der Geschlechter zueinander habe ich neu von dir zu lernen. Du hast einmal zu mir, als wir in dem Beginn unserer näheren Bekanntschaft von den ersten extravaganten Romanen der Sand gesprochen haben, gegen ihre Heldinnen, die sich von unwürdigen Männern mit Füßen treten lassen, die tadelnde Äußerung hingeworfen: ‚ich begreife nicht, wie man quand même lieben kann. Wo ich nicht achte, kann ich auch nicht lieben — und auszuharren in einer Ehe neben einem Manne, den ich nicht mehr liebte, würde keine Macht der Erde mich bewegen!' — Ich habe

das damals von dir wie eine der Phrasen hingenommen, in denen geistreiche Frauen sich gefallen —"

„Ich mache keine Phrasen!" warf ich ihm ein.

„Das weiß ich jetzt und weiß auch, daß du für dich damals die volle Wahrheit ausgesprochen hast. Ich mußte aber dich erleben, um die zum Teil harten Vorurteile abzulegen, in denen die Jahrtausende uns Männer großgezogen haben. Ich habe viel an dir gelernt, habe mein Urteil sehr befreit — und die Liebe hat an mir noch sehr viel zu befreien, mich noch viel zu lehren! — Ich werde dich nicht hindern, geh nur deinen Weg. Ich will versuchen, ihn verstehen zu lernen und dich nur festhalten und dich warnen, wo du dir selbst abhanden kommen könntest!" —

Und er hat darin, wie in allem, redlich Wort gehalten, der treue, gute Mann. Er hat es mir nicht schwer gemacht, den rechten Weg für mich zu gehen; im Gegenteil, er hat mich mit allen seinen Kräften gefördert und getragen.

In voller Freiheit, mich ihm aus Überzeugung gerne fügend, habe ich neben ihm gelebt bis heute — (und bis an seinen Tod)! — Ruhig und durch Hindernisse unbeirrt habe ich für mein Teil mir die Anerkennung meiner Gleichberechtigung nicht nur von Stahr, nicht nur in meiner Liebe zu ihm und in meiner späteren so glücklichen Ehe mit ihm, sondern auch in meiner Stellung in der Welt errungen, wohl wissend, daß alles, was der einzelne in dieser Beziehung für sich selbst gewinnt, früher oder später auch andern zugute kommen muß.

22

Eine Anzahl unserer Bekannten hatte, wie das immer zu geschehen pflegte, Rom nach dem Karneval verlassen, um die Fastenzeit in Neapel und auf den Inseln zuzubringen und dann im Beginn der Osterwoche nach Rom zurückzukehren.

Das hatten auch der Kammerherr und Julian getan, und wir fanden diesen, als wir ihn wiedersahen, viel ernster und ruhiger geworden. Er hing nicht mehr mit jener blinden Hingebung an mir, die mir bisweilen so peinlich geworden war; aber seine Anhänglichkeit an mich war deshalb nicht vermindert. Sie war nur bewußter und darum verständiger geworden.

Er kam nach wie vor zu mir, ohne je ein Wort von seiner Neigung zu mir zu sprechen. Stundenlang saß er des Morgens mit einem Buche in der Hand in meinem Zimmer, ohne zu lesen, mir zusehend, wenn ich arbeitend an meinem Schreibtische saß, um dann, meine Hand ergreifend, sie mir zu schütteln und von dannen zu gehen, wenn dritte mir gemeldet wurden, oder wenn Stahr zu mir kam, dem er durch seine Liebe für mich sympathisch war.

Eines Tages, als Stahr im Vorbeigehen bei mir vorgesprochen hatte, sein vergessenes Notizbuch zu holen, traf er Julian bei mir an, der auch mit mir blieb, nachdem jener sich entfernt hatte.

Kaum aber hatte er die Tür hinter sich zugemacht, so rief Julian: „Nicht wahr, liebe Lewald! Sie lieben den Professor?"

„Ja! ich liebe ihn sehr!" gab ich ihm bestimmt und kurz zur Antwort.

„Oh!" rief Julian, „ich liebe ihn auch, ich liebe ihn auch! Denn, meine gute Lewald, der liebt Sie sehr! Und man soll Sie lieben!"

Ich versuchte, darüber zu lächeln. Julian schüttelte den blonden Lockenkopf. „Lachen Sie nicht!" rief er, „ich sehe es ja. Ich bin kein Kind mehr, liebe Lewald! Ich bin ein Mann geworden, ich kann mich jetzt beherrschen wie ein Mann!"

Sein Ernst und seine unverändert kindliche Ausdrucksweise wurden mir durch die Unbehilflichkeit, mit welcher er das Deutsche sprach, noch rührender. Ich gab ihm zu, daß er sich zu seinem Vorteile verändert habe, daß er ein ganz anderer geworden sei, seit ich ihn kenne. Er ward rot vor Freude über mein Lob, und mich bei der Hand nehmend, rief er: „Sehen Sie, liebe Lewald!

Wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie lieb ich Sie habe! Wenn Sie alt sein werden, und wenn Sie dann nicht mehr arbeiten können, dann — nicht wahr, liebe Lewald, dann kommen Sie zu mir!"

Mir traten die Tränen in die Augen, ich hatte Mühe, seinen Kopf nicht in die Hände zu nehmen und ihn nicht zu küssen. „Ja," sagte ich, „das werde ich tun, Julian! Aber —"

Er fiel mir in die Rede. „Heiraten werden Sie ja doch nicht!" rief er.

„Nein, gewiß nicht!" beteuerte ich ihm in gutem Glauben, „heiraten werde ich niemals! Aber wenn es wahr ist, daß Sie ein Mann geworden sind und daß Sie sich zu beherrschen gelernt haben, so sollen Sie mir das auch beweisen."

„Ich habe es Ihnen ja gesagt!" rief er. „Und Sie haben mir versichert, daß Sie es mir glauben!"

„Ja! Ich glaube es Ihnen auch, aber die andern glauben es nicht, und gerade denen sollen Sie es beweisen." —

Er sah mich fragend an. „Sie haben neulich dem Kammerherrn in meinem Beisein erklärt, daß sie ‚den Teufel nichts' nach Frankreich fragten, daß Sie Paris gar nicht zu sehen verlangten und London nun erst recht nicht, sondern daß Sie hier in Rom bleiben wollten, solange ich hier bleibe, und daß Sie von Italien erst nach Hause gehen würden, wenn ich nach Hause ginge."

„Das will ich auch so tun!" rief er. „Es ist nur der Kammerherr, der Paris und London besuchen will, nicht ich."

„Der Kammerherr will es vielleicht ebensowenig als Sie," wendete ich ein. „Aber er ist vielleicht genötigt, nach der Weisung zu handeln, die er von Ihren Vormündern erhalten hat. Er soll die große Tour mit Ihnen machen. Erschweren Sie ihm das nicht. Ich weiß, Sie lieben ihn nicht sehr, aber Sie sind jung, er ist älter als Sie und reist um Ihretwillen. Das muß Sie bestimmen, ihm zu folgen. Es wäre ungroßmütig, wenn Sie ihn fühlen ließen,

daß Sie der Reichere, der Majoratsherr sind, und ich habe allen stets gesagt, ich glaube an Ihr gutes Herz."

Er wurde unruhig. „Aber was wollen Sie denn, daß ich tue?" rief er, und weil er wußte, was ich fordern würde, ward er bei seiner großen Reizbarkeit schon im voraus leichenblaß.

„Sie sollen," versetzte ich, „in der nächsten Woche mit dem Kammerherrn, wie er es wünscht, nach Frankreich gehen; und Sie sollen ruhig fortgehen, wie ein Mann, auch wenn es Ihnen schwer wird, sich von mir zu trennen."

Er blieb eine Weile sprachlos vor mir stehen. „Aber Sie? Bleiben Sie hier?" fragte er dann, als habe er alles vergessen, was doch sooft in seinem Beisein besprochen worden war.

„Ja; bis in den Mai! Sie wissen es ja; dann gehe ich nach Neapel."

„Und der Professor?"

„Der Professor wird Italien verlassen, sobald der Übergang über die Alpen nicht mehr zu kalt sein wird."

„Und Gurlitt wird mit Ihnen nach Neapel gehen?" fuhr er auf und das Blut, das ihm aus den Wangen gewichen war, stieg ihm wieder in die Höhe, daß es seine Schläfen mit dunklem Purpur färbte.

„Nein! Da meine Begleiterin mich nach dem Osterfeste verlassen wird, so gehe ich allein gen Süden, wenn Lesson mich nicht begleitet, wie Jerichau und Elisabeth es neulich vorgeschlagen haben."

Julian hatte sich gegen die Brüstung des Kamins gelehnt, er ging mit sich selber zu Rate. Das zu tun, war er vor wenig Monaten noch vollkommen unfähig gewesen; indes er ließ mich seine Antwort länger erwarten, als mir's gut schien, und ich fragte, was er solange zu bedenken habe. Da richtete er sich auf und sprach mit einer Entschiedenheit, die ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte: „Ja! Ich werde gehen, weil Sie es wollen; aber ich schreibe Ihnen

und gleich von Marseille! Und wann werden Sie wieder in Berlin sein?"

„Voraussichtlich im Herbste."

„Darf ich Sie dann besuchen?"

„Sobald Sie wollen!".—

„Also im Herbste!" wiederholte er, und mir die Hand küssend, was er nie getan hatte, ging er still von dannen. Er war wirklich nicht mehr derselbe Mensch. Freilich war er noch immer sehr zufrieden, wenn Stahr und ich ihn bei uns behielten oder ihn bei unseren Abendspaziergängen auf der allgemeinen Promenade mit uns nahmen; aber er fiel mir nie wieder durch einen Anfall von Eifersucht beschwerlich, und die selbstlose Hingebung, die er mir unausgesetzt bewies, machte ihn mir noch lieber und noch werter. Er gab mir jetzt an Neigung redlich wieder, was er von mir empfangen hatte, und oftmals, wenn er, zu mir herniedergebeugt, auf jeden meiner Blicke achtete, um meine Wünsche zu erraten, habe ich mich wohl gefragt, warum ist er nicht mein Sohn, daß ich ihn behalten, ihn entwickeln und erziehen und mich seiner Liebe freuen dürfte? — Aber es war, als sollte ich in Rom alle höchsten Empfindungen des Herzens nur kennenlernen, um bei dem Erwachen noch unglücklicher zu sein, als je zuvor. Und es war doch da, das Glück!

Es kamen Tage und Stunden, in denen dieses Glückes Fülle mich über alles Störende hinwegtrug, in denen ich mir wie geweiht, wie für alle Zeiten geläutert und geheiligt dünkte, weil es mir vom Leben vergönnt worden war, eine solche Liebe zu empfinden und einzuflößen, wie die, welche zwischen mir und Adolf waltete. Ich hätte es nicht ertragen können, geringer zu sein, als das Bild, welches der geliebte Mann von mir in seiner Seele hegte. Ich wollte den Erwartungen entsprechen, der Zuversicht wert sein, mit denen er auf mich hinblickte, und wie sein Glauben an mich mir Glauben an mich selber gab, wuchs in der Erkenntnis seiner sich völlig hingebenden Liebe für mich die meinige für ihn. Ich sah,

ich empfand es in jedem Augenblicke, daß ich ihm die Welt war, daß er nichts begehrte, nichts verlangte, als mit mir zu sein, und da seine Natur die wahrhaftigste war, der ich je im Leben begegnet bin, so hatte auch der Ausdruck seiner Empfindung das Überwältigende einer ursprünglichen Naturkraft, die mich eben deshalb hinriß und überwältigte.

Eines Abends hatten wir versprochen, den Tee bei unseren Freunden Gallahoff zu trinken, und weil Herr von Gallahoff öfter ein Roggenbrot, das er bei mir gegessen, das sogenannte Hausbrot, pane casa reccio, sehr gerühmt, hatte ich im Laufe des Tages ein solches Brot holen lassen, um es am Abende den Freunden mitzunehmen. So gingen wir denn um die Teezeit über den spanischen Platz zu ihnen. Stahr trug das Brot, ich lehnte mich auf seinen Arm. Als wir in die Via del Babuino und endlich in deren Seitenstraße, den Vicolo dei Greci einbogen, in welchem Gallahoffs ihre Wohnung hatten, war es sehr dunkel, denn die Beleuchtung von Rom war damals noch im höchsten Grade unzulänglich. Stahr, der die Brille abgelegt hatte, sah dadurch in der Finsternis nicht fünf Schritte weit, und ich führte ihn im wahren Sinne des Wortes. Weil ich dies zu tun nicht gewöhnt war, kam es mir komisch vor, und immer wieder heiter und zum Scherzen aufgelegt, wenn nicht gerade die Gedanken an unsere Trennung mich ängstigten, sagte ich lachend: „Wir ziehen hier mit unserem Brote unter dem Arm wie ein paar blinde Bettler durch die Straße!" „Ach!" rief Stahr, und der Ton seiner Stimme verriet es, wie der Gedanke ihm aus tiefster Seele emporstieg, „ach! Blind und bettelnd — aber mit dir!" —

Welch ein Herz könnte solchem Worte widerstehen? — In solchen Momenten kam es immer wie eine Offenbarung über mich, mit seligem Erstaunen und wie geblendet von dem Glanze einer höheren Welt, von deren Vorhandensein ich die Ahnung kaum gehabt, hätte ich hinknien und mit gefalteten Händen den Geliebten und mich selber fragen mögen: „Ist es denn möglich, daß mir, gerade mir,

die es gar nicht mehr erwartet hatte, solch ein Glück zuteil wird?" —

Und es war denn in der Tat auch die starke, erhebende Kraft dieser festen männlichen Liebe, die mir endlich den Mut gab, am Tage, so wie es der Geliebte tat, dem Tag zu leben, mich mit Entschlossenheit an den glücklichen Augenblick zu klammern, und wenn er einmal vorbei sein, wenn die Sonne des Beisammenseins uns nicht mehr leuchten würde, zu leiden und zu ertragen, was nicht zu leiden und nicht ertragen zu müssen jetzt ohnehin keine Möglichkeit für uns war. Ich nahm diese Liebe und das Schicksal, das sie mir bereiten würde, endlich so fest entschlossen und mit solcher Begeisterung in mein Leben auf, wie in den Zeiten des Mittelalters die Gläubigen das Kreuz auf ihren Mantel hefteten. Ich wollte hingehen, wohin diese Liebe mich führen, tun, was sie von mir begehren, standhaft erleiden, was sie mir auferlegen würde. Ich hatte meines Lebens Ziel gefunden.

Der April war herangekommen, an seinem Ende wollte Stahr Rom verlassen. Wir befanden uns an der Osterwoche und auch uns standen die letzten Tage der Passionszeit, deren Stadien wir in den verwichenen Monaten rasch durchmessen hatten, noch genug bevor. Die Kreuzigung unserer Herzen, unserer Liebe war uns nicht zu ersparen, wir mußten sie überleben und hofften auf ein Auferstehungsfest zu einem neuen Leben, von dessen Möglichkeit ich mir freilich für meinen Teil keine Vorstellung zu machen wußte, wenn schon der Weg, den der Geliebte zu gehen hatte, klar und bestimmt genug vor seinem und vor meinem Auge lag.

Der erste aber, der von allen meinen in Deutschland zurückgelassenen Freunden sich über das neue Leben äußerte, das durch Stahrs Liebe für mich angebrochen, war mein Vetter Heinrich Simon. Ich stand noch immer, seit den Tagen meiner ersten Jugend und meiner Liebe für ihn, mit ihm in nahem, brieflichem Verkehr, aber ich hatte Stahrs Namen niemals gegen ihn aus-

gesprochen. Er erfuhr ihn durch einen Zufall, durch einen politischen Zwischenfall, wenn ich so sagen darf.

Der katholische schlesische Adel hatte, als Demonstration gegen die Zerwürfnisse, welche eben damals zwischen der preußischen Regierung und dem katholischen Klerus herrschten, einen Arzt nach Rom geschickt, der sich persönlich nach dem Befinden des Papstes erkundigen sollte, da Gregors XVI. Gesundheit nicht mehr die beste war, wie sorgsam sein trefflicher Leibarzt, der schöne und geistreiche Dr. Allarz aus Aachen, mit dem wir viel verkehrten, die Pflege des Greises auch sich angelegen sein ließ.

Die Ankunft dieses medizinischen Botschafters, der sonderbarerweise ein Jude war, hatte unter unseren Bekannten Anlaß zu manchem Scherz gegeben, und diese Scherze hatten sich gesteigert, nachdem Dr. Simson von Breslau angekommen war. Denn er war nichts weniger als der rechte Mann für seinen Posten. Er war ein eingefleischter Schlesier, fand Italien abscheulich, behauptete, es sei unmöglich, in Rom eine genießbare Mahlzeit, einen trinkbaren Wein aufzutreiben, und es sei daselbst auch für denjenigen, der sich, wie er, aus der bildenden Kunst nichts mache, eigentlich gar nichts zu sehen und zu holen. Schöne Kirchen gäbe es überall, die Campagna sei ein elendes, wüstes Heideland, die Theater erbärmlich, und außer den drei Worten: Madonna, dogana und passaporta, die ihm seit seinem Eintritt in Italien immerfort in die Ohren geschrien würden, habe er in dem Lande noch nichts Besonderes bemerkt.

Es war wirklich, als wäre Nicolai auf einer neuen Weltfahrt plötzlich unter uns erschienen; aber die Philisterei war so groß, gab sich so rein, daß sie nicht zum Ärger reizte, sondern nur belustigte. Da er mir durch unseren Freund, Dr. Allarz, zugeführt worden, während mein Onkel Friedrich Lewald, dessen Mündel Dr. Simson einst gewesen, ihn mir empfohlen hatte, so sah ich ihn ein paarmal bei mir, und wir alle benutzten seine Anwesenheit wie seine, durch seine Mission bedingte baldige Abreise, um ihn

von Briefen und Sendungen nach Deutschland mitzugeben, was sich eben während seiner Anwesenheit fertigmachen und zusammenbringen ließ.

Da er nun aber einmal in die Rolle eines Botschafters hineingeraten war, so hatte er es bei seiner Heimkehr wahrscheinlich als eine Pflicht erachtet, von Rom überhaupt zu berichten, was er dort erfahren und erlebt, und hatte denn auch die Kunde von dem leidenschaftlichen Verhältnis zwischen Stahr und mir zu meinen Breslauer Verwandten über die Alpen getragen; und Stahr war noch in Rom mit mir, als Heinrich Simon einen seiner Briefe an mich mit den Worten schloß: „Im übrigen glaube ich, Du Glückliche kannst jetzt sterben! Denn eine große und geteilte Liebe unter dem Himmel von Italien auf den Trümmern Roms — was kann danach das Leben Dir noch bieten? Grüße Adolf Stahr von mir — und genieße den Tag!"

Das Leben aber hat mir danach noch viel Glück geboten, und es war kein geringer Teil davon, daß Simon und Stahr sich zu einer tiefen, ernsten Freundschaft zusammenfanden, die mit jedem Jahre wachsend bis zu Simons Tode gedauert und diesen Tod in dem Überlebenden auch überdauert hat. Mein Dasein war durch Freundschaft und durch Liebe reich gesegnet, seit ich es frei nach meinem Bedürfen hatte ausgestalten können.

23

Wir hatten die heilige Woche als gewissenhafte Reisende durchzumachen beschlossen — nur von der Fußwaschung hatten wir uns freigesprochen. Aber wir waren pflichttreu am Karfreitage in die Sixtinische Kapelle gegangen, um die Improperien und das Miserere anzuhören, obschon wir alle beide an den eigentlichen Schaustellungen des katholischen Kirchenpompes kein Gefallen fanden und oftmals von der seelenlosen Gleichgültigkeit des bei den großen

Zeremonien fungierenden Klerus unangenehm in unserer Art von Andacht gestört worden waren. Den Papst hatten wir sehr oft gesehen, noch an dem Morgen war er bei dem Zug in die Sixtina so dicht an uns vorübergekommen, daß wir sein stumpfes, mönchisches Gesicht mit den listigen Augen genau betrachten konnten, und ich hatte schon eine geraume Zeit in der fast unerträglichen Hitze der Kapelle darüber nachgedacht, ob es nicht das gescheiteste wäre, sie zu verlassen und auf das Miserere zu verzichten, als ich, umhersehend, Stahr nicht mehr entdecken konnte, der aus dem gleichen Grunde es vorgezogen hatte, sich zu entfernen. Inzwischen hatte die Intonation des Miserere begonnen und bannte mich an meinen Platz.

Es war etwas Gewaltiges in den Klängen dieser uralten Musik, in diesen Tönen, in welchen seit Jahrhunderten die Menschheit den Gott, den sie sich aus innerer Notwendigkeit nach ihrem Bedürfen aufgerichtet hatte, anflehte, sich ihrer zu erbarmen und ihr zu vergeben, was sie gegen sich selber und gegen ihr Bewußtsein gesündigt hatte. Es hatte etwas geheimnisvoll Ergreifendes, als während der Lamentationen von den Kerzen, welche an dem Altar brannten, immer eine nach der andern ausgelöscht wurde, bis allmählich die ganze Kapelle und wir in ihr in trübes Dämmerlicht versanken. — Ach! von den Tagen, die mir jetzt leuchteten, erlosch ebenso einer nach dem andern, und die Dämmerung und die Nacht, von denen ich meine Zukunft verschattet glauben mußte, waren mir nicht fern.

Als der Gottesdienst beendet war, verließ der Papst unter Vortritt eines langen Zuges die Sixtinische Kapelle, um sich nach der Pauliniſchen Kapelle zu verfügen, und da nun alle Anwesenden sich beeilten, sich dem päpstlichen Gefolge anzuschließen, traf ich in der Sala regia schnell auf Stahr, der die Stunden in der Antiken-Sammlung des Vatikans zugebracht hatte und nun von der anderen Seite kommend, sich durch das Gedränge Bahn gemacht hatte, um mich hinauszuführen.

„Hast du den Papst gesehen?" fragte ich.

„Ja, vorhin; er ging dicht an uns vorüber!"

„Nein, jetzt!" entgegnete ich.

„Jetzt? den Papst? — Was kümmert mich der Papst? ich suchte dich!" fiel er mir ein, und er hatte recht! Was kümmerte uns der Papst? und was die Welt?

Am nächsten Tage wohnten wir im Lateran der Taufe der Heiden und Juden bei und genossen danach noch eine einsame, köstliche Stunde an unserem Lieblingsplatze im Kolosseum, brachten den Nachmittag bis zum Abende auf den grünen Hügeln der Campagna zu und hörten am Abende Adele Schopenhauer den Goetheschen Epilog zum Essex lesen, und die Worte:

„Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!"

klangen erschütternd in uns wieder. Das Ende unserer römischen Tage war uns allen nahe, wenn schon die Familien von Schwanenfeld, Frau von Goethe, Fräulein Schopenhauer und manche andere von meinen Bekannten ebenso wie ich, den Sommer noch in Italien zu bleiben und gemeinsam in Neapel und auf den Inseln zu verweilen gedachten.

Am Ostermorgen hörten und sahen wir, wie sich's gebührte, die große Messe in St. Peter an und waren nach ihrer Beendigung mit einigen Bekannten eben aus dem Bereich der Funktion herausgetreten, als plötzlich der Chevalier de C..., der in seiner großen Uniform, von oben bis unten mit Orden behängt, dem Hochamte ebenfalls beigewohnt hatte, grüßend an uns herantrat und sich in auffälligster Weise zwischen mich und Stahr drängte, der an meiner rechten Seite ging. Das Manöver nicht zu bemerken, war unmöglich; eine Szene zu veranlassen, wäre töricht gewesen, aber ich sah es, daß Stahr die Farbe wechselte und sich mir nähernd, die ich betroffen stehen geblieben war, sagte er, französisch sprechend: „Geben Sie mir Ihren Arm, mein Fräulein!" — Ich nahm seine

Aufforderung an, der Chevalier tat, als merke er die Zurückweisung nicht, und begleitete uns, lebhaft sprechend, bis zum Ausgange der Kirche.

Unbedeutend an sich, wie der Vorfall war, war er mir doch lästig, denn ich hatte der geflissentlichen Annäherungen dieses Mannes, den wir alle für einen Abenteurer hielten, ohne daß irgend jemand von der ganzen Fremdengesellschaft etwas Bestimmtes über ihn wußte, nicht ledig werden können. Er war mir von Anfang an zuwider gewesen, ich hatte ihn vermieden, wenn ich ihm begegnet war, indes er hatte sich allmählich auch in ein paar andere Familien, in denen man offne Abende hielt und in denen ich bekannt war, eingeführt, und ab und zu war er mir immer wieder mit derselben dringlichen Galanterie in den Weg getreten. Stahr, der ebenso mißtrauisch gegen ihn war als wir anderen, hatte sich einmal bei dem Abbate Matranga, der über alle römischen Verhältnisse wohl unterrichtet und in jedem Betrachte ein Ehrenmann war, nach dem Chevalier erkundigt, und ohne sich weiter über ihn auszulassen, hatte der Abbate die Schultern gezuckt. „Ich weiß nichts von ihm," hatte er gesagt, „aber Vorsicht ist auf diesem Boden immer besser als Vertrauen. Es gibt viel Aufpasser (ci sono tante spie) auch in den ersten Zirkeln!"

Das war genug gewesen, um uns in unseren Ansichten über den Chevalier zu bestärken, und wenn ich ihn auch als Aufpasser nicht zu fürchten hatte, so blieb die Beharrlichkeit, mit welcher er mich verfolgte, mir dennoch immer unheimlich und widerwärtig, ohne daß sich ein nicht auffälliges Mittel finden ließ, mich vor seiner Annäherung an dritten Orten sicherzustellen.

Diese letzte erneute Zudringlichkeit war uns also beiden, mir und Stahr, der mich nun bald verlassen mußte, beunruhigend gewesen, und wir waren mehrmals darauf zu sprechen gekommen, trotz der Zerstreuungen, welche der erste Ostertag mit seinen vielfachen Festlichkeiten und mit der unvergleichlich schönen Beleuchtung der Peterskirche uns geboten hatte.

Am zweiten Feiertage aber, als wir am Mittage von einem Gange nach Hause kamen, empfing mich meine Gefährtin mit der Nachricht, der Chevalier de C... habe einen Besuch bei mir gemacht, um mir einen Franzosen, einen Marquis de Villerive, vorzustellen und mir, da er gehört habe, daß ich nach Neapel gehen werde, seine Dienste für Neapel anzubieten, wo er wohl bekannt sei. Da er mich nicht gefunden habe, habe er sie gefragt, wann ich wohl zu treffen sei, und sie habe ihm die ersten Morgenstunden angewiesen.

Das war nun von seiten des Chevaliers eine neue Zudringlichkeit, denn er war bis dahin niemals bei mir gewesen, hatte also nicht das entfernteste Recht, irgend jemand bei mir einzuführen, und daß ich nicht geneigt sei, Dienste von ihm anzunehmen, das mußte er wissen. Im ersten Augenblicke machte ich meiner Begleiterin Vorwürfe darüber, daß sie seinen Besuch angenommen, und vollends, daß sie es ihm möglich gemacht hatte, auf ihre Angabe wiederzukommen; denn sie kannte die Verhältnisse sehr wohl und wußte, daß ich diesen Mann zu meiden suchen mußte. Indes sie hatte ein für allemal kein Schicklichkeitsgefühl, das selbstbewußte, herausfordernde Wesen des Chevaliers hatte ihr immer imponiert, und sie entgegnete mir auf meinen Tadel ihres Verhaltens mit heiterer Unbefangenheit, sie habe es sich allerdings gedacht, daß ich die Anerbietungen des Chevaliers für mein Teil nicht benutzen würde; da sie aber früher als ich von Rom fort nach Neapel gehen wolle und solle, so sei sie der Meinung gewesen, daß ich den Chevalier immerhin ersuchen könnte, ihr und der Altonaer Familie, der sie sich anschließen würde, soweit er es eben imstande sei, förderlich und behilflich zu sein.

Dagegen war bei dem guten Frauenzimmer gar kein Beweisführen möglich, wir hatten dazu auch weder Zeit noch Sinn. Es kam einzig darauf an, mich vor dem wiederholten Besuch des Chevaliers zu sichern, und ich wollte ihm im ersten Eifer sofort schreiben, daß ich seinen Besuch nicht wünsche, indes Stahr gab dies

nicht zu. Er machte mich mit Recht darauf aufmerksam, daß ein solcher Mann nicht eine Zeile von meiner Handschrift aufzuweisen haben dürfe, und da es für Stahr unmöglich war, sich in das Mittel zu legen, ohne mir zu nahe zu treten, riet er mir, zu Frau Mertens zu fahren und sie um ihre Vermittlung anzugehen, weil der Chevalier mir in ihrem Hause und durch sie vorgestellt worden war.

Ich machte mich denn in Stahrs Begleitung auch auf den Weg, und wir fanden unsere Freundin gleich geneigt, mir den gewünschten Dienst zu leisten. Sie schrieb dem Chevalier, „Fräulein Lewald habe sie ersucht, ihm mitzuteilen, wie überrascht sie gewesen sei, daß er, ohne selbst in ihrem Hause bekannt zu sein, ihr einen Fremden vorzustellen übernommen. Fräulein Lewald sähe nur einen kleinen Kreis von Personen bei sich und wünsche diesen um so weniger auszudehnen, da ein Teil davon ihre Begleitung nach Neapel machen und ihr auch dort zur Verfügung stehen werde." — Damit war für den Augenblick die Sache abgetan, aber wir waren deshalb noch nicht mit ihr zu Ende.

Der Tag verging uns ruhig und still. Wir waren lange auf dem Monte Pincio umhergegangen, der Abend war weich und warm wie bei uns im Sommer, die Leuchtkäferchen flogen durch die Büsche, aus allen Blumen und Blüten stieg schon der Duft empor, als die Menschenmenge die Promenade verließ, um in die Stadt hinunterzugehen und sich das große Feuerwerk, die sogenannte Girandola, in der Nähe zu betrachten. Wir, die wir nichts suchten und begehrten als uns selbst, blieben auf der Promenade zurück, und wie es dort immer einsamer und stiller wurde, fingen wir in dem hellen Lichte des Mondes umherzuwandern an, bis wir auf den Gedanken kamen, noch einen Gang durch die Villa Medici zu machen. Der Pförtner dieses, der französischen Kunstakademie gehörenden Gartens und Palastes kannte uns wohl. Wir gehörten zu den fleißigsten Besuchern der Villa, und es bedurfte nur einer

Bitte, um uns den Zutritt auch am Abende zu eröffnen, wo die Gärten der Villa sonst für fremde Besucher geschlossen waren.

Einsam, als wären wir durch viele Meilen von jedem menschlichen Wohnorte geschieden, gingen wir durch die breiten Wege des Gartens. Nur das Mondlicht und die Glühwürmchen leisteten uns Gesellschaft, und das kaum hörbare Säuseln der Blätter machte die wonnevolle Stille noch erquickender fühlbar. Arm in Arm, die Hände verschlungen und die Herzen einig in jeder Empfindung, so stiegen wir bis zur waldigen Höhe hinauf, die hinter der Villa den Garten krönt, und kaum hatten wir sie erreicht, als hell und plötzlich, wie ein gewaltiges Meteor, die riesige Feuergabe der Girandola sich aus der Tiefe zu den Wolken emporhob, daß das sanfte Blau des Himmels dadurch noch tiefer erschien und der milde Mondesstrahl davor erblaßte. Es war ein märchenhafter Anblick, und seine Flüchtigkeit erhöhte seine Wirkung. Eine Weile standen wir wie geblendet, dann umfing uns wieder die stille Mondnacht, aber sie schien uns anfangs dunkel neben der Pracht der Flammen, die wir eben erst geschaut hatten.

„Sieh!" rief Stahr, als die Strahlen der Feuergarbe den ganzen Horizont beleuchteten, „sieh, wie aus dem Dunkel die Stadt zu unseren Füßen sichtbar wird! So plötzlich wie diese Girandola ist unsere Liebe hervorgebrochen aus der Lebensdämmerung, in der wir bis dahin gelebt hatten, und wie wir bei dem Scheine dieser Flamme die Stadt erblickten, so haben wir bei dem Lichte unserer Liebe erst erkannt und ermessen, was uns in uns selbst verborgen geblieben war. Es wird dunkel genug in uns werden, wenn sie uns nicht mehr leuchtet."

„Aber wir werden uns doch zurechtfinden und den Weg für uns finden, wie jetzt auch!" tröstete ich, wie mir das Herz auch schwer war.

„Ja! wir werden ihn finden, weil wir ihn finden wollen, finden müssen!" gab er mir zur Antwort, und wir gingen in unsere Ge-

danken versenkt zu mir nach Hause, wo meine Begleiterin uns erwartete, die sich für ihre Abreise vorzubereiten begann.

An dem Tage nach Ostern machte das Fremdenviertel einen sonderbaren Eindruck. Es kam mit einem Male alles in Bewegung, als sei es auf eine allgemeine Auswanderung abgesehen.

Überall sah man Koffer in die Häuser tragen, wohin man blickte, standen Reisewagen, welche beladen wurden. Die eigentliche römische Saison war mit dem Osterfeste abgeschlossen. Die Touristen sowohl als die Kranken fingen an, Rom zu verlassen, sei es, daß sie noch vor dem Beginn der Hitze nach dem Süden oder mit dem ersten Anfange der guten Jahreszeit nach Norden zurückkehren wollten. Unser nächster Bekanntenkreis blieb jedoch für das erste noch vollständig beisammen, nur meine Gefährtin, die es von Anfang an nicht auf einen so langen Aufenthalt in Italien abgesehen hatte als ich, sollte mich, wie schon erwähnt, verlassen, um mit einem alten deutschen Ehepaare nach Neapel zu gehen, von wo sie im Mai oder Juni sich nach Deutschland wenden wollte. Es war für mich hohe Zeit, daß ich ihrer entledigt wurde, denn trotz meines Abwehrens hatte sie sich allmählich doch zur Zielscheibe des Spottes unter den jungen Leuten gemacht, und ich war nicht in der Lage und nicht in der Gemütsverfassung, mir noch unnötige Verdrießlichkeiten aufladen zu dürfen.

Indes gerade in diesen Tagen war es, als ob wir nicht zur Ruhe kommen sollten. Ich hatte schon verschiedene Abschiedsbesuche und Abschiedskarten empfangen, während ich an einem der nächsten Morgen mit Stahr, mit Dr. Hettner und dem Abbate Matranga in meinem Zimmer saß, als Gaetana mir einen Brief überbrachte, den ein fremder Bote eben für mich abgegeben hatte.

Arglos und unvorsichtig wollte ich ihn rasch erbrechen, ohne zu fragen, von wem er komme, indes Stahr fiel mir in die Hand und hinderte mich daran. Er betrachtete die Handschrift, sie war uns unbekannt, aber das Siegel des Briefes trug das Wappen, das wir auf der Karte des Chevaliers gesehen hatten und dessen Um-

schrift: constante fidélité wir für eine selbsterfundene Devise angesprochen hatten. Ich war also der Meinung, den Brief einfach nicht anzunehmen.

„Nein! das genügt nicht diesem Menschen gegenüber!" rief Stahr, und sich zu meiner Dienerin wendend, hieß er sie, den fremden Boten einzuführen.

„Wer hat Ihnen diesen Brief gegeben?" fragte er, als der Mann ins Zimmer trat.

„Signor! ich bin ein Lohndiener!" gab der Lohndiener zur Antwort, „ich kenne den Cavaliere nicht, der mir den Brief gegeben hat.

„Aber Sie sollten dem Cavaliere, der Sie gedungen hat, doch die Antwort der Signora bringen?"

„Er hat mir gesagt, daß er sie im Café Ruspoli erwarten wolle."

„Gut!" rief Stahr, nahm das Billett, riß es in Stücke, warf diese in des Boten Gegenwart zum Fenster hinaus und sagte zu dem Diener: „Melden Sie dem Cavaliere, der Sie hierhergeschickt hat, daß niemand sein Billett gelesen habe und daß man auch kein anderes seiner Billette hier zu lesen gedenke."

Der Diener ging schweigend davon. Der Abbate lächelte, und Stahr auf die Schulter klopfend, sprach er: „Sie haben wohl getan, Signor Adolfo! Sie haben wohl daran getan, aber — wenn sie des Abends allein nach Hause gehen, halten Sie sich in der Mitte der Straße, in dem Mondschein, nicht im Schatten."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief ich erschrocken aus.

„Nichts! Nichts in der Tat, teure Signora! Aber sicherer ist sicherer, und von Menschen, die man so wenig kennt, wie diesen Chevalier, muß man auf alles gefaßt sein. Sie haben ja Ihren Life preserver — nehmen Sie ihn abends mit."

Indes die Vorsichtsmaßregeln unseres trefflichen geistlichen Freundes, der die römische Gesellschaft gründlich kannte, erwiesen sich in diesem Falle als überflüssig. Wir erfuhren schon in den nächsten Tagen, daß der Chevalier wirklich nach Neapel gegangen

sei, und weder Stahr noch ich kamen nachher in eine persönliche Berührung mit ihm, obschon ich ihn in Neapel zu verschiedenen Malen im Vorüberfahren gesehen und dort auch Aufschlüsse über seine Verhältnisse und seine Vergangenheit erhalten habe, die mitzuteilen sich später die Gelegenheit wohl einmal findet. Einstweilen hatten wir Ruhe vor seiner Zudringlichkeit, und dies war um so erwünschter, als ein unglückliches Ereignis, das sich während der Ostertage zugetragen, unsere wie die allgemeine Teilnahme in Anspruch nahm.

24

Unter den Fremden, welche zu der Osterwoche nach Rom gekommen waren, hatten sich auch zwei deutsche Frauen, eine Mutter mit ihrer Tochter, befunden. Niemand von uns allen hatte sie gesehen oder gekannt, aber verschiedenen Personen, welche mit ihnen an der Wirtstafel des Speisehauses zusammengetroffen, war die wohlanständige Haltung beider Frauen und die ungewöhnliche Schönheit des jungen Mädchens aufgefallen. Sie hatten in einem Privathause unweit des spanischen Platzes eine gute Wohnung von zwei Zimmern genommen und waren am Ostertage, wie alle Fremden, am Abende ausgegangen, um der Beleuchtung der Peterskirche beizuwohnen. Wann und wie sie nach Hause gekommen waren, wußte niemand zu sagen; das einzige, was leider feststand, war, daß die Wirtsleute, als sie gleichfalls in ihr Haus zurückkehrten, die beiden Frauen leblos am Fuß der steinernen Treppe auf den Quadern des Flures liegen gefunden hatten. Die Tochter hatte zu unterst gelegen und war tot, die Mutter, die über ihr gelegen, wurde nach langen Anstrengungen in das Leben zurückgerufen, aber sie hatte eine schwere Gehirnerschütterung und eine bedeutende Verwundung am Kopf erlitten, war völlig bewußtlos und man fürchtete, daß es nötig werden würde, sie zu trepanieren.

Woher und wie das Unglück entstanden, war unter den Umständen vorläufig gar nicht zu ermitteln. Erst viele Wochen später hat die Mutter auszusagen vermocht, daß ihr, als sie im Dunkeln die Stiege hinaufgegangen, etwas, wie eine Katze, entgegengesprungen sei; daß sie erschreckend das Gleichgewicht verloren habe und so unglücklich zurückgefallen sein müsse, daß sie die hinter ihr gehende Tochter ebenfalls heruntergeschleudert und ihr auf diese Weise willenlos den Tod gegeben habe. In dem Entsetzen des ersten Augenblickes waren die Wirtsleute zu den nächstwohnenden Deutschen geeilt, man hatte Ärzte, die Polizeibehörden, den preußischen Konsul, August Marstaller, herbeigerufen, und durch diesen, mit dem wir alle nahe befreundet waren, hatten wir die Nachricht von dem schrecklichen Ereignisse erhalten.

Frau Mertens und Frau von Goethe, welche den Verunglückten am nächsten wohnten, waren noch an demselben Abende hingerufen worden, man hatte im Beistande der Behörden die Schränke der Frauen eröffnet und aus ihren Papieren eben ersehen, daß sie Mutter und Tochter gewesen und nach Rom gekommen waren, um daselbst Unterricht in der Porzellanmalerei und in ähnlichen Arbeiten zu erteilen. Italienisch hatten sie, wie ihre Wirte behaupteten, nur sehr wenig verstanden, und es war also notwendig, daß man der Kranken deutsche Pflegerinnen verschaffte. Wir teilten uns denn auch sofort in einen völligen Tag- und Nachtdienst ein, derart, daß immer zwei deutsche Frauen und einer unserer Landsleute in der Wohnung der Kranken weilten, damit wir jemand zur Verfügung hätten, wenn irgend etwas von auswärts zu beschaffen war, und es war vorauszusehen, daß dieses Liebeswerk nicht in wenigen Tagen vollendet sein würde, wenn es gelingen sollte, Frau Richter dem Leben zu erhalten.

Stahr, dessen Abreise von Rom uns in kaum drei Wochen bevorstand, sah mit dem berechtigten Egoismus der Leidenschaft, als das erste Entsetzen über das Unglück ihn wieder zu sich selber kommen und an uns beide denken ließ, zunächst nur die Folge, welche

es für uns beide haben mußte. Wir hatten beabsichtigt, mit Dr. Hettner gleich nach Ostern in das Albaner- und Sabinergebirge zu gehen, da ich die weitere Umgegend von Rom noch gar nicht kannte, und währenddessen hatte meine Begleiterin ihre Reise nach Neapel antreten wollen. Nun konnte, wenn ich den Freundinnen meine Teilnahme an der Krankenpflege nicht versagen wollte, für mich von dem Ausfluge nicht die Rede sein, aber stets geneigt, das, was das Leben bietet, als ein Günstiges zu benutzen, überredete ich Stahr, ohne mich die besprochene kleine Tour zu machen. Ich hoffte, daß er auf diese Weise meine gezwungene Abwesenheit von Hause nicht so schwer empfinden solle, als wenn er in Rom verweilend an meiner vereinsamten Wohnung vorübergehen müsse, und ich meinte, es sei auch gut, wenn wir uns durch die Erfahrung dartäten, daß wir ertragen könnten, was uns doch nicht zu ersparen war — die notwendige Trennung.

Ich lebte damals in einem wunderbaren Zustande, der mir jetzt in der Erinnerung wie ein unheimliches Doppelleben erscheint, und von dem ich noch heute nicht begreife, wie ich ihn auszuhalten imstande war. Denn all mein Sinnen war gleichsam darauf gerichtet, mir mit Gewalt abzuleugnen, was ich als unumstößliche Gewißheit wußte und empfand. Ich wollte Stahr und mich glauben machen, daß wir ruhig werden, uns in die alten Verhältnisse zurückfinden würden; ich meinte, wenn ich dies nur immerfort aussprächе und schriebe, so müßten wir es endlich glauben und in uns erleben, und ich benutzte jeden Anlaß, darauf zurückzukommen. In diese Zeit fiel Stahrs Hochzeitstag, er selber hatte mir davon gesprochen.

Ich kann es nicht vergessen, schrieb ich ihm an dem Morgen, wie Du, als Du meine Novelle „Das arme Mädchen" gelesen hattest, zu mir sagtest: Wenn Ludwig ein rechter Mensch wäre, so müßte er, der keine Schwester hat, glücklich darüber sein, daß Martha seine Schwester ist!

So wirst Du es also machen! und heute zu Deinem Hochzeitstage schenke ich mich Dir zur Schwester für den Rest unseres Lebens.

Laß uns treu und wie bisher uneigensüchtig aneinander halten und uns wie Geschwister stützen und tragen. Ich fürchte, mein Leben wird nicht leicht sein, und auch Du wirst noch manche schwere Stunde zu bestehen haben. Aber der Gedanke an das genossene Glück, an das gegenseitige Finden helfe uns darüber fort; und deiner Frau erhöhtes Glück sei unser Lohn.

Die Sonne jubelt am Himmel, aber mir ist nicht leicht. Mir bangt vor der nächsten Zukunft. Ich sollte Dir auch das nicht sagen, aber ich weiß, Du fühlst mir die Bedrückung an und könntest sie mir mißdeuten. — —

Geliebte! antwortete mir Stahr. Dank für Deinen Zuruf. Ich fühle und empfinde wie Du, aber seit gestern ist mir's wieder, als hätten alle Federn meines Innern plötzlich kraftlos den Dienst versagt. Ich las ein furchtbares Wort Goethes, geschrieben in einem seiner letzten Briefe, ehe er Rom verließ, es lautet: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Man muß sich hüten, ihn zu pflegen und auszubrüten!" Dies ist wieder einmal eines von den großen Schlagworten des gewaltig empfindenden göttlichen Menschen. Ach! und er mußte langsam sterben in Schopenhauerschen Umgebungen, nachdem er in Rom und Italien gelebt!

Was mich erwartet, weiß ich, soweit ein Mensch das Wahrscheinliche wissen kann. Es soll mich indessen gewaffnet treffen mit der steten Erinnerung an das unaussprechliche Glück des innersten Besitzes Deiner Seele, Deines Herzens, des edelsten, reinsten, das ich auf der Welt gefunden. Nur über die nächsten Tage hilf mir gütig und lind hinüber mit Deiner sanften, liebevollen Hand, denn sie werden schrecklich für mich sein.

Im übrigen soll alles geschehen, was Du wünschest. Aber gegen Mittag hin muß ich Dich sehen, denn um diese Stunde, zwischen 12 bis 1 Uhr, gelobte ich vor zwölf Jahren mich meiner guten Marie, dem besten Wesen, das die Erde trägt neben Dir.

Ich bin unaussprechlicher Sehnsucht voll nach Dir und nach ihr,

zu jeder anders, und doch ist's ein Empfinden. Gestern, als ich Dich verließ, kam mir's vor, als sei's unmöglich, daß ich je von Dir getrennt leben könne. —

Die Fahrt in die Campagna wurde denn richtig angetreten, indes nur für zwei Tage berechnet, und auch diese wurden uns zu lange, denn wir hatten uns so gewöhnt, nur mit- und füreinander zu leben, daß jeder eigentlich nur für den andern dachte. Selbst während der Nachtwache ließ es mir keine Ruhe, und während der Stunden, welche Adele bei der Kranken weilte, konnte ich es mir nicht versagen, ein paar Zeilen für den Freund niederzuschreiben.

Es lag etwas sehr Tragisches in der Umgebung, in welcher wir bei der Kranken weilten. Aus den Fenstern der hochgelegenen Wohnung sah man weit über die Stadt in die Ferne hinaus. Die Zimmer waren gut gehalten, man sah, daß ein liebevolles Gemüt darin gewaltet hatte. Auf dem Kaminsimse standen einige nachgemachte etruskische Vasen, ein paar Rosenknospen darin waren noch aufgeblüht, nachdem die Hand, die sie gebrochen, längst erkaltet war. Die Mutter rief in ihren Fieberträumen immer nach der Tochter, die fern von ihr, im Schatten der Cestius-Pyramide zur Ruhe gebettet worden war; und wie man mit Angst den wilden Phantasien folgte, sah man mit noch größerer Besorgnis dem Augenblicke entgegen, in welchem Frau Richter zu Bewußtsein kommen und nach der Tochter fragen würde. Man hatte verabredet, ihr zu sagen, daß die Tochter das Bein gebrochen habe und im unteren Stockwerk, in der Wohnung der Wirte, behandelt werde; aber dies Erwachen zur Vernunft erfolgte erst weit später.

Ich hatte mich, da Stahr eben abwesend war, erboten, auch am nächsten Tage wieder einen halben Tag und eine halbe Nacht bei der Kranken zu bleiben, und ich war gerade bei mir zu Hause, um mich umzukleiden, als Stahr mir von Frascati einen Boten sendete mit der Nachricht, daß er einen Tag länger bleiben werde, als er sich vorgenommen hatte, weil er gestern nicht wohl gewesen sei und

sich nun in der reinen, frischen Bergluft die Seele zu beruhigen streben wolle.

Währenddessen war meine Begleiterin abgereist. Sie hatte mir unter heißen Tränen für das Angenehme gedankt, das sie mit mir genossen, und förmlich gefordert, daß ich ihr die Unbill, die sie mir durch ihre Übellaunigkeit in den letzten Monaten zugefügt, verzeihen solle, und mir war trotz meiner Traurigkeit in diesen Tagen, in denen ich einsam war und an dem Krankenbette für Stunden bestimmte Pflichten zu erfüllen hatte, ruhiger als seit langer Zeit zu Sinne. Ich meinte, mich mit mir selbst zurechtsetzen zu können, ich versuchte sogar in den Intervallen, die ich allein in meiner Wohnung zubrachte, nach Hause zu schreiben und zu arbeiten; ich ging aus, verschiedene Einkäufe zu machen, und nachdem ich mir bei allem und jedem vorgehalten hatte, wie dies alles zu dem täglichen Leben gehöre, welches ich wieder ruhig führen würde, wenn Stahr nach Deutschland gegangen sein werde, setzte ich mich nieder, für ihn zu schreiben.

Er hatte nämlich schon am Ende des Februar den Wunsch geäußert, daß ich an jedem Abende, wenn er von mir wegging, noch einige Zeilen für ihn schreiben möchte, die er dann, tageweise, wie sie entstanden, nach unserer Trennung auch tageweise während seiner Rückreise lesen wolle, um sich auf diese Weise die Täuschung des Beisammenseins wenigstens noch für einen kurzen Zeitraum zu erhalten. Ich hatte dem Gedanken sofort die Ausführung gegeben, Stahr hatte versprochen, das gleiche zu tun. Aber wie ich es auch anstellte, es lief in diesen Blättern immer auf eine erzwungene Heiterkeit oder auf das Sprechen von der notwendigen Entsagung hinaus — es blieb ein reines Tun des Verstandes. Denn ich fühlte mich Stahr mit jeder Faser meines Wesens für alle Zeit so völlig zu eigen, ich wußte ihn mir so unverlierbar hingegeben, daß ich mich manchmal während des Schreibens fragte, ob ich denn ein Wort glaube von dem allen, was auf dem Papiere zu lesen war? — Wenn ich mich dann der Unwahrheit zeihen wollte,

wenn ich mir vorhielt, daß ich mich selbst und den Geliebten mit Bewußtsein täusche — so fand ich mich schließlich immer wieder in der Lage des religiösen Zweiflers, der mit Gewalt den verlornen Glauben in sich wieder zu gewinnen trachtet, und Stahr befand sich fraglos in dem gleichen Zustande. Wir glaubten zu vermögen, was wir wollten, ohne dies Gewollte wünschen zu können; wir täuschten uns über die Tatsachen und über die Möglichkeiten. Wir bewegten uns in einem Kreise, aus dem wir nicht mehr hinauskonnten, und suchten seine Quadratur.

All mein Tun und Treiben war nach den Wünschen und den Bedürfnissen des geliebten Mannes eingerichtet. Es machte mich glücklich, ihm zu dienen. Früher hatte ich mir vorgestellt, daß mit der Stunde, in welcher er von Rom fortgehen würde, jeder Zusammenhang, selbst der briefliche Verkehr zwischen uns ein Ende haben werde und müsse; davon war jetzt keine Rede mehr. Je länger wir miteinander umgingen, um so deutlicher erkannten wir, wie vollständig wir einander ergänzten, wie eines den andern innerlich befreite und erhob, und durften es je zwei Menschen von sich sagen, daß die Natur sie füreinander bestimmt zu haben schien, so waren wir sicherlich dazu berechtigt.

Niemals hatte ich mich so völlig Herr über alle meine Kräfte gefühlt, als seit ich Adolf liebte. Ich hatte täglich neue Arbeitspläne. Gleich nach der Rückkehr wollte ich mein „Italienisches Bilderbuch" schreiben und zusammenstellen, zu dem ich nur wenige einzelne Skizzen entworfen, aber mir in den Tagebuchbriefen an meinen Vater die Materialien gesammelt hatte.

In einzelnen guten und ruhigen Stunden hatte ich auch an den „Liebesbriefen eines Gefangenen" gearbeitet, während mir der Gedanke, eben jetzt den langgehegten Vorwurf auszuführen und aus den Schicksalen des Prinzen Louis Ferdinand einen Roman zu machen, immer näher trat. Dazu hatte ich in mir so heftige Erschütterungen erlebt, so gewaltige innere Wandlungen erfahren, daß auch jener Plan wieder vor mir auftauchte, der seit dem Jahre

Fanny Lewald

Gemälde von M. Stohl in der Landesbibliothek zu Weimar

achtzehnhundertvierundvierzig in mir entstanden war, der Plan, an einem großen Menschenkreise das Werden und das Sichumgestalten der einzelnen durch die Zeitverhältnisse sowohl, als durch das Einwirken des einen auf den andern darzutun; und die Gestalten, welche die Träger des Romanes „Wandlungen" werden sollten, und die Schicksale dieser Gestalten entwickelten sich immer rascher und deutlicher vor meinem inneren Auge. Indes wie oft wir auch auf diese verschiedenen Pläne zu sprechen kamen, konnte ich Stahr doch niemals mündlich den von mir gedachten Gang einer solchen Dichtung mitteilen. Ein unabweisliches, geheimnisvolles Etwas, ein inneres Widerstreben schloß mir den Mund. Ich habe das auch später nie vermocht. Es freute und förderte mich, den abstrakten Gedanken, wenn man so sagen kann, die Idee des Romans mit ihm durchzusprechen, aber ihm mündlich mitzuteilen, wie ich meine Gedanken verkörpern wollte, war mir ganz unmöglich. Es kam mir dann immer vor, als töte ich die Gestalten, als gäbe ich sie fort und als wären sie dann nicht mehr mein. Hatte ich aber den Plan einer großen Komposition vollständig schriftlich für mich entworfen und durchgearbeitet, so daß das letzte Wort in mir feststand, so konnte ich ihn dann Stahr zu lesen geben, und ohne innerlich davon beirrt oder gehindert zu werden, seine Meinung hören, sie mir oft auch zunutze machen; und Stahr hatte es sehr bald herausgefühlt, wo er auch in dieser Hinsicht mich frei mir selber überlassen müsse. „Was der schöpferische Mensch aus einer Sache macht," pflegte er oft zu sagen, „das kann der Kritiker nie voraussehen;" und seine Achtung vor meinem „Können" war mit dasjenige, was mich zu allen Zeiten am meisten gefördert hat.

Meine Familie, meine heimischen Bekannten hatten früher im Grunde meine dichterische Fähigkeit doch immer nur als etwas Nebensächliches angesehen, das man tolerieren müsse, weil es eben da war, das man schließlich auch gelten ließ, weil es mein Fortkommen zu sichern versprach. Selbst meinem trefflichen Vater erschien ich als Schriftstellerin in gewissem Sinne immer nur als

eine Absonderlichkeit, und er würde mich fraglos lieber mit dem mittelmäßigsten Manne in einer Provinzialstadt verheiratet, d. h. versorgt gesehen haben. Nur Heinrich Simon und seine mir unvergeßliche Mutter hatten meine dichterische Begabung als meine eigentliche Wesenheit erkannt und früh erraten, daß ich zu keiner inneren Befriedigung kommen könne, wenn mir nicht die Freiheit gelassen würde, mich auf meine Weise zu entwickeln und zu klären.

In meinem Vaterhause aber erkannte man, obschon man mich liebte, die unleugbare Überlegenheit, welche ich vor allem meinen Schwestern sowohl durch meine Anlage, als durch den redlichen Ernst voraus hatte, mit denen ich mich und diese Anlagen auszubilden getrachtet hatte, nur insofern an, als man sich etwas mit mir und meinen beginnenden Erfolgen wußte, ohne daß mir dies selbst in der Familie zugute gekommen wäre. Nur eine der Jüngsten von uns, meine Schwester Marie, hatte bei scharfem Verstande und großer Frühreife für diese Seite meines Wesens ein richtiges Verständnis, und ihr pflegte ich, obschon sie mehr als ein Dutzend Jahre jünger war als ich, sehr häufig meine Tagesarbeit vorzulesen. Aber meines Vaters Verhalten war in vielem Betrachte nicht mehr das mir angemessene und richtige und hat mir nach seinem Tode, als ich genötigt wurde, noch einen erziehenden Einfluß auf meine jüngeren Schwestern auszuüben, meine Wirksamkeit und mein Leben sehr erschwert.

Mein Vater ging von dem Grundsatze aus, daß, weil ich durch mein Talent so viel vor den anderen Schwestern voraus besäße, eben dieser Vorzug mich verpflichte, sie, soweit es an mir sei, für diesen meinen Vorzug zu entschädigen. Es war dies ein unheilvoller Irrtum des sonst so verständigen Mannes; denn es soll im Menschenleben wie in der Natur überhaupt das Geringere dem Bedeutenderen dienen. Und während in meiner Familie sich geistige und auch gesellschaftliche Ansprüche darauf festsetzten, daß ich eine Berühmtheit zu werden anfing, daß ich unserem Familiennamen eine größere Bedeutung zu schaffen begann, sollte ich mich in

jedem Augenblicke aus meiner neuerrungenen Stellung auf das Niveau von bedeutend jüngeren Mädchen herablassen, die durch nichts in der Welt zu den Ansprüchen berechtigt waren, welche zu machen ich mir das Recht erworben hatte. Ja, meines guten Vaters Verblendung ging in diesen Dingen so weit, daß er nicht einmal meiner materiellen Unabhängigkeit von ihm gegen meine Schwestern Erwähnung tat und daß diese bis zu seinem Tode von ihm in dem Glauben erhalten wurden, ich mache meine Reisen, wenn nicht ganz auf meines Vaters Kosten, so doch mit seiner wesentlichen Unterstützung, während ich seit der Stunde, in welcher ich die Möglichkeit gewonnen, mir mein Brot zu verdienen, nichts mehr von ihm empfangen hatte, als das Garderobegeld von vierundachtzig Talern, das auch meine Schwestern von ihm erhielten, die unter seinem Dache und aus seinen Mitteln lebten.

Diese Art der erzwungenen Gleichstellung innerhalb der Familie war es aber gewesen, was mich gedrückt, mich gelähmt und unfrei gemacht hatte. Sie war es hauptsächlich, von der ich mich, fern von meiner Familie, zu befreien gewünscht hatte, und die Achtung, welche Stahr meinem Talente, ganz abgesehen von seiner Liebe für mich, zollte, war das Heilmittel gewesen, dessen ich bedurft hatte, um in mir selbständig zu werden.

Ich liebte meinen Vater noch wie früher, aber meine Leidenschaft für Stahr war ein weit gewaltigeres Gefühl, als die allertiefste Kindesliebe. Ich hatte es empfinden lernen, daß ich um meiner selbst willen und nicht nur als Teil einer bestimmten Familie auf der Welt sei; und ich dachte bisweilen mit Sorge daran, wie ich es möglich machen würde, mir den alten Zusammenhang mit dem geliebten Vater neben der völlig freien Selbstbestimmung zu erhalten, die ich nicht mehr aufzugeben imstande und gewillt war.

Meine Tagebuchbriefe an meinen Vater gerieten unter diesen Verhältnissen ins Stocken. Ich mußte öfter, wenn ich halbe Wochen hindurch sie zu führen versäumt hatte, sie aus und nach Stahrs

sorgfältigen Aufzeichnungen ergänzen, und ich konnte dies sehr leicht tun, da wir uns so wenig als nur möglich trennten.

Stahr hatte immer ein paar Bücher, ein paar Hefte bei mir liegen, in denen und aus denen wir gemeinsam lasen; man war daran gewöhnt, ihm fast zu jeder Zeit des Tages gelegentlich bei mir zu begegnen, und wenn wir nicht in Gesellschaft waren, fand sich eben deshalb ein kleinerer Kreis von Freunden bei mir ein, die unseren Tee und den schönen Latugasalat mit uns gemeinsam zur Nacht einnahmen. Ich hatte mir allmählich einen ganzen kleinen Haushalt eingerichtet, und da ich immer Lust und Neigung zum wirtschaftlichen Vorsorgen für andere gehabt hatte, so machte es mir tausendfach Vergnügen, jetzt auf die Bequemlichkeit und auf die Bedürfnisse des Geliebten zu denken und hausfraulich für ihn zu walten.

„Du hast deinen Beruf verfehlt," scherzte Adolf bisweilen, „du hättest gar nicht Schriftstellerin werden, sondern eine Osteria con cucina und dazu die Mittel haben müssen, Gott und die Welt gratis zu bewirten!" — Und allzufern von dem, was ich gern getan haben würde, hatte er wirklich nicht geraten. Es war mir eine Wonne, wenn er etwas forderte, eine Wonne, wenn er das wenige, worüber ich verfügen konnte, als sein Eigentum ansah, wenn das „wir", an das er sich in seiner Ehe und in seinem Hause gewöhnt hatte, ihm auch mir gegenüber entschlüpfte. Die bloße Frage: „Haben wir keine Apfelsinen oder keinen Wein mehr?" — der bloße Vorschlag: „Wollen wir zum Tee nicht Schinken und Kastanien von dem Sizzicaral für uns mitnehmen?" reichten hin, mich für den Rest dieses Tages zu erheitern und mir eine innere warme Freude zu bereiten, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Ich wußte mir auf der Welt nichts zu denken, das mich glücklicher machen konnte, als mit diesem und für diesen Mann zu leben, und es war, wenn ich sah, wie sein Befinden sich unter der Pflege meiner Liebe über alles Erwarten schnell gebessert hatte, wie er sich erholte und verjüngte und alle seine Todesgedanken

ihm vergangen waren, es war dann ein Gefühl der unabweislichen Zusammengehörigkeit, ein Frieden und eine Ruhe in mir, als hätten zehn Priester ihren Segen über uns ausgesprochen. Selbst, daß wir uns einmal, daß wir uns in wenig Wochen, in wenig Tagen trennen würden, vergaßen wir beide dann völlig. Die Zeit hört auf, bemessen zu werden, wo der Augenblick die höchste Glücksempfindung in sich schließt.

Mußten wir in Gesellschaft gehen, so suchten wir uns möglichst zeitig zu entfernen, und Adolf begleitete mich dann immer nach meiner Wohnung, um noch eine Stunde mit mir allein zu sein, ehe wieder einer der uns noch geschenkten Tage in die Vergangenheit versank. Wo die Liebe allmächtig in zwei Menschen ist, wird ihnen eben alles zum Genuß. Es war eine solche Freude, wenn man inmitten der andern sich einen Augenblick zusammenfinden, wenn die Hände sich in flüchtigem Drucke berühren, wenn die Blicke sich ineinander senken und man im Vorbeigehen aneinander es sich sagen konnte: „Eine Stunde noch und dann sind wir frei!"

Und dann heimzugehen, einsam, durch die weichen, warmen Nächte, unter dem leuchtenden Sternenhimmel, die stolze spanische Treppe hinab, vorüber an der rauschenden Navicella, an deren Borde die erste volle Liebesglut in unseren Herzen aufgeleuchtet war, und dann einzubiegen in die schmale Straße, in welcher der tiefe Schatten der Propaganda sich verhüllend über uns legte, bis wir noch sicherer geborgen in meiner stillen Wohnung landeten — welch eine Fülle von Freuden war in einem solchen Gange! — Und nun endlich gar mit dem Mantel, der mich umhüllt hatte, mit dem Schleier, den ich vom Haupte nahm, auch das feierliche „Sie" und allen Zwang der Gesellschaft von mir werfen und dem geliebten Manne an den Hals und in seine mir geöffneten Arme fliegen zu dürfen — das war ein unvergeßliches Entzücken!

Für diese eine Stunde des Alleinseins war es, daß ich mich am Abende geschmückt und die Blumen und Bänder in das Haar und an die Brust gesteckt hatte; auf diese Stunde hatten unsere Herzen

gewartet den lieben langen und ach! doch so flüchtigen Tag! Dann erwartete uns die traute römische Lampe, die viele Jahre später unsere Hochzeitsnacht erleuchtete; dann entzündete Adolf die Lichte am Kamin, damit er mich sehen könne, wie er es begehrte, und wenn er dann, wie er es nannte, das Bild dieses Abends in sich festgehalten hatte, dann lag er vor mir auf den Knien, ich hielt den lieben Kopf in meinen Händen, und aus der überflutenden Zärtlichkeit unserer Herzen tauchte mein Frohsinn oftmals mit dem Übermut der Besitzesfreude in hellem lachenden Jubel hervor.

„Willst du mich denn toll machen? Du tanzest geistig Tarantella," sagte der Geliebte oft, „du berauschest dich an deinen eigenen Einfällen!" Aber ich konnte keinen anderen Ausdruck für die Freude finden, die in mir lebte, und glücklicher als wir in solchen Stunden sind Menschen sicherlich niemals gewesen. „Ist es denn möglich," rief Adolf bisweilen aus, „daß man dies erlebt? Daß es vorhanden ist in Wirklichkeit, nicht nur als ein Gebild der Phantasie? — Wie kann man so tief empfinden, so hoffnungslos wie wir sein, und so jubelnd scherzen? — Wie kann man in der höchsten Lebenskraft so fröhlich wie die Kinder sein?" —

Oft war es Mitternacht, ehe wir uns trennten, und wenn der Geliebte dann in meinen Schal gehüllt durch die schweigenden Straßen ging, während ich ihm aus dem geöffneten Fenster nachschaute, so weit mein Auge ihn in der Dämmerung erreichen konnte, tönten noch Mandolinen und Gitarren durch die Nacht, und wir genossen in ihrem schwirrenden Klingen, auch entfernt voneinander, noch ein gemeinsames, das Herz auflösendes Entzücken.

Solche fröhliche Abendstunden warfen dann ihren goldigen Schein durch die ganze Nacht, und gewöhnlich brachte mir der Morgen ihren Abglanz in Adolfs Versen wieder, in denen unsere Scherze wörtlich festgehalten waren. Bald hieß es:

Rastlos hatt' ich bisher Galerien und Museen durchwandert,
Wie sie die ewige Stadt zahllos dem Reisenden beut,

Hatte mit emsigem Fleiß in den dumpfigen, eisigen Sälen
Kennerschaft plastischer Kunst mir und den Schnupfen geholt;
Selbst das Lebend'ge versäumt in dem Bemühn um das Tote,
Bis mich der lieblichste Mund neulich des Bessern belehrt.
Denn so schalt sie mich aus, die Liebste, jüngst, als am Abend
Vom Vatikane zu ihr, müd und erkältet ich kam:
„Sage mir, Törichter, nur, was den klugen Sinn dir berücket,
Welches Zaubrers Gewalt blendet dir Auge und Hand?
Täglich marterst du dich mit der Kunst und Schnupfen und Husten
Ernteſt du im Kapitol, ernteſt du im Vatikan!
Warum wanderst du auch zu den feuchtdurchkälteten Sälen,
Während im kleinen Gemach traulich die Flamme dir glüht,
Die dir im hellen Kamin dein Liebchen selber gezündet,
Weil Tramontane die Stadt winterlich kältend durchsaust!
Zitternd stehst du vor Frost am Caldaro dort des Custoden,
Frierend bewunderst du dort frierendes Marmorgebild.
Schaudernd vor Kälte studiert der törichte Winckelmanns-Jünger
Fuß und Hand, ob sie alt oder von neuerer Kunst;
Ob der verstümmelte Arm Aphroditens so oder so sich
Einst im zierlichen Schwung hob über Busen und Leib.
Aber schlang sich dir denn, von deinen Blicken begeistert,
Um den Nacken schon je liebend ein marmorner Arm?
Gab wohl ein einziges Mal nur eine der marmornen Schönen
Blick und Lächeln dir je liebebeseligt zurück?
Zauberte je dein schlagendes Herz die marmorne Starrheit
Freudigen Schwunges zu dir vom Postamente herab?
Nein! Sie stehen in marmorner Ruh, so wie sie gestanden
Schon Jahrtausende lang, ehe dein Blick sie geschaut.
Und so werden sie stehen, wenn längst schon unsere Schatten
Hermes mit goldenem Stab führte zum Hades hinab."
Weiter noch schmollte der lieblichste Zorn, indes ich mit Küssen
Hemmte des zürnenden Worts strömend begeisterten Fluß.
Ach! Nur allzu gelehrig seitdem verträum ich die Tage,

Auf dem bestäubeten Pult trocknet die Tinte mir ein.
Freilich, der Schnupfen verließ mich schon längst und keine Erkältung
Dräut an der Liebsten Kamin jetzt meinem Leben Gefahr.
Aber, ich Armer, dafür durchlodert mit heißesten Gluten
Amors Fieber mir jetzt täglich das Herz und die Brust.

Konnten wir die schönen Tage des Frühlings in langen einsamen Spaziergängen genießen, so fuhren wir in die Campagna hinaus; oder hielten die stürzenden Frühlingsregen uns in den Zimmern gebannt — für uns ward alles zu einer Freude und zu einem Glücke, welche Adolf in seinen Gedichten für unsere Stimmung festgehalten hat. Sie würden, chronologisch aneinander gereiht, das Bild unseres Liebesfrühlings am allerbesten wiedergeben.

25

Indes all diesen Freuden rückte ihr Ende unerbittlich näher. Von Oldenburg her fing man an, in immer kürzeren Zwischenräumen nach Stahrs Heimkehr zu fragen, während von unseren näheren Bekannten niemand daran glaubte, daß er gehen würde. Man sah sich mit einer Art von Erstaunen an, wenn von seiner Abreise die Rede war, und namentlich meine älteren Freundinnen, die Frauen der großen Welt, schienen unsere Trennung fast als eine Unmöglichkeit zu betrachten.

Sie hatten unter ihren Augen viel leidenschaftliche Verhältnisse entstehen und durchleben, hatten oft genug die Leidenschaft alle hemmenden Fesseln brechen und siegreich überwinden sehen, und auch wir wußten ja selber nicht, wie wir über das Scheiden hinwegkommen würden. Es gab nur einen Ausweg — nicht daran zu denken! Leben, wie man das Leben lebt, im Vertrauen auf seine Dauer, und sterben, wie man stirbt, wenn ein plötzlicher Tod das Leben endet! —

Glücklicherweise ebbte die bewegte Geselligkeit mehr und mehr. Wir waren von meiner Begleiterin befreit, Julian hatte Rom nach der Osterwoche ebenfalls verlassen. Er war wie ein Mann von mir geschieden.

Auf seinen Wunsch hatten seine Freunde und Landsleute, Lesson und Jerichau mit Elisabeth an dem Nachmittage mit ihm den Kaffee bei mir getrunken, damit er bis zum Abgange des Kuriers, der Rom gegen den Abend hin verließ, mit mir und ihnen zusammenbleiben konnte. Als die Zeit allmählich vorgerückt war, hatte er sich neben mich gesetzt und, obschon er sehr blaß war, die Unterhaltung ruhig mit uns fortgeführt, bis es draußen halb sechs schlug. Er zuckte bei dem Schlage zusammen und bat: „Geben Sie mir die Hand, liebe Lewald!" Ich tat ihm seinen Willen, er hielt sie ruhig fest, aber die Kälte seiner Hand verriet es, was in ihm vorging. Eine Weile später mahnte Lesson an den Aufbruch. Julian erhob sich, ohne ein Wort zu sprechen, umarmte Elisabeth und Stahr, drückte mir die Hand und verließ uns schweigend mit den beiden anderen Männern.

Elisabeth und ich sahen ihm mit nassen Augen nach. Wir hatten ihn sehr lieb gehabt, — und ich wußte, daß ich ihm eine gute Freundin gewesen war, ihn vor manchem Irrtum, vor mancher Torheit bewahrt und ihn auch ein tüchtig Stück vorwärts gebracht hatte.

Wie er es sich vorgenommen, schrieb er mir gleich von Marseille und wiederholte das zum öfteren. Im folgenden Winter, als ich aus Italien heimgekehrt war, besuchte er mich in Berlin, dann sah ich ihn später in Berlin noch einmal wieder und hörte brieflich von ihm ab und zu, bis das Zerwürfnis zwischen Dänemark und Deutschland anhub. Er fing in der Zeit plötzlich an, die deutschen Lettern zu vermeiden, schrieb dann endlich gar nicht mehr, und ich habe ihn aus dem Gesicht verloren. Man hat mir gesagt, er habe seine Kusine geheiratet, sei Witwer geworden, habe sich wieder verheiratet, eine große Hofcharge bekleidet —

ich weiß nicht, ob er jetzt noch lebt. — Aber er war, als ich ihn kennenlernte, eine der eigenartigsten Gestalten, die mir im Leben vorgekommen sind, und es war auch eine eigentümliche Erfahrung, die ich an ihm zu machen gehabt hatte.

Als Stahr von seinem Ausfluge in das Gebirge nach Rom zurückkehrte, war er von der Schönheit der Gegend auf das neue so sehr angezogen worden, daß er sie mit mir, die noch nicht im Gebirge gewesen war, noch einmal zu besuchen wünschte; und da ich es ablehnte, diese Partie, welche auf drei Tage angelegt war, ganz allein mit ihm zu machen, schlossen Dr. Hettner, Gurlitt und Professor Schwegler sich uns an.

Bis Albano fuhren wir zu Wagen, dann wurden die Exkursionen reitend gemacht: Stahr und Hettner auf ein paar hübschen, schwarzen Pferden, wir anderen, Gurlitt mit seinem ganzen Malerapparate hinter sich, in aller Gemächlichkeit zu Esel folgend; alle erheitert durch die Schönheit der unvergleichlichen Gegend, und in aller Verehrung vor des Tübinger Professors Gelehrsamkeit, unaufhörlich belustigt durch sein Verhältnis zu seinem armen Esel, welcher sich in die gelehrte Behandlung gar nicht zu finden wußte, die er zu erdulden hatte. Denn der treffliche Professor hatte anscheinend noch nie geritten. Er zerrte also das Tier planlos hin und her, ward von dem armen Esel, der sich nicht anders helfen konnte, zu verschiedenen Malen abgeworfen, und es war ein sehr komischer Anblick, den großen starken Mann keuchend und fluchend hinter seinem Esel herlaufen zu sehen, bis Hettner oder Stahr des Unglücks inne wurden und den Grauen einzufangen unternahmen.

Gurlitt, wie immer heiter, wenn er in freier Natur war, zeichnete oder malte gelegentlich eine Stunde und machte uns allen Freude durch seine gute Laune. Einmal, als wir von einer Höhe, auf der er seinen Schirm aufgespannt und sich zum Malen niedergelassen hatte, alle voll Entzücken niederblickten in das Tal, in welchem Ölbäume und Wein aus fruchtreichen Gärten hervor-

sahen, pries Stahr die Schönheit der Gegend, die Üppigkeit der Vegetation, die Farbe der Ölbäume, das Gerank der Gewächse in der Mazzaria zu unsern Füßen, und wir alle folgten seinen Fingerzeigen, seinen Worten. Mit einem Male hob Gurlitt den Kopf von seiner Arbeit in die Höhe, blickte langsam, wie in trunkenem Schauen um sich und sagte, während wir alle auf das Wort des feinsinnigen Künstlers horchten, mit stillvergnügter Miene: „e tutto questo si mangea!“ — („und das alles ist zum Essen!“) Nach Jahren und Jahren hat der Ausruf uns noch zum Lachen gebracht, und ich lache auch jetzt noch, da ich es niederschreibe.

Abends lasen und plauderten wir in unseren Nachtquartieren bei der reichlichen Mahlzeit bis tief in die Nacht hinein, aber für mich und den Geliebten lag über all der Freude und Fröhlichkeit dieser drei goldenen Tage ein trüber Schleier. Es war die letzte Unternehmung, die wir gemeinsam auszuführen hatten. Wir sahen sie nie wieder zusammen, diese wundervollen Terrassen, wir gingen nie wieder miteinander in diesen Zypressenalleen, unter den breitästigen Dächern dieser stolzen Pinien, die Wasser dieser Fontänen rauschten uns nie wieder. Kamen wir nach Rom zurück, so sollte der Tag des Scheidens festgesetzt, der Vetturin für Stahrs Heimkehr gemietet werden.

Am einundzwanzigsten April gegen Mittag waren wir wieder in Rom. An demselben Tage machte Stahr den Kontrakt mit seinem Vetturin — am neunundzwanzigsten in der Frühe sollte er Rom verlassen. Ich hörte das an, als er es mir sagte, aber ich faßte es nicht. Es wurde mir eiskalt; ein Druck, als presse man mir mit einem eisernen Reifen den Kopf und das Herz zusammen, lähmte mich. Es kam mir mit einem Male vor, als wäre er schon gegangen, als wäre er nicht mehr bei mir — und doch hielt er mich in seinen Armen, und ich sah in sein geliebtes Angesicht.

Als der März zu Ende gewesen war, hatte Stahr eines Tages das Datum der dreißig Tage des April mit Bleistift an die Wand geschrieben, und an jedem Abende, wenn er von mir gegangen,

hatte er den abgelebten Tag mit einem Striche als vergangen bezeichnet. Nun, da wir aus der Campagna nach Hause wiederkamen, mußten drei Tage auf einmal abgestrichen werden, und die Zahl der uns noch bleibenden war so beängstigend gering.

Wir standen in der kleinen Stube, ich weinte bitterlich. Alle die Monate hatten wir von der Trennung gesprochen, und jetzt erst verstanden wir, was sie für uns besagen wollte. Unsere Gedanken wurden wie in einem Wirbel umhergetrieben. Immer und immer wieder streckten wir die Arme hilfesuchend nach einer Rettung aus — immer wieder sanken der Blick und die Arme zu Boden, es war kein Trost, keine Rettung vorhanden. Wir waren wie Schiffbrüchige. Die Angst um den andern steigerte die eigene Qual.

„Verschweige zu Hause alles!" flehte ich in den Tagen oftmals. „Es bleibt doch nichts übrig, als völliges Verzichten, und wenn du schweigst, so tragen wir's allein."

„Unmöglich!" entgegnete mir Stahr. „Ich bin nie unwahr gegen meine Frau gewesen, habe ihr nie geheuchelt. Ich kann mit einem Geheimnis nicht neben, nicht mit ihr leben. Sie muß alles wissen, ich werde sie hochhalten, wie nie zuvor, wenn sie mir es möglich macht, mich in Ruhe neben ihr zurechtzufinden."

Es war das eine Hoffnung, an deren mögliche Erfüllung nur ein Mann glauben konnte, der so wie Stahr geneigt war, die Menschen, die er liebte, zu überschätzen und deshalb von ihnen auch gelegentlich zu erwarten, was er von ihnen geleistet zu sehen wünschte und was zu leisten nicht nur für sie, sondern überhaupt eine völlige Unmöglichkeit war. Er wollte einer Frau, die er immer nur als ein harmloses, liebenswertes Kind bezeichnet und behandelt hatte, zu tragen auferlegen, was vielleicht nur die höchste Liebe eines heldenmütigen Frauenherzens zu tragen — aber wie ich sicher glaube, bei Stahrs und meinem guten Willen — auch zu überwinden fähig gewesen wäre. Denn Stahr dachte damals nicht an eine Trennung von seiner Frau; ich begriff und billigte dies, und hatte in allen ruhigen Augenblicken den festen

Vorsatz, mich mit gänzlicher Selbstverleugnung in jede Lebensbedingung zu fügen, die seine Liebe von mir fordern würde. Aber in den Tagen, welche unserem Scheiden jetzt vorangingen, fand ich in mir keine Ruhe, und auch dem Geliebten fehlte sie.

Denn kaum hatten wir mit einiger Fassung an unsere Zukunft gedacht, so waren alle die verständigen Vorsätze von der Angst unserer Herzen schon wieder verworfen.

„Ich kann, ich kann nicht von dir fort!" rief Adolf aus. „Geh mit mir nach Deutschland, du bist mir das schuldig, und du kannst es, denn du bist frei. Komm gleich mit mir nach Oldenburg, meine Frau soll dich kennenlernen, du sollst und mußt sie, mußt meine Kinder sehen. Du wirst empfinden, daß zwischen ihr und dir nichts, aber nichts gemeinsam ist. Du wirst dich durch sie in nichts beeinträchtigt fühlen — ich bleibe ihr und dir, was ich jeder von euch gewesen bin. Die Nähe allein kann aufklären, helfen und heilen. Dein Wesen, deine Natur werden sie am ehesten überzeugen, daß alles sich herstellen, sich zurechtlegen kann. Die Ferne wird uns allen verderblich werden, denn ich gehe zugrunde in meiner Sehnsucht nach dir, ich kann nicht mehr leben ohne dich. Und was willst du hier? Meinst du, einsam auf den Stätten, die Zeuge unseres Glückes gewesen sind, irgendeiner Freude teilhaftig werden zu können? Denke an das Immermannsche:

Heut' war ich auf der grünen Heide,
die zugesehn bei unseren Küssen!
Jetzt weiß ich von der Geister Leide,
die, wo sie gelebet, umgehen müssen. —"

Ach! es brauchte seiner Worte nicht, um mir die Verzweiflung klarzumachen, die in mir brannte, und die bald noch verzehrender über mich kommen mußte; denn jetzt war er doch noch da! jetzt sah ich ihn doch noch! seine Stimme sprach mir von seiner Liebe,

von unserem Leide! sein Ohr hörte doch noch meine Klagen und mein stilles Weinen! Aber nachher! nachher!

Und doch konnte ich es vor meinem Gewissen nicht über mich gewinnen, mit ihm nach Deutschland zu gehen, denn das kleine, enge Oldenburg war kein Rom! Der Versuch mußte auch gemacht werden, inwieweit wir, voneinander entfernt, zur Ruhe kommen konnten. Alle meine Einsicht, alle meine Erfahrung und selbst die Kenntnis meines eigenen Herzens sprachen gegen seinen Wunsch. Hätte ich uns weniger gekannt, ihn weniger geliebt, so wäre ich vielleicht nachgiebiger gewesen. Wie sehr ich ihm und mir selber es auch vorhielt, daß alles sich zum Guten und zum Frieden wenden könne, wie ehrlich ich es in manchen Stunden selber glaubte, daß es mir möglich sein müsse, nach einem oder mehreren Jahren ihn beruhigt wiederzusehen, als eine älter gewordene Freundin in sein Haus zu treten, mich an seinen Kindern zu erfreuen, an ihrer Erziehung teilzunehmen — ich konnte den Aufschrei meines Herzens nicht unterdrücken, das sich immer wieder dagegen auflehnte, das sich berechtigt fühlte, ihn zu halten für und für.

Denn mir gehörte dieser Mann, weil ich ihm die Lust zum Leben wiedergegeben hatte, mir gehörte er, weil ich ihn verstand und liebte und verehrte, wie ihn nie zuvor eine Frau geliebt hatte. Mir gehörte er, weil er sich mit allen Kräften seiner Seele, mit der Freiheit seines reifen Willens mir zu eigen gegeben und mich aufgenommen hatte in sein Leben als sein Eigentum. Ich hatte ihm meine Zukunft zugesagt, er schuldete mir dafür die seine.

In solchen Stunden des übermäßigen Schmerzes schienen mir seine ganze Vergangenheit, seine Ehe, schien alles mir völlig nichtig gegen meine, gegen unsere Liebe. Es brachte mich fast von Sinnen, daß dieser Mann, der mein war mit jedem Schlage seines Herzens, von mir gehen würde, um der Gatte einer anderen zu sein; und meine alte, auch bis auf diese Stunde nicht erloschene Überzeugung, daß die Ehe zu einer Schmach für beide Gatten wird, wenn die Liebe ihre Vereinigung nicht zur Notwendigkeit macht,

fand in meinem Leiden eine furchtbare Bestätigung. Ich, er und seine Frau, wir alle wurden erniedrigt durch die Ehe, in die zurückzukehren er genötigt war — und doch, so grenzenlos war mein Schmerz bei dem Gedanken, ihn verlieren zu sollen, daß ich manchmal meinte, ich könne es ertragen, ihn an der Seite einer anderen zu wissen, wenn ich ihn nur sehen, ihn nur dann und wann noch hören, noch mit ihm sein könne.

Mit jeder Stunde, welche wir der Trennung entgegenrückten, stiegen diese Qualen. Adolf hatte seine Abschiedsbesuche zu machen, seine Angelegenheiten zu ordnen, ich begleitete ihn überall. Es war mir völlig gleichgültig, was man davon dachte, und ich hatte auch die sichere Überzeugung, daß wir bei den Personen, an deren Teilnahme und Achtung uns gelegen war, auf die tiefste Mitempfindung stießen.

Das Wetter war von einer strahlenden Herrlichkeit, alles blühte, duftete; die Sonne hätte einem sterbenden Greise noch das Herz mit Lebenslust erfüllen mögen. Wir gingen am letzten uns gegönnten Tage vormittags noch einmal über den Korso, nachmittags fuhren wir nach Aqua Paola hinauf, noch einen letzten gemeinsamen Blick auf Rom zu werfen. Es war ein Abschiednehmen, ein Todesschmerz in jedem Augenblick.

Als wir zu Hause anlangten, fanden wir es beide, trotz des warmen Wetters, kalt in meinen Zimmern. Gaetana machte ein Feuer im Kamin an. Der Abend war sehr klar, die Nacht fast tageshell, die Sterne funkelten und blitzten durch die Scheiben. Stahr saß im Sessel in der Fensterbrüstung, ich hatte mir eine Fußbank herangerückt und saß zu seinen Füßen, den Kopf gegen seine Knie gelehnt, seine Hände ruhten auf meinem Haupte. Wir wollten noch dies und jenes besprechen, die Worte fanden den Weg zu den Lippen nicht mehr. Es war, als fürchteten wir, daß jeder Laut zu einem Aufschrei des Schmerzes werden müsse. Tiefe Stille herrschte um uns her. Wie würden wir sie vor wenig Tagen noch mit Entzücken genossen haben! Kein Lüftchen regte

sich draußen, wir hatten die Fenster geöffnet. Nur vom Kamine her knisterte es leise herüber.

„Wie das knistert!" sagte ich endlich, da man in der Angst des Herzens immer auf das Zufällige und Nebensächliche zuerst zu achten und sich daran zu halten pflegt.

„Es sind die Tränen, die das arme, von der Flamme verzehrte, grüne Gezweig sterbend noch vergießt. Es wird uns nicht besser gehen!" entgegnete mir Adolf. Ich hob den Kopf zu ihm empor, ich konnte ihn kaum sehen, die Tränen, die lang verhaltenen Tränen verdunkelten meine Augen, ich legte mein Gesicht in seine Hände und weinte still für mich.

Aber wir wollten einander über diese Stunden hinweghelfen, wir wollten einander nicht erweichen. Ich ließ Licht in das Zimmer bringen, wir glaubten noch eine Menge von Sachen abmachen zu müssen. Es war so vieles, das man in dem Gefühl, daß die Zeit wie die Liebe unser und ohne Ende sei, nicht gesagt, zu sagen aufgeschoben hatte. Heute, jetzt gleich mußte es gesagt werden, — aber was war es denn gewesen? Ich wußte es nicht mehr, denn morgen — morgen war alles vorbei! Und wie aus tiefster Seele drangen mir die Worte auf die Lippen:

„Never met or never parted
had we not been broken hearted!"

Wie von einem Dolchstoß getroffen, fuhr Stahr empor: „Fanny!" rief er, „wenn ich denken müßte, daß du es jemals bereuen könntest, mich geliebt zu haben — daß du wünschen könntest, mir nicht begegnet zu sein!"

„Versündige dich nicht an mir und dir!" Das war alles, was ich ihm entgegnen konnte. Die Herzensangst lag zu schwer auf mir.

Wir nahmen bald dies, bald jenes vor. Ich schrieb Stahr verschiedene Adressen auf, machte einen Notizzettel von kleinen Aufträgen und Versprechungen, die er mir in Deutschland ausrichten

und erfüllen sollte. Er wünschte die Anfänge von ein paar Rückenschen Liedern aufgezeichnet zu haben, welche ich in heiteren Stunden und bei Spazierfahrten bisweilen vor mich hingesummt. — Dann schrieb ich ihm einige Aussprüche auf, die ihn beschäftigt hatten — wir machten ein Verzeichnis von den Bildern, die wir bei Karl Rahl gesehen — wir aßen auch zu Nacht.

Die Zeit ging so rasch hin, und das Leiden nahm doch gar kein Ende. Stahrs Uhr, die Uhr, die soviel glückselige Stunden für uns gezeigt hatte, lag wie an jedem Abend vor uns auf dem Tische. Morgen mußte er um fünf Uhr aufstehen, er wollte mich deshalb an dem Abend pünktlich um zehn Uhr verlassen, um vor der Abfahrt womöglich noch zu ruhen.

Es war mir alles wie im Traume, aber wie in einem Traume, in dessen Angst man sterben kann. Der Zeiger der Uhr rückte immer vorwärts. Es ward halb zehn, drei Viertel! — Eine Viertelstunde hatten wir noch. Mir lag immer die Sterbestunde meiner Mutter im Sinne, bei der wir, ihres Todes sicher, auf den letzten Atemzug mit vollem Bangen gewartet hatten. Stahrs Gesicht war starr und regungslos geworden. Jetzt wies der Zeiger auf zehn Uhr!

„Ich muß fort!" rief er. Wir standen beide schweigend auf, ich sah mich nach seinem Hute um. „Warte!" sprach er, „ich muß in deiner Stube den Tag noch abstreichen von der Wand." Ich nahm das Licht und leuchtete ihm voran in das Nebenzimmer.

Dann gingen wir in mein Wohnzimmer zurück; aber in dem Augenblicke, in welchem er mich zur Guten Nacht umarmen wollte, brach meine ganze, mühsam behauptete Fassung zusammen. Aufgelöst in Schmerz, in Tränen, in Verzweiflung, wollte ich ihn nicht von mir lassen. Ich nannte alles, seine ganze Vergangenheit, seine Ehe nichtig, eine Lüge neben unsrer Liebe.

„Sei barmherzig!" rief er — „denke, daß ich nur ein Mensch bin, und daß auch meine Kraft und Fassung ihre Grenzen haben."

Ich kannte — dies einzige Mal in unserem Zusammenleben —

nichts als mich selbst. Ich beschwor ihn, noch jetzt seine Reise aufzugeben, mit mir fortzugehen bis ans Ende der Welt, ich wollte alles, alles verlassen — Vater, Geschwister. —

Er schüttelte traurig das Haupt. „Vater, Geschwister!" wiederholte er, „was ist da von Verlassen zu sprechen! Man verläßt das alles leicht — auch eine Frau — aber meine Kinder! — Wenn ich meine lieben Kinder nicht hätte! —"

Davor verstummte ich. Ich kam wieder zu mir, indes, die Vernichtung, die er in meinen Mienen lesen konnte, zerriß ihm das Herz, mein Leiden ergriff ihn tiefer, gewaltiger, als sein eigenes. Er umschlang mich — es war, als könnten wir uns niemals lassen — und wenig Augenblicke noch — und ich war allein!

Ich stand und preßte meine Hände gegen meinen Kopf, dann setzte ich mich in den Sessel am Fenster nieder, in dem er vorhin gesessen hatte.

Ich dachte, ich erlebte alles noch einmal durch, was ich in diesen letzten vier Monaten empfunden, gedacht, erlebt hatte. Es war ja alles gekommen, wie wir es vorausgesehen hatten — was brachte mich denn so außer mir? Hatte ich denn jemals daran gedacht, den Geliebten behalten, ihn mein nennen zu dürfen? Hatte ich selbst ihm nicht immer davon gesprochen, daß ich uneigennützig in seinem Leben mir mit dem Platz genügen lassen wollte, den seine Liebe mir einzuräumen für gut finden würde?

Ich fing an, mir Vorwürfe über meine selbstische Maßlosigkeit zu machen, ich stellte mir die Pein vor, die ich über den geliebten Mann gebracht in dieser letzten Stunde. Ich wollte ihm gleich etwas zu lieb tun — und ich konnte es jetzt noch.

Das „Reisebüchelchen, die Wegzehrung", die ich für ihn geschrieben, lag noch da. Er hatte es am nächsten Morgen von mir abholen wollen. Ich heftete einen kleinen Rosenzweig, den ich in einer Gesellschaft bei Gurlitt im Haar getragen und den Adolf sich bei mir aufgehoben hatte, einen Zweig von Venushaar, den wir in der Grotte der Egeria gepflückt, in dem Büchelchen fest. Ich

nähte eine der Schleifen ein, mit denen mein Kleid an dem Tage verziert gewesen war, als ich ihn zuerst bei Frau Mertens gesprochen, und die er sich später einmal hatte schenken lassen. Dann setzte ich mich hin, ihm noch den letzten Abschiedsgruß zu schreiben — aber ich konnte vor Tränen nicht sehen — sie verlöschten, was ich schrieb.

D. 28. April. Morgen gehst Du fort! fort! — Ich kann Dir nicht mehr schreiben, Du siehst es! — So oft ich es versucht in den letzten Tagen, sind mir die Tränen aus den Augen gestürzt. Morgen um diese Zeit bist Du mir schon unerreichbar. Ich höre nie mehr Dein Klingeln an dieser Glocke, nie wieder liegt Dein Hut auf dem Stuhle an der Tür, nie wieder Deine Brille auf dem Marmortisch. Wir scheiden!

Wie erdrückt mich dies Wort! Und doch wollen wir es tragen, wie es unsrer würdig ist. Laß uns fest sein — und flammend, flammend beten zu dem Gotte in der eigenen Brust, um Kraft zu leben, um Kraft zu lieben diejenigen, die in unserer Liebe ihr Glück finden.

Adolf! mein Herz will zerspringen vor Schmerz! Tausend heißen, ewigen Dank! Daß Du meine Seele der Liebe wiedergegeben hast, daß Du mich erlöst hast aus den Fesseln des Zweifels an mir selbst, daß Du mir ewig ein Freund bleiben willst. Zum letzten Male schreibe ich dem Geliebten, dem Manne, in dessen Armen ich die reinsten Stunden der Glückseligkeit erlebt — mein treuer, heißgeliebter Freund! — Die Zukunft muß uns neu gebären, wenn wir Ruhe finden wollen und Frieden. Helfe uns dazu der innere Gott! — Schone Deine Gesundheit, laß den Schmerz nicht zu tief in Dein Leben eingreifen. Dein Leben gehört Deiner Frau, den Kindern! ich weiß das; ich bin dafür verantwortlich. Lebe wohl! Gotte segne Dich und lohne Dir, daß Du mir den Glauben gegeben hast an die Göttlichkeit des Menschen. Lebe wohl! auf brüderliches Wiedersehen !—

Wirr und voll Halbwahrheiten, wie diese Zeilen mir jetzt er-

scheinen, waren sie damals das Höchste, was ich denken und leisten konnte, und eine Tat der größten inneren Überwindung. Ich wollte gleich jetzt, jetzt gleich Asche werfen über die Flammen, um sie zu ersticken; vergebliches Beginnen! Sie waren zu mächtig in uns geworden, sie brannten unter der Asche ruhig fort und immer tiefer in das Leben ein.

Ich war vor Tagesanbruch auf. Einige Früchte, die Stahr mit sich nehmen sollte, und die geschriebene Wegzehrung waren bald zusammengepackt. Stahrs Freunde, Gurlitt, Pepleu und andere, nahmen um fünf Uhr in seiner Wohnung von ihm Abschied. Um fünfeinhalb Uhr kam er zu mir. Wir hatten einen besonderen Wagen bestellt, in dem ich ihn zur Stadt hinaus und eine Stunde Wegs begleiten wollte. Er kam noch einmal zu mir herauf, mich abzuholen, wie so oft!

Er blieb im Zimmer stehen, sah sich nach allen Ecken um, als wolle er sich die Umgebung einprägen, die unseres Glückes und unseres Leides Vertraute gewesen war. Der Maler Helfft hatte sie bereits, ohne daß Stahr es wußte, für ihn gezeichnet.

Wir waren beide still. Die Ruhe der Erschöpfung war über uns gekommen. Der Morgen war von einer glorreichen Herrlichkeit. Jede Straße, jeder Weg, an denen wir vorüberfuhren, hatte Erinnerungen für uns. Wir saßen Hand in Hand — wir lebten eigentlich nicht mehr.

So ging es fort, durch Porta di Popolo hinaus, über die Tiberbrücke, vorbei an der wohlbekannten Osteria di Ponte Molle, in die Campagna hinein, die alte Flaminische Straße entlang. Als wir an das alte Gemäuer kamen, welches das Volk mit dem stolzen Namen des Nero-Grabmales bezeichnet, stiegen wir aus. Hier sollte der Vetturin uns finden, von hier wollte Dr. Hettner, der aus Anhänglichkeit für den älteren Freund sich erboten hatte, ihn bis Florenz zu geleiten, ihn holen kommen. Die Sonne stand schon hoch, der Tag schien sehr warm werden zu wollen. Wir gingen still auf und nieder. Nichts von allem, was in der Stunde

vorgegangen, ist mir in der Erinnerung geblieben. Ich war wie betäubt.

Endlich rollte der Reisewagen heran. Hettner kam zu uns, die andern Passagiere bogen sich neugierig heraus — eine Umarmung noch! Er stieg ein — die Wagentüre wurde zugemacht — sie fuhren davon. Er war nicht mehr bei mir.

Ich war allein! allein in der weiten römischen Campagna, „die zugesehen bei unseren Küssen". Jetzt „wußt' ich von der Geister Leide, die, wo sie gelebet, umgehen müssen"!

Allein! ach wie grenzenlos allein! — Denn alles auf der Welt, alles was ich geliebt hatte, war mir nichts mehr neben ihm. Ich lebte nur noch für ihn und in ihm; und wie ich es mir auch zum Vorwurf machen wollte, daß alles mir gleichgültig geworden war — ich konnte es doch nicht ändern.

Mein Kutscher öffnete mir den Wagen, ich fuhr allein in die Stadt zurück. In meiner Wohnung hatte Gaetana alles für mich hergerichtet. Ich ging aus einer Stube in die andere, ich hatte nichts zu tun, nichts zu erwarten, ich war mir wie ein Fremder, dessen müßigem Tun und Treiben ich zuschaute.

Mit einem Male fiel mein Blick auf den Marmortisch — es lag ein Brief darauf. Von Stahrs Hand an mich adressiert, enthielt er die Blätter, die auch er für mich geschrieben; aber es waren kaum vier Seiten. Seine Worte trafen mich bis in das Innerste.

Du hast mich in diesen Tagen mehrmals fassungslos gesehen, hieß es darin zum Schlusse, Du wirst das nimmer vergessen. Die Bewahrung seiner Kraft und Haltung ist die Jungfräulichkeit der Seele des Mannes, und ein Mann *kann* nichts mehr geben, wenn er sie geopfert, der Liebe geopfert hat. Aber es zuckt dabei ein unsagbares Etwas, ein grollender Zorn durch die Brust gegen das eigene Ich und gegen die Liebe selbst, vor der es sich so tief in den Staub beugen mußte. Ich hätte mir selbst ein Leid antun, einen physischen Schmerz bereiten mögen, um jenen Seelenschmerz zu übertäuben.

Aber ich habe die sichere Hoffnung zu dem Gotte in uns beiden, daß ich genesen werde, sobald der Todeskampf der Trennung vorüber ist, genesen und Dich ewig in mir als höchstes Glück der schönsten Daseinszeit besitzen. Lange hab' ich's nicht geglaubt, wenn Du sagtest: „mich hat niemand recht geliebt," nicht begriffen, wenn Du aussprachst: „ich selbst habe zuletzt geglaubt, mich könne niemand lieben." Jetzt begreife, jetzt glaube ich beides. Nur abgrundtiefe Liebe, völlige Hin- und Aufgebung kann Dir sicher nahen; nur die Selbstverleugnung des Ich in der eigenen Brust kann die Kraft geben, einem Wesen wie Du gegenüber nicht schauerndes Erbangen zu empfinden bei dem Gedanken: eins sein zu wollen mit Dir. Solcher Männer leben wenige in der gegenwärtigen Welt. Ich aber empfand mich als einen solchen von dem Augenblicke an, in welchem in mir die Gewißheit aufflammte: Dies ist die Seele, die Du gesucht, von Anbeginn Deines selbstbewußten Seins. Darum lieb' ich Dich, und darum ist's wahr, daß keiner mehr Dich lieben wird wie ich, denn ich selbst habe mich durch Dich besiegt, habe Tod und Grab überwunden und eine Auferstehung geschaut zum neuen verklärten Leben göttlicher, reiner, anbetend entsagender Liebe! —

26

Im Äußern ging alles seinen ruhigen Gang. Ich hatte viel Besuche an dem Tage, mehr noch als sonst. Ottilie von Goethe, Frau von Schwanenfeld, Gallahoff sprachen bei mir vor, wollten mich mit sich nehmen. Es wußte jeder von ihnen, daß ich das furchtbarste Leid ertragen hatte, aber sie gehörten dem gesegneten Bildungsgrade an, der es weiß, daß man die Schmerzen nicht lindert, wenn man die Wunde berührt. Sie ließen mich nur empfinden, daß ich ihnen wert sei, und daß sie da wären in jedem Augenblicke, in welchem ich ihrer bedürfen könne.

Es war Jerichaus Geburtstag. Ich ging, ihm Glück zu wünschen. Ich hatte mich angekleidet wie immer, ich ging spazieren wie immer. Schmerz und Unglück zur Schau zu tragen, war mir stets wie ein Mangel an Selbstachtung, ja wie eine Unkeuschheit des Herzens erschienen und vollends, sich im Leiden äußerlich gehen zu lassen, sich zu vernachlässigen dünkte mir ein Zeichen niedriger Sinnesart und schlechter Erziehung. Ich tat und machte alles, wie ich's bisher getan, und zehn Jahre voll Leiden, welche diesem Trennungstage folgten, haben mich glücklicherweise in dieser Art von Selbstachtung und Selbstüberwindung nicht wanken machen. Mit Blumen im Haar, mitten in großer Gesellschaft, haben sich mir oft bei dem Tone einer Musik oder in einem Augenblicke, in welchem ich mich nicht beobachtet wußte, vor Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten oder vor Sorge um ihn die Tränen in die Augen gedrängt, aber ich habe nie aufgehört, in der Welt und mit den Menschen zu leben und teilzunehmen an allem, was dieser Teilnahme wert und würdig war.

Stahr hatte mir ein Bild von sich zurückgelassen, eine Bleifederzeichnung von Elisabeth Jerichau. Sie zeigte ihn im Mantel, wie ich ihn zuerst in ihrem Atelier gesehn. Jetzt besitzt unsere liebe älteste Schwiegertochter diese Zeichnung. Ich schenkte sie ihr an dem Abende, da Stahrs ältester Sohn sie als Braut in unser Haus einführte. Stahr nahm von mir ein kleines, in Öl gemaltes Profilbild, das ebenfalls Elisabeth gemacht hatte, nach Deutschland mit sich. Es war scharf in den Formen und zu streng im Ausdruck. Elisabeth selbst war nicht damit zufrieden, indes, es konnte in der Hast der Abschiedstage nicht mehr geändert werden.

Am Nachmittage suchte mich Gurlitt auf. Ein wenig phlegmatisch, ein wenig verlegen, ging er, wie es seine Weise war, eine Weile in dem kleinen Zimmer auf und nieder. Er nahm ein Buch zur Hand, schnupfte, tat eine gleichgültige Frage, nahm abermals eine Prise und sagte, indem er mit seinem ehrlichsten Gesichte halb gerührt und halb verdrießlich vor mir stehen blieb: „Mein

Gott! Sie kennen mich ja! Ich bin in allen solchen Sachen sehr ungeschickt. Ich mache mir auch gar keine Illusion darüber, daß Ihnen niemand ein Ersatz für Stahr ist. Aber Sie werden Stahr, der immer zu Ihrer Verfügung war, doch sehr vermissen, und Hettner und Ihre Begleiterin sind auch fort. Kann ich Ihnen denn nichts besorgen oder tun? Oder wollen Sie irgend etwas unternehmen, wozu Sie mich brauchen können? Der Abend ist schön. Wollen Sie spazieren gehen?"

Sein guter Wille, seine uneigennützige Anhänglichkeit an mich hatten etwas sehr Edles und rührten mich, und ich sagte ihm, wie herzlich dankbar ich ihm wäre, indes weder er noch irgendein anderer könnte mir helfen.

„Mein kleiner Wilhelm ist nun mit den trefflichen Burkhardts auf dem Wege nach der Schweiz. Er ist bei ihnen auf das beste lange Zeit versorgt," fuhr Gurlitt nach einer Weile fort, „ich bin ganz frei in meinen Bewegungen. Sie werden doch nun nach Neapel gehen und können doch nicht gut allein gehen. Soll ich Sie begleiten?"

Ich wußte ihm seine Freundschaft wirklich lebhaft Dank; indes, ich hatte Aussicht, mit meinen Freunden, mit Herrn und Frau von Schwanenfeld, die Reise zu machen und lehnte deshalb seinen Vorschlag ab. Ich hatte, mehr als er oder ein anderer es ermessen konnte, Ruhe nötig. Die Seelenkämpfe, der Schmerz der letzten Tage und Stunden hatten mich auf das äußerste erschöpft.

Wie der Rest des Tages, wie der erste Abend mir in der Einsamkeit verflossen, wie ich über sie hinweggekommen bin, ist mir selbst ein Rätsel. Ich konnte mir es nicht denken, daß der geliebte Mann für immer von mir fortgegangen sei, und wenn ich mich dazwischen in einem Augenblicke zu der herzzerreißenden Hoffnung aufgeschwungen hatte, daß er mich doch vielleicht am Ende entbehren, vergessen können würde, hatte ich in der nächsten Sekunde keinen anderen Wunsch, als ihn wiederkehren zu sehen zu mir.

Am anderen Morgen war ich noch mitten in demselben Kampfe.

Da zog es gewaltig an der Klingel — ich war allein — es schoß mir glühend durch das Herz.

Er ist's! dachte ich voll Entzücken — und doch fiel ich erschrocken auf die Knie und barg mein Gesicht in meinen Händen. — Denn was sollte daraus werden, wenn die Liebe ihn zu mir zurückgerufen hatte! — Was sollte werden?

Es klingelte noch einmal. Ich stand auf, ich mußte wissen, woran ich sei. Ach — er war es nicht! — Nur ein Brief von ihm! Nun denn, doch wenigstens ein Brief!

Er hatte ihn in fliegender Eile in Civita Castellana geschrieben. Sein Herz, seine Liebe, seine ganze Sorge waren bei mir und mit mir. Er beschwor mich, ihn in Perugia, in Florenz, in Venedig, in München Nachricht von mir finden zu lassen; ich sollte Kunde von ihm erhalten, sooft als irgend möglich. — Nun hatte ich doch wieder einen Zweck! wieder eine neue Hoffnung! Aber der Himmel hing schwer über mir hernieder, mein Horizont war sehr beengt.

Acht Tage später holte Gallahoff, der, nachdem mich Stahr verlassen hatte, täglich zu mir kam, mich mit seiner Schwester und Miß Bowen zu einer Fahrt nach Tivoli ab. „Mein Gott! Fräulein Lewald!" rief er, als er mich an dem Morgen erblickt, „wie mager sind Sie in diesen acht Tagen geworden! Sie sehen elend aus!"

Und doch aß und trank und schlief ich, wie sonst auch. Aber das Herz war mir wie aus der Brust genommen. Es gibt gewisse Federn in unserem Innern, die lebendig und kräftig in uns bleiben, ohne daß wir dieses wissen und die uns ohne das Zutun unseres bewußten Wollens leben machen. Das war in diesem Falle ein Glück für mich, denn meine Willenskraft reichte eben nur aus, mich von Stunde zu Stunde durch die Tage zu bringen. Ich war zum Tode müde und wollte doch um seinetwillen leben, ich wollte ihm beweisen, daß seine Liebe mir ein Glück gewesen sei, mir immer ein solches bleiben solle.

Ich schrieb ihm an jedem Abende, ich meldete ihm, von welcher

tragenden Teilnahme ich mich umgeben fände, und ich kann in der Tat die Liebe und die Freundschaft, welche mir in jener Zeit von meinen römischen Umgangsgenossen erwiesen worden sind, im Leben nicht vergessen.

Nur meine beiden Jugendfreundinnen empfanden eine große Beruhigung darüber, daß ein Verhältnis, welches gegen alle normalen Begriffe anstieß, endlich, wie sie zuversichtlich hofften, sein Ende hatte finden müssen, und ich täuschte mich dabei über ihre gute Gesinnung für mich ganz und gar nicht. Sie waren mit ihrer Anschauungsweise in ihrem vollen Recht und dachten meiner mit gutem Willen und Glauben. Die Ältere, die mir immer nähergestanden und eine weiche poetische Seele hatte, fühlte trotz alledem Mitleid mit mir, da sie mich leiden sah, obschon ich es zu verbergen strebte. Die Jüngere aber hatte oder wollte keine Ahnung davon haben, daß in allen Ausnahmefällen kein Gesetz und keine Regel sich bewähren. Sie blieb, obschon zwischen uns von einem besonderen Falle kaum die Rede war, fest und beharrlich in dem an sich sehr richtigen Gedanken, daß man sich hätte trennen müssen, sobald man die Möglichkeit einer Gefahr erkannt hatte. Und auch sie war darin nicht zu tadeln, auch sie hatte recht wie alle die Tausende und Tausende, die in gleicher Weise denken und empfinden — und um der allgemeinen Ordnung willen so empfinden müssen und sollen, ohne daß sie deshalb gerade kalten Herzens oder poesielos sind. Sie fühlen sich sogar lebhaft ergriffen von der schnell auflodernden Liebesglut einer Julia, eines Romeo; sie vergießen Tränen über Ottiliens Leidenschaft für Eduard — aber immer vorausgesetzt, daß in dem Kreise, in welchem sie sich bewegen und in dem sie ihr seelisches Hab und Gut geborgen haben, alles unangetastet, alles wohlversichert und bürgerlich verbrieft bleibt. Das Leben und die Dichtung sind für diese bürgerlich höchst achtungswerten Menschen zwei Welten, die miteinander gar keinen Zusammenhang haben. Sie verdammen in der Wirklichkeit, was sie in der Dichtung erhebt, und Stahr und ich waren nicht die

ersten, nicht die einzigen, die es zu erfahren hatten, daß die selbstherrliche Freiheit, welche der von wahrer Leidenschaft ergriffene Mensch sich schließlich zuzuerkennen gezwungen ist, für die meisten Menschen eben nur wie die Zauberkräfte in der Märchenwelt vorhanden ist. Sie glauben zu ihrer phantastischen Unterhaltung daran und sind froh, daß sie im Leben damit nichts zu schaffen haben. Und ich wiederhole es — für die große Mehrzahl ist diese widerwillige Scheu vor den notwendigen Gesetzwidrigkeiten der Leidenschaft durchaus berechtigt; denn der Kampf des einzelnen gegen das Herkommen ist hart und schwer. Wir haben ihn zehn Jahre lang erprobt, und nur die feste Überzeugung, welche aus dem Bewußtsein hervorgeht, einem naturnotwendigen Müssen zu gehorchen, gibt zu solchem Kampfe des einzelnen gegen die Gesamtheit die Kraft — und gibt ihm freilich in den meisten Fällen endlich auch den Sieg.

In jenen römischen Tagen aber, welche der Abreise des geliebten Mannes folgten, hatte ich es eigentlich nur mit mir allein zu tun, indes auch dies war keine kleine Aufgabe.

Zu verzagen war ich nie geneigt, mich in Erschlaffung untergehen zu lassen ebensowenig, wo ich einen Ausweg oder die Möglichkeit eines fördernden Tuns und Handelns sah. In meiner frühsten Kindheit schon hatte die Erzählung von dem Gefangenen Robert Bruce, der sich Mut geholt in der Betrachtung einer kleinen Spinne, welche unverdrossen den Faden wieder zusammenknüpfte, sooft er ihr auch zerrissen wurde, einen großen Eindruck auf mich gemacht; und wenn ich in den verschiedensten Lebenslagen meine Hoffnung scheitern sah, kam mir jenes Bild regelmäßig wieder in den Sinn und wurde mir zur tröstenden Lehre.

Ich wollte mir helfen, ja ich mußte mir helfen, denn Stahr sollte und durfte um mich nicht in Sorgen sein, und meine Briefe sollten es ihm dartun, daß ich viel sähe, daß ich leben und vorwärts gehen könne, wie bisher, auch wenn seine beglückende Nähe mir entgangen sei; aber trotz meines guten Willens, mich selbst zu

überwinden, ist wahrscheinlich mein Schmerz aus jedem Worte, das ich damals schrieb, für ihn herauszulesen gewesen, und auch an bestimmt ausgesprochenen Klagen hat es sicherlich nicht gefehlt. Ich habe die Briefe, welche ich in jener Zeit geschrieben, nie wieder lesen mögen; wir waren zu unglücklich und es fruchtet nichts, sich vergangene Leiden geflissentlich in allen ihren Einzelheiten zu erneuern, wenn sich durch sie nicht wie durch unsere römischen Tage, auch glückliche Erinnerungen besänftigend und versöhnend hindurchziehen.

27

Mein Aufenthalt in Rom war nach Stahrs Abreise nicht mehr von langer Dauer. Ich verließ die Ewige Stadt am zehnten oder elften Mai. Schwanenfeld und seine Frau, die im eigenen Wagen mit Postpferden nach Neapel gingen, hatten mich eingeladen, die Reise mit ihnen zu machen; indes, da sie es kurz vorher der bejahrten Schwester des Kammerherrn abgeschlagen hatten, sie mit sich zu nehmen, weil der Bruder ihr den Platz im Fond des Wagens hätte abtreten müssen, den sein Befinden ihm selber notwendig machte, so konnte unsere gemeinsame Reise nur durch eine kleine List bewerkstelligt werden. Ich nahm in des Malers Lesson Begleitung bei dem Vetturin einen Platz, den ich freilich, die Kost abgerechnet, bis Neapel zu bezahlen hatte, fuhr aber nur die erste kleine Tagereise mit und schloß mich danach meinen Freunden und Beschützern an.

Da sie mit ihren Postpferden schneller vorwärts kamen, als wir mit dem Vetturin, fand ich in Cisterna, das uns als Rendezvous diente, die Freunde bereits lange vor uns eingetroffen, und die geliebte Frau saß auf der obersten Schwelle der Treppe, mich mit offnen Armen und mit ihren sanften, trostreichen Blicken erwartend, als ich zu den Zimmern in die Höhe stieg. Wir hatten

eine herrliche Reise. Die Nächte in Terracina, in Molo di Gaeta waren von unsäglicher Schönheit. Ich brachte die Nacht in Molo fast ganz auf dem Balkon zu, der mein Zimmer umgab. Nur all die Herrlichkeit allein zu genießen, wenn man sich gewöhnt hatte, alles mit einem geliebten Manne zu teilen, das war schwer und bitter.

Neapel hat etwas Berauschendes, etwas, was die Sinne aufregt. Ich konnte keine Ruhe finden, wenn ich in den prächtigen Mondscheinnächten auf dem Balkon der Villa di Roma stand und die silbern glänzenden Wellen plätschernd gegen die Mauerbrüstung schlugen. In Rom war ich nach der Abreise des Geliebten doch zu einer Art von Fassung gekommen; die ernste, gewohnte Umgebung, der Verkehr mit Personen, die mir vertraut geworden waren, hatten etwas Beruhigendes gehabt. Man kann sich zur Entsagung auf der Stätte, die Jahrtausende hindurch die Geschlechter der redenden Menschheit leben und vergehen gesehen, zwingen wollen. Man kann entsagen wollen in den Mauern des Kolosseums, wo Tausende von Märtyrern ihr Blut für ihre Überzeugung vergossen, ihr Leben für eine Idee geopfert haben, aber in dem Freude atmenden, zum Genusse ladenden Neapel entsagen zu wollen, solange das Blut noch frisch und feurig durch unsere Adern rollt, das ist schwer, sehr schwer! — Mein Verlangen nach dem entfernten Geliebten, meine Sehnsucht nach ihm waren grenzenlos, und es war ein Glück für mich, daß ich darauf denken mußte, für mein begonnenes Reisebuch die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Land und Leute kennenzulernen und daß schon nach wenig Tagen eine weitverzweigte, völlig neue und glänzende Geselligkeit mir die erzwungene Zerstreuung auferlegte, die mich für Stunden von mir selber abzog und mir half, durch die Tage hinwegzukommen.

Unser preußischer Konsul in Rom hatte mir Briefe an seinen Bruder, den Kaufmann Hektor Marstaller mitgegeben, der auf dem Toledo den Palazzo del Buono bewohnte und viel Fremde bei sich sah. Von Berlin aus war ich dem Hause Rothschild sehr angelegent-

lich empfohlen und fand daneben in Neapel einen Teil der mir von Rom her befreundeten Deutschen und Dänen vor, unter welch letzteren sich auch Andersen befand. Von Kopf bis Fuß, d. h. buchstäblich von der Reisemütze bis zu den weißen Schuhen in weißes Segeltuch gekleidet, sah der lange, bleiche Mann, wenn er träumerisch durch die Straßen schlenderte, wirklich äußerst sonderbar aus, und es war nicht auffallend, daß die übermütigen Jungen auf Sa. Lucia, da er einmal gekommen war, uns in der Villa di Roma zu besuchen, ihn, wie er uns lachend erzählte, mit dem Rufe: Ecco! il Policinello! il Policinello! bis an die Tür unseres Gasthofes verfolgt hatten.

Aber unter den alten und neuen Bekannten, deren ich mich in Neapel zu erfreuen hatte, wurden zwei Frauen aus der russischen Aristokratie, mit denen meine Freunde Gallahoff mich in Verbindung gebracht hatten, mir bald vor allen wert und wichtig: Es waren die Fürstin Sophie Galizin und die Gräfin Suchteln, die mit ihren Töchtern, schon seit Jahren von dem Grafen, ihrem Gemahl, geschieden, in Neapel lebte und eine der schönsten Villen auf Capo di monte bewohnte.

Geistvoll, edlen Herzens und durch ein Leben voll der schwersten Erfahrungen für fremdes Leid empfänglich gemacht, nahm die Gräfin, deren Beziehungen zu dem edlen Iwan Gallahoff und seiner Schwester alt und fest begründet waren, mich mit der zuversichtlichen Teilnahme auf, welche Gallahoff mir stets bewiesen hatte. Ein edleres Menschenpaar als ihn und seine Schwester Marie habe ich kaum gekannt. Beständig mit den großen Gedanken der Menschheit beschäftigt, bereit, ihnen Opfer jeder Art zu bringen, den Schein verachtend und dabei voll feiner Form und Sitte, beide schön, beide lebenskundig und ebenso leicht zum Frohsinn gestimmt, als stets für die ernsteste Unterhaltung gesammelt, waren sie Stahr und mir sehr wert gewesen und uns immer nähergetreten. Marie war Witwe eines Engländers, dessen Nichte, Fräulein Elise Bowen, bei ihr lebte. In der Gesellschaft sprach

man von einer langen und unglücklichen Liebe, welche Iwan Gallahoff für eine vornehme Russin gehabt haben sollte, die seiner Liebe in keiner Beziehung wert gewesen war. Jetzt schien ihm ein Ideal von der Freundschaft zwischen Mann und Frau vorzuschweben, denn er war eine durchaus schwärmerische Natur, und die Art und Weise, in welcher er mitten in einer gleichgültigen Beschäftigung und Umgebung plötzlich mit einer ganz abstrakten Frage hervorrücken konnte, die ihn innerlich schon lange beschäftigt haben mochte, hatte für den Fremden bisweilen etwas sehr Komisches. So erinnere ich mich, daß er eines Tages mit Stahr gemeinsam, nachdem wir müde aus einer der Galerien zurückgekommen waren, eine kleine Zwischenmahlzeit bei mir einnahm. Es war dabei nur von dem braunen Brote, von dem Honig, von den Früchten die Rede gewesen. Plötzlich hob Gallahoff den Kopf in die Höhe, daß sein langes, bräunlich-blondes Haar ihm von den Schläfen zurückfiel, drückte, da er äußerst kurzsichtig war, die goldene Brille gegen die Augen und fragte sehr bestimmt: „Dites moi, Mademoiselle Lewald, croyez-vous que l'amitié véritable soit possible entre un homme et une femme?“ — „Non, tant qu'on est jeune, je ne le crois pas!“ gab ich ihm zur Antwort. „Décidement vous ne le croyez pas?“ — wiederholte er. „Décidement non!“ — gab ich ihm zurück. — „Ce serait donc encore une illusion perdue,“ sagte er, den Kopf schüttelnd, sehr ernsthaft, und aß dann schweigend weiter, offenbar in tiefes Nachdenken versunken. Aber die Szene war so komisch und so bezeichnend für seine besondere Art und Weise, daß wir neckend immer wieder darauf zurückzukommen pflegten.

Auch konnte nur ein so mit seinen eigenen Gedanken beschäftigter Mann wie unser Freund es nicht gewahren, daß die liebenswürdige Nichte seiner Schwester, die in Algier erwachsen war, sich in einer großen Leidenschaft für ihn verzehrte. Sie ist später seine Frau geworden, und sie verdiente einen Mann wie ihn, aber sie hat ihn nur wenig Jahre besessen. Gallahoff und seine Schwester, die sich

ebenfalls noch einmal verheiratet hatte und aus einer glücklichen Ehe mit dem Präsidenten von Schwendler zu Eisenach eine Tochter hinterließ, leben beide nicht mehr. Wir haben Iwans Witwe noch im vorigen Jahre wiedergesehen, wo sie, von unserm Aufenthalte in Weimar zufällig unterrichtet, uns aufsuchen kam. Es waren gute Augenblicke voll reiner Erinnerungen, die wir miteinander feierten.

Gallahoffs Freundin, die Gräfin Suchteln, sah fast an jedem Abende Gesellschaft bei sich. In wenig Tagen hatte ich in ihrem Hause den preußischen Gesandten, Herrn von Brockhaus, den Fürsten Felix Schwarzenberg, den spanischen Gesandten, Herzog von Rivas, der sich in der Literatur durch seine Geschichte Masaniellos einen Namen gemacht hat, und verschiedene von den Personen aus dem königlichen Hofhalt kennenlernen, unter diesen die alte Herzogin von Parleno — ich glaube, sie war Oberhofmeisterin der Königin —, deren Erzählungen aus dem „alten" Neapel den höchsten Reiz für mich hatten. — Durch die römische Dichterin Orfei, in deren Hause ich mehrmals mit Frau Mertens gewesen war, hatte ich die Bekanntschaft von Irene Caproellatro gemacht, die mit ihrem Manne, einem sehr geschätzten Musiker, in Neapel ansässig war und für die erste italienische Improvisatrice galt, und es war mir auf diese Weise alles schnell zugänglich und erreichbar geworden, was ich in Neapel irgend zu sehen wünschen konnte.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, einer Einladung meiner Freundin Schwanenfeld zu folgen, und sie gleich nach Ischia zu begleiten, wo sie eine sechswöchige Badekur in den Quellen der Carcitella durchzumachen beabsichtigte. Indes, da sie sah, wie zuvorkommend man mich in der Gesellschaft aufnahm, riet sie mir selbst, wenigstens bis zu einem bevorstehenden Hoffeste — ich meine, es war der Geburtstag der Königin — in Neapel zu bleiben. Der preußische Gesandte hatte mir die Einladung dazu vermitteln wollen, die Gräfin Suchteln mir ihren Schutz an-

geboten, und da an den großen Galatagen der Hof und die zu ihm gehörenden Personen noch in einer Art von spanisch oder italienisch mittelaltrigen Tracht erschienen, hatte man mich von allen Seiten überredet, dem Feste beizuwohnen, um mir den Anblick nicht entgehen zu lassen.

Ich war damit auch völlig einverstanden. Das, was ich zu leiden hatte, und der Gram, der in mir brannte, wurden nicht anders und nicht geringer, wenn ich mich auch in die Einsamkeit vergraben und in Sack und Asche gekleidet hätte; und da der Schmerz und die Hoffnungslosigkeit den Menschen immer selbstquälerisch machen, lag in dem schroffen, durch nichts zu vermittelnden Gegensatze zwischen meinen inneren und äußeren Erlebnissen für mich ein grausamer Reiz. Ich hatte wie in meiner frühen Jugend wieder einmal eine Art von Genugtuung über mein Unglück, wenn ich mir die verweinten, durch keinen Schlaf erquickten Augen mit Wasser kühlte, wenn ich Blumen in das Haar steckte, um lächelnd in Gesellschaft zu gehen, in die Gesellschaft der großen Welt, die kennenzulernen ich mir einst so sehnlich gewünscht und die mir jetzt im Tiefsten meiner Seele so gleichgültig wie alles andere war.

Nun lebte ich mitten in dieser Welt, nun sah ich von der Höhe der schönen Villa auf Capo di monte, aus ihren reichgeschmückten Sälen hernieder auf das im Lichtglanz funkelnde Neapel, auf das zauberische Schimmern des Mittelmeeres, über welchem aufzuckend die Glut des Vesuvs in kleinen Zwischenräumen sichtbar wurde, und während die blühenden Orangen ihre süßen Düfte, von leisem Windhauch bewegt, in Strömen über uns ergossen, war mein ganzes Denken weit, wie weit von aller dieser Herrlichkeit! All mein Wünschen und Sehnen war auf den einen Mann gerichtet, der nicht zu dieser Gesellschaft gehörte, der wenig Verlangen nach ihr trug, der fern in beschränkten, fast kümmerlichen Verhältnissen in einem elenden Klima, inmitten weiter, öder Moore lebte, — und ich hätte all den Glanz und alle die Herrlichkeit, die mich

umgaben, mit Freuden hingegeben, hätte ich bei ihm sein und als sein Weib die Sorgen und Mühen seines arbeitsvollen und schweren Lebens teilen können! „Wünsche, von neidischen Göttern erhört!" Wie oft, wie oft habe ich mir diese Worte zugerufen!

Solange er unterwegs war, hatte Stahr mir an jedem Tag geschrieben, und er verbarg mir die Verzweiflung und den furchtbaren Zwiespalt in seinem Innern nicht, der sich immer weiter auftat, je näher er der Heimat kam. „Ich kann nicht leben ohne dich!" Darauf lief alles hinaus. Als er nach Oldenburg gekommen war, blieben seine Briefe völlig aus.

Ich zwang mich, dies gut, gefordert, verständig zu heißen. Es marterte mich deshalb um nichts weniger. Ich wußte oft nicht, ob und wofür ich eigentlich noch lebte. Nur die Liebe für meinen Vater richtete mich bisweilen auf. Er war ja noch da, ihn konnte ich doch noch erfreuen, auch wenn ich selber glücklos war. Ihn erheiterten meine Briefe, er las sie, wie meine Geschwister mir schrieben, allen unseren Freunden vor, er freute sich meiner Erfolge. Aber er war nicht wohl gewesen in den letzten Monaten.

Die Schwestern berichteten, daß er an einseitigem Kopfschmerz leide; der Arzt nahm es nicht schwer, der Vater scherzte darüber. „Wenn ich esse, trinke, schlafe, empfinde ich nichts, und da ich oft esse, trinke, schlafe, siehst du wohl, daß mir nicht viel Zeit zum Schmerze übrigbleibt, und daß ich etwas von meinem überflüssigen Fett verliere, ist nur zu wünschen!" schrieb er mir. Es war etwa drei Wochen nach meiner Ankunft in Neapel, als ich einen Brief von ihm erhielt, in dem er mich anwies, mir auf seine Kosten für ein paar Friedrichsdor irgendein Schmuckstück zu kaufen. „Es ist mir eingefallen, daß Du nicht einmal ein Geburtstagsgeschenk von mir bekommen hast, ich behandle Dich wirklich wie ein Stiefkind, mein liebes ältestes Kind," hieß es in dem Briefe. „Gehe gleich aus und kaufe dir etwas nach deinem Sinn und Gusto!" —

Ich kaufte einen weißen Lavaschmuck, ich wollte ihn zu dem Hoffeste tragen. Schwanenfelds waren bereits nach Ischia abge-

reist, ich hatte eine Privatwohnung in Santa Lucia bezogen. Der Festtag war da, das Wetter jubelnd hell, die ganze Bevölkerung auf den Beinen; Fahnen, Teppiche, Girlanden, wohin man blickte. Die Kanonenschüsse donnerten vom Meere herüber.

Ich war mit Freunden ausgewesen, einer Parade beizuwohnen. Als ich nach Hause zurückkehrte, war meine erste Frage, heut wie alle Tage, ob kein Brief für mich gekommen sei! Ich zählte die Stunden, bis ich endlich eine Nachricht von dem Geliebten erhalten würde. „Ja," sagte die Wirtin, „es ist ein Brief gekommen."

Endlich, endlich also! — Ich nahm ihn mit klopfendem Herzen in die Hand, aber zu meiner Betrübnis war er nicht von Stahr. Welch eine Enttäuschung! Der Brief kam aus Königsberg, die Adresse war von unseres Freundes Crelinger Hand geschrieben. Ich machte ihn arglos auf. — Es lag nichts Auffallendes in einem Briefe von dem alten treuen Freunde, aber es befand sich ein Brief meines ältesten Bruders in dem Kuvert, der als Assessor in Berlin im Ministerium arbeitete, und sein Brief war aus Königsberg.

„Wie kommt Otto nach Königsberg?" dachte ich verwundert und ohne den Brief von Crelinger zu lesen, den man mir obenauf gelegt hatte, zog ich den meines Bruders hervor. Er hub also an:

„Seit zwölf Stunden bin ich hier, morgen tragen wir die Leiche des geliebten Mannes zu Grabe!" —

Ich sah nichts weiter, wie starr ich auch auf das Blatt blickte; ich konnte kein Glied bewegen, und doch fühlte ich, daß mein Kopf wie im Krampfe hin und her flog. Ich wollte mich setzen und stand wie angewurzelt fest.

„Was haben Sie, um aller Heiligen willen, was fehlt Ihnen, Signora!" rief meine Wirtin.

„Mein Vater ist tot!" — Das war alles, was ich sagen konnte, und es war eine Verstärkung meines Jammers, daß ich dies nicht in meiner Muttersprache sagen, daß ich in diesem Augenblicke italienisch, eine fremde Sprache reden mußte.

Mein Vater war plötzlich an einem Gehirnschlage im neunundfünfzigsten Jahre gestorben — und ich hatte ihn nicht mehr gesehen.

Wie oft ich mir auch in den Stunden meiner leidenschaftlichen Herzensangst es vorgehalten hatte, daß ich, um mit Stahr vereint zu leben, bereit sein würde, meinen Vater für immer zu verlassen, ich hatte doch an ihm mit einer Liebe und mit einer Neigung gehangen, die viel tiefer und bewußter gewesen waren, als die bloße, oft halb instinktive Kindesliebe. Er hatte neben und nach dem Manne, dem in meine Seele zu eigen gegeben, immer den ersten Platz in meinem Herzen behauptet und nur die Überzeugung, daß zwischen den Anschauungen meines Vaters und meiner Leidenschaft für Stahr keine Vermittlung möglich sein werde, hatte mich dazu gedrängt, die Wahl zu treffen, die aufrechtzuerhalten, auch in den härtesten Kämpfen gegen meinen Vater aufrechtzuerhalten ich fest entschlossen war.

Nun bedurfte es keines solchen Kampfes mehr — aber mein Vater war tot!

Ich sagte mir das immerfort, ich empfand den schrecklichsten Schmerz darüber, und doch, ich verstand, ich begriff es eigentlich nicht, obschon ich mit meiner zum Vorausdenken geneigten Natur mir es oft genug vorgestellt hatte, wie es sein würde, wenn der geliebte Vater uns einmal entrissen würde. Es ist so schwer begreiflich, wie man selber weiterleben kann, wenn das Wesen, dem wir unser Dasein danken, im Tode untergegangen ist. Es war mir, als sei mein eigenes Verhältnis zu dem Leben damit untergraben, als habe man mir die Wurzeln des Seins durchschnitten. Ich hätte aufschreien mögen und fühlte mich doch so ohnmächtig und so kraftlos, daß ich es nicht konnte.

Es brach alles um mich her zusammen, es klaffte eine furchtbare Öde vor meinen Augen auf. Mein Vater war tot — von Stahr war ich für immer getrennt — ich war einsam, verlassen und hoffnungslos! Und dazu leuchtete die Sonne in unverminderter, strahlender Herrlichkeit! Dazu flogen an allen Ecken, am hellen lichten

Tage die Petarden in die Luft, dazu flaggten alle Schiffe und sang und schrie und jubelte das lärmende Neapel in lauter Festesfreude.

Auf meinem Tische standen die Bilder meines Vaters und meines Geliebten nebeneinander. Ich saß und sah sie an — es war alles, alles, was mir von so viel Liebe jetzt noch blieb.

28

Alle meine Geschwister, mit Ausnahme meines armen Bruders Moritz, der mit seinem unruhigen Herzen fern von uns allen in Tiflis lebte, wo er sich eine gute medizinische Kundschaft erworben und eine Klinik gegründet hatte, alle meine Geschwister hatten mir geschrieben. Ihr Jammer war ebensogroß, als ihre Fassung würdig, und ich erkannte darin, welch ein Segen nach dieser Seite hin meines Vaters Erziehungsweise für uns alle gewesen war. Die älteste meiner Schwestern war neunundzwanzig, die jüngste zwanzig Jahr alt, und sie waren alle unverheiratet und unversorgt. Mein ältester Bruder, der auf die Nachricht von des Vaters Tode nach Königsberg geeilt war, mußte auf die Gefahr hin, sich in seiner Beamtenlaufbahn dadurch wesentlich zu beeinträchtigen, einen sechsmonatigen Urlaub fordern, um die Vermögensangelegenheiten unserer Familie so gut wie möglich ordnen zu können.

Mein Vater war nach den damaligen Begriffen meiner Vaterstadt nicht unbemittelt gewesen. Er hatte in den letzten Jahren darauf gedacht, sich vom Geschäft zurückzuziehen und gehofft, von dem Ertrage seines Vermögens leben zu können, wenn es ihm gelang, seine liegenden Gründe und seine Warenbestände allmählich günstig loszuschlagen. Er hatte seine Passiva vollständig reguliert, das kam meinem Bruder, der von unserm guten Vater mit Rat Crelinger gemeinsam zum Vormunde der minderjährigen Schwestern bestellt worden war, wesentlich zustatten, aber es war unmöglich,

wie mein Vater es vorgehabt, seine Geschäfte allmählich abzuwickeln. Die Grundstücke in Königsberg und in Memel, wo mein Vater eine Kommandite hatte, die Rumfabrik, die großen Weinlager mußten sobald als möglich verkauft, mit zweifelhaften Schuldnern mußten Abkommen getroffen werden, um nur baldmöglichst herauszukommen. Das Vermögen erlitt also große Einbußen, und da wir acht Geschwister waren, fiel das Erbe des einzelnen, obschon mein Vater auch durch seinen Einkauf in eine Lebensversicherung für uns vorgesorgt hatte, nur gering aus, während meine Schwestern an jene breite, behagliche Lebensweise gewöhnt waren, welche man in Kaufmannshäusern führt, deren laufendes und einträgliches Geschäft immer eine gewisse Freiheit der Bewegung sichert.

Es traten also plötzlich schwere Lebensfragen an uns heran. Meine jungen Schwestern, die jetzt nicht Vater, nicht Mutter mehr hatten, waren zunächst auf mich und meine Brüder gewiesen, und Moritz hatte mit sich selber vollauf zu tun. Der furchtbare Ernst des Lebens brach in die Welt voll Poesie hinein, in der ich seit Monaten ein so wunderbar erhöhtes Dasein geführt hatte, und die Sorge mit ihrem bleichen Antlitz erschien mir noch düsterer mitten in einer Gesellschaft, welche wie die leicht lebenden Götter von der schwersten aller Sorgen, von der Sorge um des Lebens Notdurft, um das tägliche Brot, kaum eine Vorstellung besaß.

Mein erster Gedanke war natürlich, sofort nach Königsberg zurückzukehren, um den Meinen beizustehen, aber sie alle hatten mir dieses in ihren Briefen ausdrücklich widerraten. Mein Vater war am neunten Mai gestorben; als ich die Kunde von seinem Tode erhielt, war der erste Juni bereits herangekommen. Der nächste Kurierwagen von Neapel ging am dritten ab, und wenn ich meine Reise noch so sehr beschleunigte, konnte ich bei dem damaligen Laufe der Posten vor dem siebenten, achten Juli kaum zu Hause sein, da selbst ein Brief von Königsberg nach Neapel nahezu drei Wochen brauchte. Dennoch trieb es mich, zurückzukehren, und ich

saß noch mit den trauervollen Briefen in der Hand einsam überlegend, was ich nun zuerst beginnen müsse, um mich für die Abreise vorzubereiten, als ein Schiffer aus Ischia in mein Zimmer trat und mir mit einem Briefe von Frau von Schwanenfeld einen Korb voll Feigen und anderer Früchte brachte. Sie fragte dabei zugleich an, wann sie mich in Ischia zu erwarten habe.

Ich antwortete nur mit wenig Worten, daß ich soeben die Nachricht von dem Tode meines Vaters erhalten habe und daß es mich dränge, zu meinen verwaisten Schwestern zu eilen, obschon diese selbst mir zuredeten, meine Reise fortzusetzen und sie in der von Anfang an beabsichtigten Weise mit einem Aufenthalte in Sizilien zu vollenden. Ich dankte meinen Freunden für alle mir bewiesene Güte und nahm Abschied von ihnen, denn ich hatte mir vorgenommen — es war an einem Montage — wenn ich einen Platz im Kurierwagen erlangen könnte, am Mittwoch abzureisen.

Freilich sagte ich mir selbst, daß ich mit dem Aufgeben der Weiterreise zugleich den Plan aufgäbe, mein „Italienisches Bilderbuch" zu einem Ganzen zu machen, und daß, wie meine Lebenslage sich jetzt gestalten würde, ich schwerlich darauf rechnen könne, Italien noch einmal wiederzusehen. Andererseits aber kam es mir unmöglich vor, in dem Seelenleiden, das auf mir lastete, irgendwelche Eindrücke rein auf mich wirken zu lassen, und wie ich in mir das Für und Wider auch erwog, behielt doch das Verlangen, den Meinen beizustehen, die Oberhand in mir.

Ich schrieb der Gräfin Suchteln, daß ich einer Trauerbotschaft wegen das Hoffest nicht besuchen könne, daß sie mich also nicht abholen möge; ich schrieb an die Gesandtschaft, um mir meinen Paß zu besorgen, ich fing an, meinen Geschwistern zu schreiben, obschon der Brief nicht eher als ich selber Neapel verlassen konnte — aber in solchen Nöten ist alles Tun eine Erleichterung und das Aussprechen dessen, was man leidet, wie ein Loslösen, wie ein augenblickliches Erheben des Leides, daß es nicht so schwer auf uns drückt und man Atem darunter schöpfen kann.

Ich war wie betäubt von dem Schlage, ich konnte nach den ersten Stunden nicht mehr weinen. Ich fühlte, als ob das eigentliche Leben in mir erstorben wäre, und die Sorge ließ mich dazwischen wieder völlig von dem unersetzlichen Verluste absehen, den ich durch den Tod dieses Vaters, der mir ein Freund gewesen war, erlitten hatte.

Meine persönliche Lage war auch verändert. Ich hatte allerdings darauf gerechnet, wie in den letzten Jahren so auch in Zukunft selbst für mich zu sorgen, aber ich hatte an dem geliebten Vater doch immer einen Rückhalt, in seinem Hause ein Obdach für jeden Fall gehabt. Das war nun dahin, ich stand dem Leben einsam gegenüber, indes darüber machte ich mir keine Sorge. Ich hatte etwas gelernt, hatte mein Talent, war bereits zu arbeiten, mit Anstrengung zu arbeiten gewohnt und hatte es gelernt, mich in meinen beschränkten Verhältnissen ebensogut zurechtzufinden, wie ich mich in dem Luxus der reichen und vornehmen Welt zurechtfand. Mit meinen Schwestern war das aber anders. Keine von ihnen besaß irgendeine hervorragende Anlage, keine von ihnen hatte etwas so gründlich erlernt, daß man hätte denken können, einen Erwerbsplan darauf zu bauen; von der Selbsthilfe, zu der man die Frauen jetzt anzuleiten anfängt, war damals gar noch nicht die Rede. Wir waren, wie alle Mädchen in jener Zeit, samt und sonders recht eigentlich darauf erzogen, uns einmal von unseren Männern ernähren zu lassen, und mein Vater hatte meine Schwestern in den letzten Jahren, während ich nicht mehr zu Hause gewesen war, an mehr Bequemlichkeit gewöhnt, als ich es bei seinen Ansichten für möglich gehalten. Sie hatten, da die Mutter tot war und sie die Hausfrauen machten und machen mußten, ein gewisses hausfrauliches, selbstbewußtes Wesen angenommen; und ich fragte mich jetzt immer wieder: was soll aus ihnen werden, wenn unsere Mittel uns nicht gestatten, sie leben zu lassen, wie sie es gewohnt sind, sie leben zu lassen, wie der Vater es getan?

Wie mein Bruder mir die Angabe vorläufig machen zu können

geglaubt, hatten wir jede etwa auf eine Jahresrente von zweihundert Talern zu rechnen. Eine meiner Schwestern, die schon lange bei einer Verwandten in Berlin gewesen und nur nach Königsberg zurückgekehrt war, um den Vater noch zu sehen, wollte natürlich in ihren Berliner Verhältnissen bleiben, und es fragte sich nun, ob es geratener sein werde, die vier anderen Schwestern ebenfalls nach Berlin überzusiedeln, wo ich mich dann mit ihnen einzurichten hatte, oder ob wir bei der Beschränktheit unserer Mittel weiser tun würden, in der billigeren Vaterstadt zu leben. Ich sann die ganze Nacht darüber nach, und in allen meinen traurigen Überlegungen tauchte immer wieder der Gedanke auf: aber Stahr? — Was soll aus mir, aus ihm, aus unserem Zusammenhange werden, wenn ich mich in Königsberg, inmitten einer auf mich basierten engen Häuslichkeit vergraben muß? — Bald meinte ich einen Wink oder gar eine Gunst des Schicksals darin zu erblicken, daß es mir Pflichten auferlegte, welche meine Trennung von dem Geliebten fördern zu wollen schienen. Dann wieder kam es mir unmöglich vor, mich irgendwie zu binden und dadurch die Freiheit aufzugeben, die mir zu erhalten ich Stahr versprochen hatte. Ich kam zu keinem Abschluß; nur das eine blieb fest in mir, ich wollte fort, wollte an Ort und Stelle sehen, was ich zu tun habe und was ich tun könne.

Ich hatte Aussicht, einen Platz für den nächsten Kurier zu erhalten und war frühmorgens in meinem Zimmer mit dem Einpacken meiner Sachen beschäftigt, als sich plötzlich die Tür öffnete und zu meinem Erstaunen der Kammerherr von Schwanenfeld mir gegenüberstand. Es war mir eine große Wohltat, sein treues, ehrliches Gesicht zu sehen.

„Wie kommen Sie hierher?" rief ich. „Sind Sie dem Marinar begegnet, den Sie mir gestern schickten? Wissen Sie — — —"

„Ich weiß alles!" sagte er. „Der Marinar kam schon gestern abend bei guter Zeit zurück, und ich habe mich gleich wieder mit ihm aufgesetzt und bin die Nacht hierhergefahren. Wollen Sie wirklich nach Deutschland und nach Hause gehen, so bleibe ich bei Ihnen,

bis Sie reisen — in diesem Zustande halten Sie's hier allein nicht aus. Wenn Sie aber vernünftig sind, so kommen Sie jetzt gleich nach Ischia mit zurück. Meine Frau erwartet Sie. Und was wollen Sie jetzt bei den Ihren tun, ehe man übersehen kann, was dort geschehen muß? Packen Sie ruhig weiter fort und kommen Sie mit. Um drei Uhr können wir abfahren, zum Abend sind wir bei meiner Frau!"

Es war eine Güte, eine Freundestreue, die mir unvergeßlich bleiben werden, und die einfache Weise, in welcher sie geübt und geäußert wurden, erhöhte ihren Wert. Der Kammerherr war ein Mann von sechzig Jahren, liebte seine Bequemlichkeit, scheute Anstrengungen, denn seine Gesundheit war, da er ein wenig verwachsen und dazu stark und kurzatmig war, auch nicht die beste; aber seine und seiner Gattin Güte hatten das alles nicht geachtet, wo es galt, einem Menschen, der ihnen wert geworden war, einen Liebesdienst zu leisten — und welch ein Liebesdienst war es für mich!

Ich konnte nichts tun, als ihm die Hände reichen. Die Einsamkeit der ersten Stunden hatte mir das Herz zu sehr zusammengepreßt, ich konnte nicht viel sprechen. Ich gab ihm die Briefe zu lesen, die ich von Hause erhalten hatte. Er stimmte dafür, daß ich der Weisung meines Bruders und unseres Freundes Crelinger folgend, in Italien bleiben sollte. Er gab mir zu bedenken, daß ich nur nach Königsberg kommen würde, um der Auflösung unseres Haushaltes, dem Verkauf unseres Hauses zuzusehn, wobei ich gar nichts nützen könne. Er erinnerte mich, daß ich mit dieser Reise nach Königsberg eine unnütze Ausgabe machen würde, da ich unter keiner Bedingung daran denken dürfe, mich in einer weit entlegenen nordischen Provinzstadt niederzulassen — und seine Vorstellungen brachten es endlich dahin, daß ich die Briefe an die Meinen vollendete und zur Post nach Deutschland gab. Ich erbot mich, sobald sie meiner bedurften, zu ihnen zu kommen, machte die Vorschläge, die mir augenblicklich für unsere zukünftige Einrichtung die

gebotenen dünkten — und als der Abend herankam, fuhr ich in dem offnen Segelboote, das den guten Kammerherrn zu mir herübergetragen hatte, an seiner Seite nach der Felseninsel Ischia hinüber. — — —

Es sind mir im Leben viel Liebe, viel Güte, viel Freundschaft zuteil geworden, und schon darum habe ich mein Leben als ein beglücktes anzusehen, aber größere, geduldigere Treue, als Herr von Schwanenfeld und seine Frau mir in den Wochen und Monaten bewiesen, welche diesem Tage folgten, ist mir nicht begegnet. Frau von Schwanenfeld war krank an einem unheilbaren Übel, sie litt fortwährend Schmerzen, — ihr Gatte hatte nur sie im Auge — und sie nahmen ein Mädchen bei sich auf, von dem sie wußten, daß es ihnen nichts zu bieten hatte als den Anblick seines Unglücks und seines stummen Grames.

Ich war wie versteint. Ich konnte nicht weinen, ich konnte nicht klagen, ich konnte von dem, was mich bedrückte, auch nicht viel sprechen, und wenn ich's tat, geschah es mit einer Ruhe, die meine Freunde ängstigte und mich peinigte. Ich hätte mich bisweilen selber fragen mögen: Geht dich denn all dein Unglück gar nichts an, daß du so kalt davon reden kannst? — Ich hatte alle Hoffnung für mich selbst verloren, und die Hoffnungslosigkeit macht still und wortarm!

Tagelang saß ich unter der Veranda unseres Hauses — der piccola sentinella — in Casa Micciola — und sah hinaus auf das azurblaue Meer und hinüber nach dem schönen Procida, das wie ein Gebirge aus Gold erglänzte, und ich dachte: Wozu ist denn die Welt so schön, wenn man so unglücklich in ihr ist? Der Schmerz um meinen Vater verminderte meine angstvolle Sehnsucht nach dem Geliebten nicht — die Sehnsucht nach ihm machte es mich nicht vergessen, daß ich den besten der Väter verloren hatte. — Mein Körper fing es endlich zu empfinden an, daß der tränenlose Schmerz in ihm unablässig arbeitete und brannte.

Da machte mir eines Tages meine Freundin, als sie mich wieder

so in mich versunken sitzen sah, den Vorschlag, auszureiten. Das geschah fast täglich, aber wir ritten dann zu Dreien. Diesmal führte man uns nur zwei Esel vor. „Wird der Kammerherr nicht mit uns reiten?" fragte ich. — „Nein! Wir gehen allein, und zwar nach der Punta, wo Sie noch nicht gewesen sind!" sagte meine Freundin.

Der Weg war schön wie überall. Aus den Gärten hingen die Weinranken mit reifen Trauben über die Mauern nieder, die Myrtenbüsche standen in voller Blüte, die Oleander sendeten ihren Mandelduft weit umher. Wo die Saumtiere den Boden berührten, quoll der Geruch des Quendels und des Thymians empor. Mit jedem Blicke, mit jedem Atemzuge empfand man den Zauber des heißen, tiefen Südens. So waren wir eine Weile geritten, als wir an ein Gemäuer kamen. Die Baronin ließ die Esel halten, wir stiegen ab und traten hinein. —

Reihe um Reihe lagen sie nebeneinander, die stillen Gräber. — Wir waren auf dem Kirchhof der Insel, und als spränge mir ein Reifen von dem Herzen und von dem Gehirn, als löste sich die eisige Starrheit, die mich fast versteinert, plötzlich von mir ab, so unaufhaltsam, so heftig brachen meine Tränen mit einem Male hervor. Ich setzte mich auf eines der Gräber nieder — ach, mein Vater lag ja auch so still gebettet an meiner Mutter Seite unter Veilchen und Reseda, die sie geliebt — ich setzte mich auf eines der Gräber nieder und weinte bitterlich.

„Gottlob! Gottlob!" rief meine edle Freundin, „darauf hatte ich gehofft! Nun weinen Sie doch endlich! Weinen Sie sich endlich einmal aus!"

Ich konnte nichts tun, als ihre lieben Hände küssen, ich hatte ja den Vater und die Mutter nicht mehr, denen ich sie so oft, so oft geküßt.

Ich lebte wieder, denn ich weinte wieder! Man muß die Tränen entbehrt haben, um zu wissen, welch eine Wohltat sie uns sein können.

Ein paar Tage später klopfte früh der Kammerherr an die Tür meiner Schlafstube. Ich lag noch zu Bette. „Haben Sie die Nacht, wie sich's gehört, geschlafen?" rief er mir fragend zu; „wenn Sie ‚ja' sagen, bringe ich Ihnen etwas Gutes."

„Ja!" entgegnete ich; „seit wir auf dem Kirchhof waren, schlafe ich ja wieder!" Er kam an mein Bett heran. „Ein Brief aus Oldenburg!" sagte er und ging hinaus.

Ich drückte den Brief an meine Lippen, ich war glückselig, die geliebte Handschrift nur erst wiederzusehen — aber diese Freude war von kurzer Dauer. Stahr war weit unglücklicher als ich.

Was mir auch begegnete, was ich litt — ich war von der großmütigsten Freundschaft umgeben, und ich hatte es doch immer nur mit mir allein zu tun; er aber stand dem Gram eines armen hilflosen Weibes gegenüber, das völlig schuldlos an allem Leiden war, das es um unseretwillen zu erdulden hatte. Es half und konnte da kein Erklären, kein Beschwichtigen helfen oder nützen. Die Arme konnte über den einfachen und richtigen Gedanken nicht hinaus: „Es hätte doch nicht sein sollen! Denn es ist ein Treubruch, und ich will ihn nicht ertragen, kann ihn nicht verschmerzen!"

Drei Wochen lang hatte Stahr nach seiner Heimkehr mit dem eigenen Schmerz und mit der herzzerrissenen Verzweiflung seiner unglücklichen Frau gerungen, ehe er es sich und mir gegönnt, eine Zeile an mich zu schreiben. Er hatte sich sammeln, sich fassen, sich den Boden wiedergewinnen wollen, in einer Welt, in der alles ihm fremd geworden war, weil die tägliche Gewohnheit ihr Vermittleramt zwischen ihm und seiner Umgebung seit mehr als einem Jahre nicht geübt. Er mußte es schwer genug erfahren, wie bedenklich es ist, lange Trennungen Platz zwischen sich und seinen Nächsten greifen zu lassen, wenn man mit ihnen nicht die vollständigste und ungestörteste geistige Einheit besitzt, wenn sie nicht ein unentbehrlicher Teil unseres eigensten Wesens sind. Seine

Kinder waren sehr herangewachsen, aber ihm wie fremd geworden; die Enge des Ortes, das neblige Klima bedrückten ihn; seine Freunde empfingen ihn nicht mit der alten Wärme. — Man beobachtete ihn mit Mißtrauen — er hatte den rechten Boden in der Heimat durch seine Leidenschaft für mich verloren; und die einzige Hilfe, die ihm in diesem Zustand hätte werden können — die Arbeit in seinem Amte und Beruf war ihm durch sein Halsleiden nicht mehr möglich, wie es sich auch gebessert und seine Gesundheit sich auch gekräftigt hatte.

Ich soll versprechen — schrieb er mir —, Dich zu vergessen, — wie kann ich das? Wie kann ich versprechen, zu leben und nicht zu atmen! — Seine Lage war furchtbar. Er glich einem Baum, der, aus beengendem Kübel endlich in freies Erdreich verpflanzt, rasch gewachsen war und dem man die Wurzeln durchhieb, um ihn wieder in den alten engen Kübel zurückzupressen. Und doch wollte, doch mußte er es versuchen, ob es nicht möglich sei, zu erfüllen, was man von ihm begehrte.

Während der Tage, in welchen er mir diesen Brief geschrieben, war ihm der meine mit der Kunde von dem Tode meines Vaters zugekommen; und er, der seinem Vater mit höchster Zärtlichkeit ergeben gewesen war, konnte ermessen, was ich verloren hatte. Er klagte mit mir. Weine Deine Tränen um ihn, schrieb er mir, denn unsere Tränen sind die Ehre der Toten. Aber auch er hatte das Gefühl, daß ich ihm jetzt noch ausschließlicher angehöre als zuvor, und auch er riet mir, im Süden und bei meinen Freunden, in einem Kreise von Menschen zu bleiben, deren verständnisvolle Teilnahme mir ein Segen und eine starke Stütze war.

Wir waren noch nicht lange in Ischia, als die spät und sparsam zu uns gelangenden Zeitungen die Nachricht von dem Tode Gregors XVI. und von der Erhebung des Grafen Mastai Feretti unter dem Namen Pius IX. auf den päpstlichen Thron verkündeten. Es war wie ein Freudenstrahl, der ganz Italien durchzuckte. Mehr noch als in den Zeitungen gaben sich die Erwartungen und Hoff-

nungen, welche man auf den neuen Papst gebaut hatte, in den Briefen kund, welche wir von den uns befreundeten Italienern erhielten. Schon damals meinte man die Österreicher bald von der Halbinsel vertrieben, Italien geeinigt zu sehen, und ein hochgestellter Geistlicher, den ich einige Wochen später in Neapel kennenzulernen Gelegenheit hatte, meinte: Es würde eine große, schöne Sache sein, ein geeinigtes Italien unter der Herrschaft eines für sein Vaterland in Liebe begeisterten Papstes! Es war ein lebhafter, frischer Zug in die Geister gekommen, unter dessen Einfluß ein jeder die Erfüllung seiner persönlichen Wünsche, soweit sie sich auf die politische Lage des Vaterlandes bezogen, für möglich erachtete.

Es war Frau von Goethe, welche mit den Ihren nach Ischia kam, um gleichfalls eine Badekur in der Carcitella zu brauchen, die die ersten Münzen mit dem Bilde des neuen Papstes, die ersten bilderbogenartigen Porträts und die ersten volkstümlichen Lebensbeschreibungen auf die Insel brachte, und sie hat mit den Kupfermünzen, die sie zu verteilen vermochte, viel Glückliche gemacht. Man durchlöcherte sie, hing sie als Amulette an den Hals — man neidete sie einander — es war eine wahre Begeisterung für den neuen Papst; aber die von Rom gekommenen Freunde hatten, wie sie sagten, sich die ganzen Zeremonien bei dem Tode und bei dem Regierungsantritt eines Papstes großartiger und stilvoller gedacht, als sie sie in der Wirklichkeit gefunden hatten.

Mir gingen daneben die Tage still vorüber, und Ischia ist ein Paradies. Einmal suchte mich Gurlitt auf, der in Neapel durch gemeinsame Freunde von dem Tode meines Vaters Kunde erhalten hatte. Er blieb acht Tage auf der Insel, dann wandte er sich nach Capri, wo er malen wollte. — Ich las viel, schrieb viel, ritt täglich zum Seebade von unserer Höhe hinunter und durchzog mit meinen Freunden die Insel bis zu ihrer südlichsten Spitze, bis zu dem Flecken Foria, der mir in Vegetation und Farbenpracht noch südlicher erschien als später selbst Sizilien. Der vulkanische Boden der Insel wirkt auf die Vegetation ein; denn obschon der Epomeo

seit einem Jahrhundert nicht Feuer gespien hat, sind doch auf Ischia, nicht fern von dem Flecken, in dem wir wohnten, immer noch Stellen zu finden, an denen ein Stecken, den man in die Erde eingräbt, schnell verkohlt.

Der Sommer von achtzehnhundertsechsundvierzig war ungewöhnlich heiß, die Nächte taghell. Wir brachten sie, oft bis gegen die Morgendämmerung hin, auf der Terrasse unseres Hauses zu — und eine Mondscheinnacht, in welcher die mit uns unter demselben Dache wohnende Tänzerin Lucile Grahn mit dem schönen Wirtssohn unter Kastagnettenschall die Tarantella tanzte, ist mir heute noch in aller ihrer Schönheit ebenso gegenwärtig, wie eine Fahrt nach Procida, wohin mich Frau von Goethe mitnahm und wo wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend weilten.

Ich hatte volle Ruhe, ganz mir selbst zu leben; keiner von meinen Freunden machte irgendeinen Anspruch an mich; und, was mir das größte Glück war, niemand in meiner Nähe dachte daran, daß Stahr und ich einander verloren gehen könnten. Was die Zukunft uns bringen würde, war nicht abzusehen; daß wir nicht voneinander lassen würden, lassen könnten, ohne uns selbst abhanden zu kommen, das fühlten und ahnten diese herzenskundigen, vom Leben viel geprüften Menschen.

Es war im Hochsommer, als ich mich endlich dazu aufraffte, nach Sizilien zu gehen, um dem Rosalienfeste beizuwohnen. Alle Wege waren mir auch dafür geebnet worden. In Neapel, wohin ich mich zunächst begeben mußte, wartete meiner die Gräfin Suchteln, bei der ich wohnen sollte, bis ich nach Sizilien ging.

Als der Kammerherr nach meines Vaters Tode gekommen war, mich abzuholen, hatte ich die Stadt so schnell verlassen, daß ich nicht einmal hatte daran denken können, mir Trauerkleidung anzuschaffen. Ich war in Ischia immer in meiner gewohnten Kleidung umhergegangen; ich legte, wie mein guter Vater selbst, auf solch äußerliches Bezeugen eines Schmerzes, eines erlittenen Verlustes nicht den geringsten Wert, ja es widerstand mir eigentlich, gleichgültige und

fremde Menschen durch meine Tracht zu Vertrauten meines Leides zu machen. Die Baronin Schwanenfeld aber hatte es anders angesehen, und ohne mir ein Wort davon zu sagen, ja ohne daß ich es gemerkt, hatte sie eines meiner Gesellschaftskleider, die in ihrem Schrank aufbewahrt gewesen waren, nach Neapel gesendet und dort zwei vollständige, sehr elegante Anzüge für die tiefe Trauer und für die sogenannte Halbtrauer für mich anfertigen lassen, die — mit den dazugehörigen Hüten, Tüchern, Handschuhen, Kragen und Schmucksachen — in mein Zimmer gebracht wurden, als ich meine Garderobe für die Abreise zusammenpackte.

„Nehmen Sie die paar Anzüge immer mit!" sagte sie, als ob es nicht eine reiche Gabe gewesen wäre, die sie mir damit gewährte. „Sie gehen in eine Gesellschaft zurück, in der man auf Äußerlichkeiten hält, Sie dürfen diese dort nicht unbeachtet lassen; und die Mühe des Besorgens konnte ich Ihnen ja so leicht ersparen!" Es war immer die gleiche liebevolle und so großmütige Freundschaft.

In Palermo fand ich in den beiden Konsuln Wedekind neue zuvorkommende Freunde. Ich traf Professor Catel, den Maler, und andere römische Bekannte dort, man erleichtete mir den Aufenthalt in jeder Weise. Ich sah Palermo, die Umgegend, das Rosalienfest, dann kehrte ich nach dem Festlande zurück, wo ich mich zunächst in Castel-a-mare mit zwei deutschen Damen meiner Bekanntschaft, einer Frau von Altenstein und einem Stiftsfräulein von Zastrow für einige Wochen niederließ. Oben auf der Höhe über Castel-a-mare in der Nähe des königlichen Lustschlosses Qui si sana hatte, mitten in den prachtvollsten Kastanienwäldern, die Fürstin Sophie Galizin eine Villa für die heiße Zeit gemietet, die ich zu Esel leicht erreichen konnte, und da sie fast die ganze Gesellschaft bei sich sah, mit welcher ich im Hause der Gräfin Suchteln bekannt geworden war, bewegte ich mich auf das neue in einem sehr lebhaft angeregten und vielfarbig zusammengesetzten Menschenkreise.

Mit der Fürstin besuchte ich Viro, Herkulanum und Pompeji, und wir blieben, auch als sie und ich später Italien verlassen hatten,

noch in freundlichem Verkehr. Einmal suchte sie mich in Berlin im Jahre achtzehnhundertachtundvierzig mit ihren beiden Söhnen, gerade am Tage des Zeughausſturmes, auf; Stahr, der sich damals auf des Ministers Hansemann Veranlassung in Berlin aufhielt, leitete sie dann mühsam in ihr Hotel zurück. Ihre Söhne sah ich ab und zu auf Reisen auch später noch wieder; sie selbst ist lange tot.

Von Castel-a-mare begab ich mich zuerst nach Sorrent zu einer unserer genauſten römischen Bekannten, zu Frau Marie Espérance von Schwarz, die sich später unter dem Namen Elpis Melena in der Literatur bekannt gemacht hat, und mit der wir durch das ganze Leben in gutem Zusammenhang geblieben sind, obschon uns ihr jetziger dauernder Aufenthalt in Kreta, wo sie sich angekauft, einander ferne rückt.

Ich hatte Stahr versprochen, wenn ich im Süden sein würde, um seinetwillen die Künstlerherberge der Rosa la magra zu besuchen, die ihm so lieb gewesen war, und tat das auch für vierundzwanzig Stunden, obschon ich bei Frau von Schwarz viel besser aufgehoben war. Indes die Freude der Wirtin und ihrer sechs Töchter und zwei Söhne, eine Freundin von Signor Adolfo bei sich zu haben, war in ihrem Ausdruck von solcher Naturwüchsigkeit, daß sie mir Vergnügen machte, und das Zusammentreffen mit all den guten fröhlichen Genossen aus der Künstlergemeinde, mit denen wir in Rom unsere glücklichen Stunden zugebracht, und die sich jetzt fast samt und sonders wieder bei Rosa la magra befanden, hatte einen doppelten Reiz für mich, weil die Erinnerung an Stahr bei ihnen allen so lebendig und die Teilnahme für ihn so warm und herzlich war.

Mit Gurlitt und meinem jungen Vetter Helfft machte ich von Sorrent aus noch für ein paar Tage einen Ausflug nach der Insel Capri, ehe ich wieder nach Neapel ging, wo die Gräfin Suchteln mir auf das neue den Aufenthalt unter ihrem gastlichen Dache angeboten hatte. Ich verweilte in ihrem Hause, bis meine Freunde

Schwanenfeld von Ischia nach Neapel zurückkehrten. Sie hatten daselbst für den Herbst an der Riviera di Chiaga im Palazzo turco eine große Wohnung gemietet, in welcher auch auf meine Aufnahme gerücksichtigt worden war. Denn nicht nur, daß sie mir angeboten hatten, solange sie in Neapel bleiben würden, so wie in Ischia ihr Gast zu sein, wünschten sie beide mich zu überreden, daß ich sie zum Winter nach Rom begleiten und überhaupt bei ihnen bleiben solle, bis sie Italien verlassen würden.

Hätte ich frei entscheiden können, hätte ich nur für mich und den Geliebten zu sorgen gehabt und wäre mein Vater noch am Leben gewesen, so würde ich jenen Vorschlag meiner Freunde wahrscheinlich dankbar angenommen haben, denn die damals noch schwer zu durchmessende Weite der Entfernung, welche Oldenburg von Neapel schied, lag wie ein Bann zwischen mir und Stahr; wie ein Bann, den ich, wie schwer er auf uns lastete, doch aufrecht zu erhalten für heilsam ansah. Die Sehnsucht, der keine Möglichkeit der Befriedigung gegönnt ist, büßt wenigstens für den Augenblick den beständigen Antrieb ein, sich diese Befriedigung zu schaffen, und Stahr wollte sich zurechtfinden in der Heimat, in seiner Ehe, in seiner Familie. Es war also an mir, soweit ich es vermochte, ihm dazu die Hand zu bieten. Daneben wußte er mich in einer Weise geborgen, behütet und geliebt, wie es mir nirgends wieder, außer in seiner Nähe, so geboten werden konnte; und durfte und konnte ich nicht bei ihm sein, so war ich nirgends lieber als in Italien, als bei meinen Freunden und in einer aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen und Völkern zusammengesetzten Gesellschaft, die immer genauer kennenzulernen für mich von unschätzbarem Werte war.

Hatte ich bei uns im Palazzo turco mit einem kleinen Kreise von Deutschen, die sehr häufig die Tischgäste des Kammerherrn waren, zu Mittag gespeist, so fuhr ich gegen den Abend zu meiner Freundin nach Capo di monte hinauf, und dort, wo es an Fremden niemals fehlte, hörte ich denn auch wieder, und zwar zum letzten Male, von dem Chevalier sprechen, den ich bei unsern verschiedenen

Ausfahrten, bald zu Fuß, bald zu Pferde, an mir hatte vorüberkommen sehen.

Einer der russischen Gäste der Gräfin erwähnte seiner mit den Worten: „J'ai rencontré aujourd'hui à la Riviéra le Chevalier de C..., il est donc de retour à Naples."

Die Abneigung oder vielmehr die Geringschätzung, mit welcher die Bemerkung gemacht wurde, entging mir nicht, und als ich danach erwähnte, daß ich einem Mann dieses Namens in Rom mehrfach in der Gesellschaft begegnet sei, die nicht recht gewußt hätte, was aus ihm zu machen, erfuhr ich, daß wir uns in unserem Urteil über ihn nicht getäuscht und sehr wohl getan hatten, ihn von meinem Wege fern zu halten. Er war ein Abenteurer im vollsten Sinne des Wortes und seine Lebensgeschichte ein wahrer Stoff für einen Sensationsroman.

Indes für mich kam das alles jetzt nicht mehr in Betracht, denn ich war entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren. Ich war nicht mehr, wie bei dem Eintritt in Italien, auf mich allein gestellt, ich hatte an meine Schwestern zu denken. Die Verhältnisse meiner Familie erheischten meine Rückkehr, mein Bruder forderte mich dazu auf.

Man hatte das Übereinkommen getroffen, daß zwei von meinen Schwestern in Königsberg in dem Hause einer Tante, der älteren Schwester unserer Mutter, bleiben sollten. Die alte Frau war kinderlos; sie und ihr Mann hatten diese beiden Mädchen vorzugsweise lieb gehabt, und obschon das Vermögen und der Erwerb meines Onkels nicht bedeutend waren, schien es dem guten Herzen unserer Tante leichter, sich einzuschränken, als alle Kinder ihrer jüngsten Schwester von sich gehen zu sehn. Es blieben also noch zwei von meinen Schwestern übrig, Henriette, die Jüngste von uns allen, und Elisabeth, die später, als Gurlitt nach Berlin kam, dessen Frau geworden ist. Diese beiden Schwestern wünschte mein Bruder in Berlin mit mir eingerichtet zu sehen, da er, ein Vorurteil unseres Vaters respektierend, sie nicht als Gesellschafterinnen oder

in einer ihnen sonst angemessenen Tätigkeit in fremde Familien eintreten lassen wollte, was bei unserer nunmehrigen Lage weitaus das richtigste gewesen wäre.

Ich erklärte mich natürlich sofort zu jeder Einrichtung, welche man für uns drei zu treffen für nötig finden würde, im voraus gern bereit, nur eine Bedingung stellte ich für meine Rückkehr: Ich wollte nicht wieder in die Nähe oder gar in das Haus und in die Gesellschaft der Tante zurückkehren, bei der ich früher gelebt hatte und mit der mein Bruder, dem ihre Art und Weise, da er nur weniger mit ihr zu tun hatte, sehr bequem war, in gutem Einvernehmen stand. Sie hatte auch in der Tat recht viele gute Eigenschaften, aber es war ein gewisses Wesen in ihr, das mich immer beleidigt hatte und das in seiner gelegentlichen Lustigkeit zu ertragen ich mich jetzt noch weit weniger als früher fähig fühlte.

30

Meine Schwestern sollten Ende September in Berlin anlangen. Ich wollte also womöglich gleichzeitig mit ihnen dort sein; aber meine Freunde waren diesem Vorhaben, und nicht aus selbstischen Gründen, abgeneigt, wenngleich sie es mir gütig nicht verschwiegen, daß sie mich auch um ihretwillen bei sich zu behalten wünschten. Sie gaben mir zu bedenken, was noch ein Jahr freien, sorgenlosen Lebens in einer Gesellschaft, wie sie sich mir in Rom wieder darbieten würde, für mich wert sei; und sie teilten meine Meinung, daß Zeit und Entfernung für Stahr und mich beruhigend sein würden. Daneben nannten sie mir die Namen angesehener Familien, deren Töchter nach der Eltern Tode ein ihnen zusagendes und segensreiches Unterkommen in fremden Häusern gefunden hatten. Sie fragten mich auch, ob ich ein müßiges Hinleben junger Mädchen in sehr beschränkter Häuslichkeit als ein Glück erachtete, und wie ich mit einem Einkommen von sechs- bis siebenhundert Talern

— denn mehr besaßen wir zusammen nicht — unser Leben zu begründen dächte? Ich mußte alle diese ihre Bedenken als durchaus richtig anerkennen, denn ich hatte sie durch alle die Monate sorgenvoll erwogen. Aber das Andenken und die Wünsche unseres Vaters waren uns heilig; wir lebten noch ganz unter der Macht seines Einflusses, mein Bruder hatte sich ohne jede Rücksicht auf sich und sein Fortkommen den Familienangelegenheiten dienstbar gemacht, es war also an mir, das gleiche zu tun — meine Schwestern bedurften meiner, und ich hatte sie sehr lieb. Ich mußte daher Italien verlassen, wollte allein nach Deutschland gehen, und zwar sogleich, um rechtzeitig in Berlin anlangen zu können.

Davon wollten jedoch meine Freunde vollends gar nicht hören. Sie schreckten vor dem Gedanken zurück, mich die damals langwierige und weite Reise ohne Begleitung unternehmen zu lassen, indes diese Vorstellung focht mich gar nicht an; denn wenn man ein großes Seelenleiden in sich trägt, kommt man sich wie gefeit vor und denkt nicht viel an äußeres Ungemach.

Aber noch während ich mit meinen ersten Vorbereitungen für meine Abreise beschäftigt war, trat eines Mittags der Kammerherr zu mir in das Zimmer. — „Fanny!" sagte er, „ich komme, Ihnen, — ja wie soll ich's Ihnen nur gleich beibringen? — Ihnen von einem liebenswürdigen Manne aus bester Familie einen Antrag zu machen, den ohne weiteres anzunehmen meine Frau und ich Ihnen ganz entschieden raten." — Ich sah ihn mit lachender Verwunderung an. — „Nein!" fuhr er fort, „die Sache ist ganz ernsthaft, lachen Sie nicht. Es hat sich jemand um Sie beworben." — — Ich wurde, da er ein ernstes Gesicht zu machen anfing, stutzig, obschon ich keine Silbe von der Geschichte verstand und keinen Menschen kannte, auf den sie sich beziehen konnte. — „Es hat sich jemand Ihnen angetragen," hub er wieder an — „aber" — und er fing laut zu lachen an — „nur auf drei, vier Wochen, und nachher sind Sie beide frei!" Daß es ein Scherz war, sah ich natürlich ein,

aber ich wußte trotzdem nicht, wie ich ihn zu deuten hätte, bis der Kammerherr mir die Erklärung gab.

„Ich bin heut dem jungen Gardeleutnant Bernhard von Lepel begegnet," sagte er (wir alle kannten ihn, wenn auch noch nicht lange Zeit), „und wir sind gesprächsweise darauf gekommen, daß Sie nach Deutschland, und sehr gegen unsere Ansicht, allein gehen wollten. Da hat Herr von Lepel mir mitgeteilt, daß er in drei, vier Tagen ebenfalls heimzukehren denke, weil sein Urlaub sich dem Ende naht, und mich gebeten, Ihnen seine Begleitung und seine Dienste für die Reise anzutragen; und ich bin sogleich mit ihm auf die Gesandtschaft gegangen, neben dem seinen auch Ihren Paß zu bestellen, denn Herr von Lepel ist ein wackrer Mann, Sie können's besser gar nicht treffen, und Ihnen wird er als ein junger Dichter ein doppelt angenehmer Reisegefährte sein."

Das sagte ich mir in dem Augenblicke selbst. Herrn von Lepels Anerbieten war sehr dankenswert, denn es band und genierte ihn doch auf jeden Fall, und so sorgenbeladen, wie ich war, war ich eben keine erheiternde Reisegefährtin. Ich würde deshalb angestanden haben, ihm die Last meiner Begleitung aufzuerlegen, hätte ich nicht gewußt, welch eine Beruhigung es Stahr und meinen Geschwistern gewähren würde, mich auf der langen Reise nicht ganz allein zu wissen. Ich machte also von dem Anerbieten des jungen Offiziers Gebrauch, und ein Bruder hätte mich nicht vorsorglicher, nicht gütiger behandeln können. Ich habe in meinem vielbewegten Leben sehr viel uneigennütziges Entgegenkommen erfahren und das Glück gehabt, diese Eingebungen eines Augenblickes sich in dauernde Anhänglichkeit verwandeln zu sehen, wie es eben auch mit Bernhard von Lepel der Fall gewesen ist.

Der Abschied von Neapel, von den treuen, großmütigen Schwanenfelds, von der Gräfin Suchteln und den zahlreichen, mir sehr wert gewordenen Bekannten wurde mir recht schwer. Herr von Schwanenfeld brachte mich selbst nach dem Dampfer, der uns nach Livorno führen sollte und auf dem Herr von Lepel mich er-

wartete. Mit ihm verweilte ich mehrere Tage in Florenz, das ich bei meinem Eintritt in Italien so heiteren Sinnes genossen, ein paar Tage in Bologna und ebenso in Venedig — ich hatte an mein italienisches Bilderbuch zu denken. Von Venedig ging es in sehr stürmischer Fahrt nach Triest. Dann noch ein flüchtiges Umschauen in Wien, und in Regen und herbstlichem Unbehagen, das uns seit der Fahrt über das Adriatische Meer kaum für einen Tag verlassen hatte, nach Breslau, wo ich mich von meinem Begleiter trennte, um in meiner Familie, im Hause meines Onkels Friedrich Lewald, ein kurzes Ruhen zu genießen.

Meine Verwandten empfingen mich mit Liebe; das Wiedersehen meiner Tante Minna Simon, meines Vaters liebster und ältester Schwester, war mir ebenso ergreifend als wohltuend. Heinrich Simon war von Geschäften im Gebirge festgehalten. Er bat mich, zu ihm zu kommen, und wäre es auch nur für kürzeste Zeit, aber ich hatte dazu weder Sinn noch Ruhe, es zog mich nach Berlin, wo ich meine Schwestern finden sollte.

Dadurch, daß ich um ein paar Tage früher, als ich es erwartet, von Neapel aufgebrochen war, hatte mich der Brief meines Bruders nicht mehr erreicht, in welchem er mich über die Maßnahmen unterrichtete, die er zunächst für unsere Schwestern getroffen. Der Kammerherr hatte, was auch das einzig richtige war, diesen Brief nach Berlin zurückgehen lassen, und — da man damals noch keinen Telegraphen und nicht einmal durchweg Eisenbahn hatte — war ich während der Reise ohne jede Nachricht von den Meinigen geblieben, denn mein Brief aus Neapel war erst zu ihnen gelangt, als ich bereits Italien verlassen und ihnen nahe gewesen war. Erst in Breslau fand ich einige Zeilen meines Bruders vor, indes da er nach fünfmonatiger Entfernung von seinem Amte — er war Kammergerichtsassessor und Hilfsarbeiter im Justizministerium — von Arbeit überbürdet war, so enthielt sein Brief eben nur eine Begrüßung in der Heimat, und ich ging nach Berlin, ohne zu wissen, wo ich dort absteigen oder wohnen würde.

Es war schon im Oktober, als ich nach Berlin kam. Das Wetter war noch schlechter, als ich es auf der Reise angetroffen hatte. Es war kalt und rauh, Regen und Wind fegten durch die Straßen. Am Bahnhof erwartete mich mein guter treuer Bruder und Sorgengefährte. Wir gaben uns die Hände — er und ich, wir fanden uns übel aussehend. Auch er hatte einen Herzenskummer zu tragen gehabt — wir hatten beide viel erlebt.

Eine halbe Stunde später sah ich meine Schwestern wieder. Ich hatte sie unter unseres teuren Vaters Obhut, in der behaglichen, würdig eingerichteten Häuslichkeit unseres Vaterhauses verlassen, als ich fortgegangen war. Jetzt war mein Vater tot, fremde Leute wohnten zu Königsberg in dem alten Hause, das unsere Heimat gewesen war, wir hatten keine Heimat mehr, kein Vaterhaus, wir waren verwaist und in beschränktesten Verhältnissen.

Ich empfand dies letzte für meine jungen Schwestern schwerer als für mich. Ihr Anblick in dem unwirtlichen Zimmer meiner Tante tat mir bitter wehe; und auch mich muteten die beiden einfenstrigen, niedrigen und schlecht gehaltenen Stuben wenig an, in denen ich mich einzurichten hatte. Ich mußte mich besinnen, ob ich wache, ob ich träume.

Es ging mir, wie es Stahr ergangen war. Auch mir war alles fremd geworden: die Luft, die Straßen, die Menschen — alles — und auch ich war nicht mehr dieselbe, die sie gekannt hatten — auch ich war eine völlig andere geworden.

Aber ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. — Der Weg, der vor mir lag, war dornenvoll; der Platz, auf dem ich stand, war eng und in keiner Weise sicher, die Zukunft dunkel, mein Herz voller Kummer, mein Kopf voller Sorgen aller Art — mein geringes Erspartes durch die Reise völlig aufgebraucht. Ich mußte vorwärts und an die Arbeit gehen! — Gleich und mit raschem Entschlusse an die Arbeit gehen!

Und ich bin an die Arbeit gegangen, und von des geliebten Mannes unwandelbarer Liebe, von seiner ausharrenden Treue ermutigt,

immer vorwärts, durch lange schwere Jahre, ohne Wanken, einander stützend, tragend, fördernd, gegangen bis an das Ziel, bis in den Hafen, an sein treues Herz zur beglückendsten Lebensgemeinschaft, die ein gütiges Geschick uns noch lange erhalten möge!

Berlin, den 22. Dezember 1865.

Namenverzeichnis und Anmerkungen

Fanny Lewald

geb. am 24. März 1811 zu Königsberg, gest. am 5. August 1889 zu Dresden, ihr Grab neben dem Stahrs auf dem protestantischen Friedhof zu Wiesbaden.

Ihre in diesem Bande erwähnten Werke:

Clementine. Roman 1843.
Jenny. Roman 1843.
Der Minister von Schön. Volksbote 1844.
Eine Lebensfrage. Roman 1845.
Ein armes Mädchen 1846.
Italienisches Bilderbuch 1847.
Diogena 1847.
Prinz Louis Ferdinand. Roman 1849.
Erinnerungen aus dem Jahr 1848. 1850.
Liebesbriefe. Roman 1850.
Wandlungen. Roman 1853.
Meine Lebensgeschichte 1861—1866.
Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman 1864—1866.
Die Familie Darner. Roman 1887. (Erneuert von H. Spiero 1925.)
Zwölf Bilder nach dem Leben (darin u. a. Johanna Kinkel, Caroline Ungher-Sabatier, Wilhelmine Schröder-Devrient, Heine, Franz Liszt) 1888.

Ihre Eltern:

David Lewald, Kaufmann und Stadtrat zu Königsberg (1787 bis 1846).
Rosa Lewald geb. Assing (1791—1841).

Ihre Geschwister:

Otto Lewald, Rechtsanwalt und Justizrat in Berlin (1813 bis 1874); vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte 5. Bd.
Moritz Lewald, Arzt, Assistent Dieffenbachs in Berlin, später in Tiflis (1815—1847).
Clara Lewald, verheiratet mit dem Kaufmann Dorsch in Königsberg (1816—1877).

Minna Lewald, verheiratet mit dem Rittergutsbesitzer Minden in Königsberg, später in Dresden (1821—1891).

Elisabeth Lewald, verheiratet mit Louis Gurlitt (s. d.) (1822 bis 1909); vgl. Ludwig Gurlitt, Louis Gurlitt. Berlin 1912.

Marie Lewald (1824—1905).

Henriette Lewald, auch als Übersetzerin hervorgetreten (1825 bis 1890).

Die Schwester von Fannys Vater, Minna (1780—1850) war mit dem Kaufmann Hermann Simon in Breslau verheiratet und Heinrich Simons (s. d.) Mutter.

Der jüngste Bruder von Fannys Vater, Friedrich Lewald (1793 bis 1858) war nationalökonomischer Schriftsteller, wurde dann Direktor der Berlin-Schlesischen Eisenbahn und schließlich Kgl. Eisenbahndirektor in Breslau; vgl. H. Hoffmann von Fallerslebens Selbstbiographie.

August Lewald, der Fanny in die Literatur einführte, war ein Vetter ihres Vaters (1792—1871); er war von 1835—1846 Herausgeber der von ihm begründeten Zeitschrift Europa und Regisseur am Stuttgarter Hoftheater. Vgl. Hebbels Tagebücher, Heines Briefwechsel, F. Wehl, Zeit und Menschen, und Ferd. Kürnberger, Ein Alter von der Garde in den „Literarischen Herzenssachen".

Adolf Stahr

geb. am 22. Oktober 1805 zu Prenzlau, 1826 Lehrer am Hallischen Pädagogium, 1836 Professor und Konrektor am Gymnasium in Oldenburg, seit 1852 im Ruhestande zu Berlin, gest. am 3. Oktober 1876 in Wiesbaden.

Seine in diesem Bande erwähnten Werke:

Fünf Schriften über und Übersetzungen aus Aristoteles: Aristotelia (1833), Aristoteles bei den Römern (1834), Aristoteles' Politik (1836—1838), Aristoteles und die Wirkung der Tragödie (1859), Übertragung der Poetik, Politik, Rhetorik und Ethik (1860—1863).

Ein Jahr in Italien 1847—1850.

Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten 1854—1855.

Lessing. Sein Leben und seine Werke 1859.

Ein Stück Leben. Gedichte 1869.

Aus der Jugendzeit. Erinnerungen 1870—1877.

Vgl. Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn, herausgegeben von Ludw. Geiger, Oldenburg 1903.

Seine erste Frau: Marie Kraetz (1813—1879), Tochter des Schulinspektors August Kraetz und der Sofie Karoline Kraetz geb. Thieriot.

Stahrs Kinder erster Ehe:

Alwin Stahr (1834—1892), Kais. Konsul in Lille; seine Frau Marie geb. Gerson aus Berlin (1840—1903).

Anna und Helene, zwei begabte Klavierspielerinnen, Vorzugsschülerinnen Liszts; ihr Bild im Kirms-Krackow-Hause zu Weimar.

Adolf der Jüngere, Kaufmann.

Allarz, Dr., päpstlicher Arzt 224.

Amalia, Königin von Griechenland, Prinzessin von Oldenburg (1818—1875) 201.

Andersen, Hans Christian, dän. Dichter (1805—1875) 194. 195. 270.

Aristoteles 8. 110.

Arnim, Bettina v., geb. Brentano (1788—1859) 70.

Auerswald, die Brüder Hans Adolf Erdmann (1792—1848), Rudolf (1795—1866), Alfred (1797—1870) von, liberale Politiker. Hans wurde als Mitglied der Frankf. Nationalvers. ermordet, Rudolf war 1858 bis 1862, Alfred 1848 Minister 5.

Bacheracht, Therese v., geb. v. Struve, Schriftstellerin (1804 bis 1852); in erster Ehe mit dem russischen Diplomaten B. verheiratet, vermählte sie sich nach der Scheidung mit dem holl. Obersten von Lützow, den sie nach Java begleitete, wo sie auch gestorben ist. Über ihre Freundschaft mit Gutzkow vgl. dessen „Rückblicke auf mein Leben". 5. 52. 78.

Baer, Karl Ernst v., Naturforscher auf anthropologischem, geogr., anatom., zoolog. Gebiet gleich ausgezeichnet, Prof. in Königsberg 1817—1834 (1792 bis 1876). Vgl. L. Stieda, K. E. v. B. Braunschw. 1886. 14. 15. 18. 20. 34.

Baldassaro, Monsignore 64.

Baumann, Elisabeth, Malerin, geb. 1819 in Warschau, gest. 1881 in Kopenhagen, verh. mit Adolf Jerichau (s. d.) 50. 59—62. 68. 69. 70. 77. 78. 79. 88. 89. 90. 99. 120. 121. 122. 127. 137. 175. 176. 177. 220. 249. 263.

Becker, Carl Ludwig Friedrich, Maler (1820—1900), war Präsident der berl. Akademie 210.

Beethoven, Ludwig van 205.

Bettina, (s. Arnim, Bettina).

Bock, Leopold, Theologe 4.

Bock, Raphael, Dichter, geb. 1779 in Marienwerder, war, wie Hoffmann und Werner in der

Verwaltung Preuß.-Polens tätig, wurde katholisch, Domherr, trat, um zu heiraten, aus dem geistl. Stande aus und wurde Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Königsberg. Er ertrank beim Baden im Pregel 1837. Sein Hauptwerk: das romant. Epos Aura. Vgl. Aug. Lewald, Ein Menschenleben I 5. 94.
Börne, Ludwig (1768—1837) 5.
Bowen, Elise 270. 271.
Brockhaus, v., preuß. Gesandter 272.
Bruce, Robert, schott. Kronprätendent des 13. Jahrhunderts 267.
Byron, Lord George Gordon (1788 bis 1824) 53.
Canina, Luigi Ritter, ital. Architekt u. Altertumsforscher (1795 bis 1856) bearbeitete die Topographie des alten Roms 63.
Caproellatro, Irene, Improvisatorin 272.
Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1818 bis 1901). Seine Briefe an Fanny Lewald hat der Oldenb. Minister Günter Jansen 1904 herausgegeben 10.
Catel, Franz Ludwig, aus Berlin, dt. Landschafts- u. Genremaler (1778—1856), ursprüngl. Holzbildhauer. Er hinterließ sein Vermögen zugunsten der Stiftung Instituto Catel für arme dt. u. ital. Künstler 123. 131. 132. 140.
Cornelius, Peter v., Maler (1783 bis 1867) 60. 127.
Crelinger, Auguste, Schauspielerin (1795—1865) 5.
Crelinger, Justizrat, Verteidiger im Königsberger Muckerprozeß (s. dort), vgl. Treitschke, Dtsche Geschichte 5. Bd. 275. 282.
Dehmel, Richard, Dichter (1863 bis 1920) 2.
Dingelstedt, Franz v., Dichter (1814—1881) 5.
Dulk, Friedrich Albert, Dichter, Politiker, freireligiöser Gemeindegründer (1819—1884). Vgl. sein Lebensbild von Ernst Ziel (vor den gesamm. Werken) u. H. Spiero, Deutsche Köpfe, Darmstadt 1926. 5.
Echtermeyer, Theodor, Kritiker u. Schriftst., am bekanntesten durch seine Ausw. dtscher. Gedichte (1805—1844) 6. 110.
Ehlert, Louis, Komponist u. Musikschriftsteller, geb. Königsberger (1825—1884) 25.
Eulenburg, Friedrich Graf, 1862 bis 1878 Minister des Innern (1815—1881) 5.
Flottwell, Eduard v. (1786 bis 1865) preuß. Staatsmann 4.
Fourier, Francois Charles Marie, frz. Sozialist (1772—1837) 27.
Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen 49.
Gallahoff, Ivan 64. 96. 98. 167. 178. 180. 211. 222. 262. 265. 270. 271. 272.
Galizin, Sophie, Fürstin 270.
Gar, Tommaso, ital. Historiker, zuletzt Direktor des Archivs der Frari in Venedig (1808 bis 1871). Vgl. F. Lewald, zwölf Bilder nach d. Leben S. 64. 25.
Gasser von Valhorn, Joseph, Bildhauer (1816—1900) 36.
Giorgione 73.

Goethe, Joh. Wolfgang v., 3. 8. 10. 12. 13. 47. 53. 84. 87. 95. 96. 105. 108. 114. 154. 163. 166. 179. 196. 197. 200. 210. 213. 227. 237. 266.
Goethe, Ottilie v., geb. Freiin v. Pogwisch, geb. 1796, 1817 mit August v. Goethe vermählt, 1828 verwitwet, gest. 1872. Vgl. O. v. G., Erlebnisse u. Geständnisse, hsg. v. H. H. Houben, Lpzg. 1923 u. Aus O. v. G. Nachlaß, hsg. v. W. v. Ottingen, Weimar 1912—13. 6. 46. 54. 55. 63. 89. 92. 96. 98. 101. 107. 114. 130. 152. 185. 187. 204. 205. 208. 227. 235. 262. 287. 288.
Gottsched, Joh. Christoph 4.
Grahn, Lucile, Tänzerin (geb. 1824) 288.
Gregor XVI., Papst seit 1831 (1765—1846) 224. 226. 286.
Grimm, Herman (1818—1901), die angeführte Stelle aus seinem Goethe, Schluß der 16. Vorlesung 3.
Gurlitt, Louis, Maler (1812 bis 1897), der öfter erwähnte kleine Sohn ist der spätere Grazer Archäologe Wilhelm G. Aus der Ehe mit Elisabeth Lewald (s. d.) stammen der Kunsthistoriker Cornelius, der Kunsthändler Fritz und der Pädagoge Ludwig G. 50. 61. 63. 75—77. 80. 90. 93. 121. 122. 123. 131. 156. 167. 169. 170. 171. 183. 191. 192. 193. 194. 210. 220. 250. 258. 260. 263. 264. 287. 290. 292.
Gutzkow, Karl (1811—1878) 5. 8.
Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, Schriftstellerin (1805—1880). Gegen sie richtete sich Fanny Lewalds 1847 erschienene, erfolgreiche Satire Diogena 74. 79. 105.
Hamann, Joh. Georg 4.
Hansemann, David, preuß. Ministerpräsident (1794—1864), vgl. F. Lewalds Erinnerungen aus dem Jahre 1848 290.
Hebbel, Friedrich (1813—1863). Er lebte von 1844—45 mit s. Landsmann Gurlitt gemeinsam in Neapel u. Rom. Vgl. Tagebücher Bd. 2 u. 3 93. 94.
Hegel Wilhelm Friedrich (1770 bis 1831) 196.
Heine, Heinrich (1797—1856). vgl. F. Lewald, Zwölf Bilder nach dem Leben 93. 94.
Helene, Großfürstin von Rußland, geb. Prinzessin von Württemberg (1807—1873), mit zahlreichen dtsch. Gelehrten und Schriftstellern befreundet 20.
Helfft, Julius Ed. Wilh. aus Berlin, später dort Professor (1818—1894); sein Bild Venedig im Potsdamer Stadtschloß. Vgl. Stahr, Ein Jahr in Italien 2. Bd. 51. 260. 290.
Herder, Joh. Gottfried (1744 bis 1803) 4. 197.
Hertz, Henriette, geb. de Lemos (1764—1847) 5.
Herwegh, Georg, Dichter (1817 bis 1875) 5. 98.
Hettner, Hermann (1821—1882) Kunst- und Literarhistoriker 63. 69. 87. 90. 91. 95. 97. 103. 108. 183. 196. 197. 198. 232. 236. 250. 260. 261. 264.
Hippel, Theodor Gottl. v. 4.
Hoffmann, E. T. A. 4.

Hoffmann v. Fallersleben, Heinr., Dichter u. Germanist (1798 bis 1874) 5.
Holtei, Karl v., Dichter u. Theaterdirektor (1798—1880) 5.
Homer 196. 202.
Humboldt, Wilhelm, Freiherr v. (1767—1835) 3.
Hummel, Karl Maria Nicolaus, Landschaftsm. u. Radierer (1821 bis 1907), Schüler Schwerdtgeburths u. Fr. Prellers; sein Bildnis vom Gesandten Kestner (s. d.) gez., im Hannöverschen Kestner-Museum 177.
Jacoby, Johann, Arzt und demokratischer Politiker (1805 bis 1877), berühmt durch seine den Verfassungsstreit behandelnde Schrift „Vier Fragen, beantwortet v. einem Ostpreußen" (1841), später Mitgl. d. preuß. u. d. dt. Nationalvers. Vgl. Fanny Lewald über J. J. in der Europa. 5.
Jerichau, Jens Adolf, Bildhauer, Schüler und Nachfolger Thorwaldsens (1816—1883) 78. 84. 89. 90. 99. 121. 122. 175. 176. 177. 220. 249. 263.
Immermann, Karl Lebrecht (1794 bis 1840) 24. 253.
Jordan, Wilhelm, Dichter und Politiker, Mitgl. d. dt. Nationalvers. (1819—1904) 5.
Kähler, Ludw. Aug., Theologe (1775—1855) seit 1819 Universitätsprof. u. Konsistorialrat i. Königsberg. Sein Dichtername war Filibert; sein Roman „Hermann von Löbeneck" (1805—1806) erregte Goethes Aufmerksamkeit, K. war der einzige Königsberger, nach dem sich Goethe bei Ed. Simson 1829 erkundigte 5.
Kant, Immanuel 4.
Kenney, Mistreß, geb. Gallahoff 64. 98. 265. 270.
Kemble, Adelaide, Sängerin (s. A. Sartoris).
Kemble, Fanny, Schauspielerin u. Schriftstellerin. Verehel. Buttler (1809—1893) 99.
Kestner, Georg August, Diplomat, hannöverscher Gesandte i. Rom, jüngster Sohn v. Lotte. Hauptbegründer d. deutschen archäol. Instituts i. Rom (1777 bis 1853) 59. 211.
Kestner, Charlotte, geb. Buff, Urbild v. Werthers Lotte (1753 bis 1823) 59.
Kinkel, Johanna, geb. Mockel, Dichterin, Gattin d. Dichters Gottfried Kinkel (1810—1858) 8.
Kücken, Friedr. Wilh., Komponist (1810—1882) 257.
Kümmel, Heinr. Aug. Georg, Bildhauer, aus Hannover (1810 bis 1855); er hat u. a. den Gesandten Kestner (s. d.) porträtiert 63.
Landsberg, Chevalier, Musiker u. bekannter röm. Klavierlehrer 140. 210.
Lehmann, Rud., aus Kiel (1814 bis 1882) Porträtist und Geschichtsmaler, seit 1847 in Paris 61. 80. 130.
Lepel, Bernhard v., Dichter (1818 bis 1885). Über seinen späteren Verkehr mit F. Lewald: Vierzig Jahre. Bernh. v. Lepel an Theodor Fontane. Berlin 1910 295. 296.
Lessing, Gotthold Ephraim 8. 197.

Leſſon, Thorald, dän. Maler 84. 90. 176. 220. 249. 268.
Lippi, Monſignore 64. 100.
Liſzt, Franz 8.
Louis Bonaparte, König von Holland, Bruder Napoleons I. (1778—1846) 52.
Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen (1772—1806) 240.
Lübke, Wilhelm, Kunſthiſtoriker (1826—1893) 9.
Ludwig I. v. Bayern, König (1786 bis 1868) 102.
Manzoni, Aleſſandro, ital. Dichter (1785—1873), vgl. d. Übertragung d. Ode „Der fünfte Mai" durch Goethe 82.
Marſtaller, Auguſt, dt. Generalkonſul in Rom 54. 187. 235. 269.
— —, Hektor, deſſen Bruder, Kaufmann in Neapel 269.
Matranga, Abbate, Kuſtode a. d. vatikan. Bibliothek 63. 82. 100. 127. 204. 205. 228. 232. 233.
Mengs, Raphael, Maler (1728 bis 1779) 105.
Mertens, Auguſte, Tochter d. Folgenden 147. 148. 149.
Mertens, Sybille, geb. Schaaffhauſen, geb. 1797 in Köln, geſt. 1857, Archäologin u. Numismatikerin. Vgl. H. H. Houben, Ein dtſcher Salon in Rom 1846. Velh. u. Klaſings Monatshefte 3. 6. 55. 57—59. 62. 63. 73. 98. 99. 101. 102. 114. 115. 146. 147. 149. 150. 151. 156. 178. 200. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 230. 235. 272.
Meyerbeer, Giacomo (1791 bis 1864) Komponiſt 5.
Morgan, Sidney, Lady, engl. Schriftſtellerin (1785—1859) 74.
Moſen, Julius, Dichter, naher Freund Ad. Stahrs (1803 bis 1867) 6. 165. 179.
Moſer, Julius, aus Gumbinnen, Genremaler, ſpäter Prof. in Berlin (1818—1916) Vetter Eduard Simſons (ſ. d.), Schüler Wilhelm Henſels 62. 63.
Mosle, J. L., Oberſt, Adjutant d. Großherzogs v. Oldenburg 116.
Muckerprozeß, Königsberger, das Verfahren gegen die Prediger Ebel und Dieſtel 1835—1842. Vgl. P. Konſchel, Der Kbger. Religionsprozeß. Kbg. 1909, Otto Stoeßls Roman: Die Erweckten in Königsberg, 1925, vor allem Fannys Selbſtbiographie 7—8.
Mügge, Theodor, Schriftſteller (1806—1861) 5.
Müller, Karl Friedr. Joh. v., aus Stuttgart, Maler (1813 bis 1881); ſeine Werke z. T. in Villa Berg und Villa Roſenſtein bei Stuttgart 210.
Mundt, Theodor, Schriftſteller (1808—1861) 5.
Nicolai, Friedr., Schriftſteller u. Buchhändler (1733—1811) 224.
Niemeyer, Hermann Agathon, Theologe, Direktor d. Franckeſchen Stiftungen (1802—1851) 110.
Nikolaus I., Kaiſer v. Rußland (1796—1855) 62.
Orfei, röm. Dichterin 272.
Pantaleoni, Dr. 179.
Parleno, Herzogin v., Oberhofmeiſterin 272.
Pepleu, Baron, Maler 61. 260.

Pestalozzi, Joh. Heinr. (1746 bis 1827) 111.
Phidias 153.
Piombino, Fürst aus d. Hause Boncampagni-Ludovisi 87.
Pius IX. (1792—1878) 286.
Platen, August Graf v. (1796 bis 1835) 98. 108. 213.
Pückler-Muskau, Hermann, Fürst, Schriftsteller, Reisender, Gartenkünstler. Vgl. F. Lewald, Zwölf Bilder nach d. Leben (1785—1871) 78.
Rahel s. Varnhagen.
Rahl, Karl (1812—1865), Maler, von ihm d. berühmte Bildnis Hebbels 257.
Rauch, Christ. Daniel (1777 bis 1857) Bildhauer 9.
Richter, Frau 235. 238.
Ristori, Adelaide, ital. Schauspielerin (1822—1906) 131.
Rivas, Angel Perez de Saavedra, Herzog v. (1791—1865), span. Staatsmann und Dichter 272.
Robert-tornow, Walter, Gelehrter u. kais. Hausbibliothekar (1852 bis 1895). Vgl. Herman Grimm, Fragmente 9.
Rosenkranz, Karl, Philos. (1805 bis 1879). Er war seit 1833 Professor in Königsberg 9.
Rossi, Gian Battiste de, Archäologe (1822—1894) 63.
Rothschild, neapolitanisches Bankhaus 269.
Ruge, Arnold, Schriftsteller u. demokr. Politiker (1802—1880) 6. 110.
Sabatier, Caroline Ungher-S., Sängerin (1803—1877) 8. 26. 27. 28.
Sabatier, Francois, frz. Schriftsteller, Übersetzer Goethes und Schillers (1818—1891). Vgl. F. Lewald, Zwölf Bilder 25. 26. 27.
Sand, George, Aurore Dupin-Dudevant, frz. Schriftstellerin (1804—1876) 180. 216.
Sartoris, Adelaide, geb. Kemble, Opernsängerin u. Schriftstellerin (1814—1879) 99. 210.
Saucken, Ernst v. S.-Tarputschen (1791—1854) und August v. S.-Julienfelde (1798—1873), liberale Politiker, beide im Verein. Landtag, Ernst auch in der dt. Nationalvers. 5.
Schenkendorf, Max v., Dichter (1783—1817) 4.
Schön, Heinr. Theod. v., Staatsmann (1773—1856) 4. 5.
Schiller, Friedrich 16. 197.
Schmidt, Julian, Literarhistoriker (1818—1886); über seine Königsberger Studienzeit vgl. Ferdin. Falkson, Die liberale Bewegung in K., Breslau, und Schmidts Essay über Fanny L. in Westermanns Monatsheften 5.
Schnaase, Karl, Kunsthistoriker, ursprünglich Jurist (1798 bis 1875). Vgl. W. Lübke, K. S., Stuttg. 1879 18. 19. 20. 24. 34. 35. 36. 66. 106.
Schopenhauer, Adele, Tochter der Schriftstellerin Johanna Sch. (1797—1849); schriftstellerte unter d. Decknamen Adrian van der Wenne. Vgl. A. S., Tagebuch einer Einsamen. Hsg. v. H. H. Houben, Lpzg. 1921. Ihre Gedichte u. Scherenschnitte gab gleichfalls Houben (Lpzg. 1920) heraus 46—51. 55. 63.

95. 96. 98. 101. 115. 127. 131. 137. 204. 205. 206. 208. 210. 227.
Schopenhauer, Johanna, geb. Trosiener, aus Danzig, Schriftstellerin, Mutter von Arthur und Adele Sch. (1766—1838). Vgl. Laura Frost, Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klass. Zeit 47.
Schröder-Devrient, Wilhelmine, Opernsängerin (1805—1860); vgl. F. Lewald, Zwölf Bilder 27.
Schwanenfeld, Kammerherr von, und Frau 55. 98. 163. 182. 183. 227. 262. 264. 268. 272. 274. 281. 282. 283. 284. 289. 291. 294. 295. 296.
Schwarz, v., Marie Espérance, geb. Brandt, Pseudonym Elpis Melena, Schriftstellerin, Philanthropin und Vorkämpferin d. Tierschutzes (1818—1899) 290.
Schwarzenberg, Fürst Felix, österr. Staatsm. (1800—1852) 272.
Schwegler, Albert, Historiker d. Philosophie (1819—1857) 196. 197. 250.
Schwendler, Präsident 272.
Shakespeare 266.
Shelley, Percy Bysshe, engl. Dichter (1792—1822) 103.
Simon, Aug. Heinrich, demokrat. Politiker, damals Stadtgerichtsrat in Breslau, später Mitglied d. dt. Nationalvers., des Rumpfparlaments und der Stuttgarter Reichsregentschaft, 1851 in contumaciam, seiner polit. Tätigkeit halber, zu lebenslängl. Zuchthaus verurteilt, lebte seit 1849, mit Keller befreundet, in der Schweiz (1805 bis 1860) 4. 205. 209. 223. 225. 242. 296.
Simson, Martin Eduard von, seit 1833 Prof. und Tribunalsrat in Königsberg, später Präsident der dt. Nationalvers., des Reichstags, des Reichsgerichts (1810—1899). Eine Schwester von Fannys Vater, Johanna, war mit einem Bruder von Eduards Vater, Louis, verheiratet 5.
Simson, Dr., Breslauer Arzt 224. 225.
Spindler, Karl, Romanschriftsteller (1796—1855) 5.
Solmar, Henriette, hielt in ihrer Wohnung in der kgl. Bank in der Oberwallstr. einen der letzten Berliner Salons. Vgl. F. Lewalds Lebensgeschichte, Bd. 3, u. H. Spiero, Das poetische Berlin 1. 5.
Sommerville, Mary, geb. Fairfax, Naturforscherin (1780—1872); ihren Ruhm begründete 1831 ihre selbständige Bearbeitung von Laplaces Mécanique Céleste unter dem Titel The Mechanism of the Heavens 63.
Suchteln, Gräfin 270. 272. 279. 288. 290. 294.
Therese, Königin v. Neapel u. Sizilien, Erzherzogin v. Österreich 272.
Tizian 66. 70. 73.
Treitschke, Heinrich von, Historiker (1834—1896) 8.
Trendelenburg, Friedr. Adolf, Philosoph (1802—1872) 110.
Tyggesen, dän. Familie 79. 80.
Varnhagen von Ense, Karl August (1785—1858). Sein Briefwech-

sel mit Karl Rosenkranz, hsg. v. A. Warda, erschien 1926 5. 9.
Varnhagen, Rahel, geb. Levin (1771—1833) 158.
Villerive, Marquis de 229.
Vischer, Friedr. Theodor, Philosoph u. Dichter (1807—1887) 9. 196.
Waiblinger, Wilh., Dichter (1804 bis 1830) 53.
Welcker, Friedr. Gottlieb, Altertumsforscher (1784—1868) 49.
Werner, Zacharias, Dichter (1768 bis 1823) 4.
Wilhelm, Herzog v. Braunschweig-Ols (1771—1815) 109.
Winckelmann, Joh. Jakob, Kunsthistoriker (1717—1768) 3. 105. 152. 175. 196. 247.
Woltreck, Franz, aus Zerbst, Bildhauer (1800 bis nach 1845), Schüler Thorwaldsens; von ihm Platen in der Walhalla bei Regensburg 184.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Date Due

FAC/STAFF
MAY 2 7 1953

L. B. Cat. No. 1137

PT2423.L3Z47 CLAPP
3 5002 00120 3269
Lewald, Fanny
Romisches tagebuch, 1845/46,

PT
2423
L3Z47
AUTHOR
Lewald-Stahr
134120
TITLE 3 5002 00120 3269
Römisches tagebuch
DATE DUE
BORROWER'S NAME
F. 27
JUN 15 1981
JUN 12 1982
RENEW
MAY 13 '83
RENEW
AUG 16 '83
SEARCHED
AUG 7 '84
SEARC
NOV 16 '84
AUG 14 1985
JUL 10 198
JUL 0
PT
2423
L3Z47
134120

E STECHERT & Co
ALFRED HAFNER)
EW YORK